Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 38 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 17. September 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Sehr trübe Bilder aus den Ueberschwemmungs-Gebieten Deutschlands und Oesterreichs.—Lebende und Todte von den Fluthen bedroht! — Gewaltiger Eigenthumsschaden. — Militärische Hilfe.—Aus dem Unglücks- und Verbrechens-Kapitel. — Wird das Vereinsgesetz gegen die Agrarier angewendet?—Neues über die Samoa-Wirren.—Zur Lage in Deutsch-China.—Deutschland und der Philippinen-Krieg. — Vermischtes.

Berlin, 16. Sept. Weit mehr, als für die hohe Politik, interessirt sich jetzt ein großer Theil des Volkes für das Hochwasser-Unheil, von welchem das südliche Deutschland, sowie ein großer Theil von Oesterreich so schwer heimgesucht ist! Nach den neuesten Berichten ist der Schaden, wie auch die Gefahr, noch bedeutend größer, als man anfangs geglaubt hatte, namentlich in Baiern und im österreichischen Salzkammergut. Folgende Thatsachen sind besonders bezeichnend für den Ernst der Lage:

In München ist der Verkehr über sämmtliche Isar-Brücken von der Polizei als zu gefährlich verboten worden; die städtischen Wasserwerke sind fast vollständig ruinirt und die Friedhöfe bieten einen grauenvollen Anblick, da viele frischgemachte Gräber vom Wasser ausgeschwemmt und die Leichen weggespült wurden.

Die Regierung hat jetzt Pioniere und einen Train des 1. Armeecorps zu sofortiger Hilfeleistung nach den bedrängten Distrikten beordert. Prinzregent Luitpold hat sich wegen des Fluthen-Unheils veranlaßt gesehen, seinen Jagd-Ausflug in Algäu (dem südlichen Theil des bairischen Regierungsbezirks Schwaben) abzubrechen und nach München zurückzukehren. Desgleichen rief der bairische Minister des Innern, v. Feilitzsch auf gestern Abend das Kabinet zusammen, und dasselbe verwilligte anderthalb Millionen Mark für Hilfeleistungs-Zwecke. Heute fuhr der Prinzregent in der Stadt herum und leistete in eigener Person Beistand, soweit wie möglich.

In Gmunden, Oesterreich, wurde nicht nur die Traun-Brücke weggerissen (wobei, wie schon in einer kurzen Notiz erwähnt, 19 Menschen umkamen), sondern es wurden auch mehrere Häuser zerstört, und dabei wurden u. A. ein Vater und seine Tochter getödtet. In Steyr wurden fünf Häuser weggerissen, zu Timmelkamm gar 45, und zu Unter-Langbad 22.

Auch sind in Linz viele Personen — die Zahl läßt sich noch nicht genau angeben! — ertrunken, desgleichen zu Schaerding, wo sämmtliche Häuser unter Wasser stehen. Die Inn steigt noch immer weiter! Dagegen sind die Enns und die Traun am Fallen. Die Donau steigt rasch und steht in Wien jetzt 476 Zentimeter höher, als zu gewöhnlichen Zeiten. Viele Straßen in Wien stehen unter Wasser. In Pussau (Passau?) ertrank ein Feuerwehrmann, während er versuchte, eine Familie von 8 Personen zu retten, von welcher zwei ertranken.

In Schlesien ist eine Masse Brücken und Häuser weggeschwemmt worden oder unter Wasser gerathen. Zu Zwickau, in Sachsen, mußte der Dampferdienst auf der Elbe gänzlich eingestellt werden. Und noch beständig laufen neue Unheilsberichte ein. Die, früher in Schlesien getroffenen Vorkehrungen gegen neuen Hochfluth-Schaden scheinen sich noch nicht als zulänglich erwiesen zu haben.

(Vergleiche auch die diesbezügliche Depesche aus Wien!)

Der Streit über das Portal für den 48er Märzgefallenen-Friedhof dahier scheint sich „glücklich" noch in das nächste Jahrhundert hineinziehen zu wollen! Wenigstens steht fest, daß er auch mit der neuesten Entscheidung des Bezirks-Ausschusses noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist. In dieser Entscheidung wurde (wie schon kurz erwähnt) die Klage des Berliner Magistrats gegen den Polizei-Präsidenten abgewiesen; aber der Magistrat hat jetzt angekündigt, daß er an das Oberverwaltungsgericht appelliren wird. Das ist auch keine Instanz, die sich mit ihren Entscheidungen übermäßig zu beeilen pflegt. Bekanntlich hätten die Polizei und die Regierung nichts gegen das Portal an sich einzuwenden, wenn die vorgeschlagene Inschrift nicht wäre, welche eine leise Sympathie mit den Märzgefallenen und sonach zugleich mit der 48er Revolution verräth!

Hamburg hat eine große Sensation in Bankkreisen, indem die Prokuristen Dittmer und Taubert, von der Kommerz- und Diskonto-Bank, unter der Anklage verhaftet wurden, 300,000 Mark unterschlagen zu haben. Die Bank hat ein Kapital von 30 Millionen Mark, kann also jedenfalls diesen Schlag verwinden.

Aus Schlesien wird eine schlimme Massenvergiftung gemeldet, 60 Menschen erkrankten heftig nach dem Genuß von Wurst und Kartoffelsalat, welche Ptomaine (Leichengifte) enthielten, und viele dieser werden nicht mit dem Leben davonkommen.

Bei einer schlimmen Feuersbrunst im Dorf Schönheide (schlesischer Regierungsbezirk Breslau) sind die Gattin und der Sohn des Druckers Rauch erstickt.

Hier nahm eine Ehebruchsgeschichte ein trauriges Ende. Der Berliner Kellner Traugott Laue und die Ladenverkäuferin Frl. Klara Wilke vergifteten sich gemeinschaftlich, weil die rechtmäßige Gattin Laue's, in Weigelsdorf (bei Reichenbach Schlesien) wohnhaft, eine Scheidungsklage eingeleitet hatte.

Professor Moritz Lazarus, der berühmte philosophische Schriftsteller und Dozent über Völker-Psychologie und Pädagogik an der Berliner Universität, feierte gestern seinen 75. Geburtstag, und es gingen dem greisen Gelehrten viele telegraphische und postalische Glückwünsche von Nah und Fern zu.

Die „Kölnische Zeitung" zieht, anscheinend ohne Zustimmung der Regierung, heftig über den amerikanischen Konsul in Samoa, L. M. Osborn, los. Sie sagt, seine Charakterschwäche sei an dem Sturz der provisorischen Regierung in Samoa schuld gewesen, und sein Bemühen, den Oberrichter-Posten daselbst zu erlangen, sei ein weiterer Grund, seine Abberufung zu fordern. Osborn sei ein ganz gewöhnlicher amerikanischer Aemterjäger.

Dagegen nimmt der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" in Sydney, Australien, Osborn entschieden in Schutz. Er schreibt, das Verhalten Osborn's vom Beginn der samoanischen Wirren bis zum heutigen Tage sei durchaus korrekt und besonnen gewesen. Osborn habe sich geweigert, der Stellungnahme des Oberrichters Chambers beizutreten, bis die Angelegenheit zur Zufriedenheit des deutschen Konsuls Solf geordnet worden sei.

Kapitän Schönfelder, der Befehlshaber des deutschen Kreuzerbootes „Falke," erklärte in einer Unterredung, zu keiner Zeit sei das Leben eines Weißen in Apia gefährdet gewesen, und Admiral Kautz habe voreilig gehandelt. Wenn — sagte der Kapitän weiter — Dr. Rose die Landung von deutschen Seesoldaten verlangt hätte, so hätte er, Schönfelder, sich für verpflichtet gehalten, erst persönlich festzustellen, ob Leben und Eigenthum deutscher Unterthanen gefährdet seien. Es verlautet, daß Schönfelder einen Streit mit Dr. Rose gehabt habe, und der Kaiser jetzt schwanke, ob er die Darstellung des Letzteren, oder diejenige des Ersteren glauben solle — einstweilen aber haben Beide Orden gekriegt. Dies scheint dafür zu bürgen, daß die deutsche Regierung die Sache jedenfalls nicht zu tragisch auffaßt.

Der Landwirthe-Bund und seine „loyale" Auflehnung gegen die Regierungspolitik machen noch immer von sich reden. So lange die Agrarier mit der Regierung stets Hand in Hand arbeiteten, betrachtete die Polizei diesen Bund immer nur als eine rein wirthschaftliche Organisation, — jetzt aber behauptet sie, daß der Bund schon seit fünf Jahren eine „unheilvolle politische Thätigkeit" entwickle. Infolge dessen dürften die Agrarier unangenehme Bekanntschaft mit dem Gesetz machen, welches politische Vereinigungen der Polizeikontrolle unterwirft und früher stets von dem konservativen Gutsbesitzer-Element im Kampf mit den Liberalen kräftig unterstützt wurde. Bereits hat die Berliner Polizei eine verbesserte Mitglieder-Liste des Bundes eingefordert! Das Exekutiv-Komite hat denjenigen Mitgliedern, welche Regierungsbeamte sind, nahegelegt, unverzüglich auszutreten. Als ein „Verband politischer Vereine" könnte der Landwirthe-Bund von den Reichsbehörden ohne vieles Federlesen aufgelöst werden!

Die deutsche Regierung stellt die Geschichte von den bedrohlichen Zuständen im Hinterlande von Deutsch-China in Abrede, oder erklärt wenigstens, daß nicht die geringste amtliche Bestätigung darüber erfolgt sei, und auch die chinesische Regierung die Geschichte gänzlich ignorirt habe. Nach einer neuerlichen Depesche aus Kiao-Tschau sind übrigens der Prinz Heinrich von Preußen (Bruder des Kaisers) und das deutsche Geschwader in den chinesischen Gewässern angelangt. Also: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein."

Die mehrerwähnte Abdankung von Louis Lange von Chicago als amerikanischem Konsul in Bremen, findet, sofern sie mit der Abneigung Lange's gegen die jetzige imperialistische Politik der amerikanischen Regierung in Verbindung gebracht wird, allgemeinen Beifall in der deutschen Presse.

(Einer Depesche aus Washington zufolge stellte Lange indeß selber dem Staatsdepartement gegenüber in Abrede, daß er seinen Rücktritt mit dieser Frage in Verbindung gebracht habe.)

Deutschland möchte gar zu gerne den amerikanischen Philippinen-Krieg beendet sehen, nicht nur, weil man hier der Ansicht ist, daß die Filipinos ungerecht unterdrückt werden, sondern auch, weil der deutsche Handel auf den Philippinen-Inseln schon seit dem Beginn der jetzigen Feindseligkeiten schwer gelitten hat. Bremen und andere Hafenstädte sollen zur Zeit bemüht sein, den Kaiser zu bewegen, der amerikanischen Regierung durch die gewöhnlichen diplomatischen Kanäle die Vermittlung Deutschlands behufs Herbeiführung des Friedens anzubieten. Sollte dies wahr sein, so wäre dies übrigens ein sehr überflüssiges Bemühen; denn der Kaiser hat für Dergleichen ein sehr taubes Ohr, da er von vornherein weiß, daß ein solches Anerbieten aussichtslos wäre.

Brüssel, 16. Sept. In Belgien herrscht ebenfalls noch große Aufregung über die Dreyfus-Angelegenheit, und dieselbe hat u. A. dahin geführt, daß Bilder-Postkarten ausgegeben wurden, mit Porträts aller hervorragenden Persönlichkeiten vom Prozeß in Rennes und sogar mit Nachbildungen der Handschrift von Dreyfus und Esterhazy.

Paris, 17. Sept. Der frühere Ministerpräsident Meline setzt seine Agitation für die vorzeitige Einberufung der französischen Kammern fort. Er hat noch nicht genügend Unterstützung gefunden, um einen solchen Schritt verlangen zu können, doch wird sein Anhang zusehends stärker, und Viele halten es für wahrscheinlich, daß Meline der nächste Präsident werden wird.

Zur Dreyfus-Frage.

Kommt es bald zur Begnadigung? — Anhaltende Entrüstung in Deutschland über das Verdikt von Rennes.

Berlin, 16. Sept. Das Interesse, welches man in Deutschland an dem Dreyfus-Fall nimmt, hat seit der Entscheidung von Rennes nicht abgenommen, — im Gegentheil, es scheint sich noch gesteigert zu haben! Wo immer Menschen zusammentreffen, im Theater, in Kafes, auf den Straßen, hört man fort und fort den Namen Dreyfus und fast ebenso oft die bedeutsamen Schlagwörter „Kassationshof", „Revision", „Berufung" u. s. w. Die Theilnahme des deutschen Volkes steht in entschiedenem Gegensatz zu der Zurückhaltung der Regierung. Fast allenthalben im Reich herrscht anhaltend lebhafte Entrüstung, und diese Entrüstung ist lediglich der Gerechtigkeitsliebe entsprungen. Außer ein paar Antisemiten spricht in Deutschland Niemand davon, daß Dreyfus ein Jude ist; man fühlt allgemein die Belanglosigkeit dieses Appells an Rassen-Vorurtheile. Sollte die deutsche Regierung schließlich doch mit gewissen Aktenstücken herausrücken, welche Dreyfus' Unschuld positiv erweisen könnten, so würde sie damit auch in weiten Kreisen des deutschen Volkes Dank erwerben.

Paris, 17. Sept. Es ist nichts Neues über die angebliche Absicht in Erfahrung zu bringen, in der Kabinetssitzung am Dienstag die Begnadigung von Hauptmann Dreyfus zu beschließen. Jedoch will ein Gerücht wissen, daß der Beschluß des Ministeriums nicht veröffentlicht würde, ehe der Revisionsrath seine Entscheidung über die Appellation abgegeben hat. Letzteres ist aber keinesfalls vor zwei Wochen zu erwarten. Mittlerweile ist man vielfach sehr besorgt um Dreyfus' Gesundheitszustand.

Emile Zola reist am Montag nach Marseille ab, um dort den Vorsitz bei einer sozialistischen Monstre-Versammlung zu führen, welche das Dreyfus-Urtheil verdammen soll.

London, 17. Sept. Die Vorbereitungen für die gewaltige Dreyfus-Kundgebung in Hyde-Park sind fertig. Es wird erwartet, daß Alles ruhig verläuft. Wegen der ungeheuren Menschenmassen aber, die sich ansammeln werden, hat die Polizei dennoch alle Reserven in Dienst berufen.

Samstagnacht fand bereits im Whitechapel-Distrikt eine große Parade von Männern und Frauen zugunsten von Dreyfus' Freilassung statt.

Wilhelmines Verlobung.

Sie soll nahe bevorstehen.

Berlin, 17. Sept. Es verlautet hier, daß Königin Wilhelmine von Holland nächstdem ihre Verlobung mit dem Prinzen Wied bekannt machen werde. Doch ist dieses Gerücht mit Vorsicht aufzunehmen.

Bei ihrem Besuch in Potsdam, der für nächsten Monat angekündigt ist, wird Königin Wilhelmine bei der Taufe des jüngsten Sprößlings des Wied'schen Hauses Pathin stehen.

Bessere Nachrichten

Ueber die Hochwasser-Lage in Oesterreich.

Wien, 17. Sept. Endlich sind die Hochfluthen, welche so großen Verlust an Leben und Eigenthum in Oesterreich und Süddeutschland verursacht haben (siehe darüber den Berliner Brief „Aus deutschen Gauen") wenigstens in Oesterreich entschieden im Zurückweichen.

Der Eisenbahnverkehr zwischen Wien und Salzburg wird nach und nach wieder aufgenommen. Man glaubt, daß der Porg-Distrikt am schlimmsten weggekommen ist, obgleich jetzt auch dort das Wasser an manchen Stellen zu fallen anfängt.

Die Pest-Gefahr.

Sie taucht auch in einem englischen Hafen auf.

London, 16. Sept. Aus Falmouth wird gemeldet, daß 4 verdächtige Todesfälle an Bord eines norwegischen Schiffes vorgekommen sind, welches dort im Hafen liegt. Man fürchtet stark, daß die Betreffenden an Beulenpest starben, und das Schiff ist daher unter Quarantäne gestellt worden.

Sie wetzen die Säbel!

England und die Transvaal-Republik. — Während die Friedensfreunde weiter thätig sind.

London, 16. Sept. Auch wenn man die südafrikanischen Nachrichten aller Sensationssucht entkleidet und den Einfluß der bekannten, im Stillen für den Frieden arbeitenden Faktoren ziemlich hoch veranschlagt, so erscheint heute Abend gleichwohl die Lage sehr ernst!

Schon mehrere Male in der jüngsten Zeit hatte der Stand der Transvaal-Unterhandlungen Beunruhigung hervorgerufen, aber damals waren die Kriegs-Vorbereitungen noch nicht so weit gediehen. Auf beiden Seiten wird jetzt sehr schwunghaft gerüstet, und Großbritannien wird bald seine gewünschte Truppen-Quote in Natal haben. Die beiderseitige Anhäufung von Streitkräften an der Transvaal-Grenze läßt jederzeit einen Zusammenstoß daselbst befürchten, — und damit wäre die Kriegsfurie unzweifelhaft losgebrochen.

Das gestern erschienene Blaubuch der britischen Regierung über die Transvaal-Frage liefert noch mehr Grund zu einer schwarzseherischen Ansicht von der Lage. Sir Alfred Milner (der britische Oberkommissär für Südafrika), dessen Depeschen einen großen Theil des Blaubuchs füllen, traf den Kernpunkt der Geschichte mit der Erklärung, die Schwierigkeit bei den Verhandlungen in Bloemfontein habe nicht darin bestanden, daß Präsident Krüger und er sich nicht über einen theoretischen Plan zur Beilegung der Streitfrage hätten einigen können, sondern darin, daß über einen gewissen, experimentell gemachten praktischen Vorschlag eine hoffnungslose Meinungsverschiedenheit bestanden habe, und weitere Unterhandlungen damit nutzlos geworden seien.

Präsident Krüger denkt, er sei den Uitlanders auf das Aeußerste entgegengekommen, und hat das Gefühl, daß England nur einen Vorwand suche, Krieg anzufangen, und die Transvaal-Republik zu verschlucken.

England denkt, Präsident Krüger befolge eine Politik verschleierten Trotzes, um der Welt seine Stärke zu zeigen und moralische Anerkennung der Transvaal-Republik als eines selbstherrlichen Gemeinwesens in der Staaten-Familie herbeizuführen.

Thatsächlich stehen die Unabhängigkeit der Transvaal-Republik und die Behauptung der beanspruchten britischen Oberherrschaft einander gegenüber, und alles Andere, wovon in den Unterhandlungen die Rede war, hat nur nebensächliche Bedeutung! Jede der beiden Parteien betrachtet die andere mit steigendem Argwohn, die Sturmwolken ziehen sich immer dichter zusammen, und wenn nichts ganz Unerwartetes sich ereignet, muß sich das Gewitter bald entladen!

London, 17. Sept. Korrespondenten aller hervorragenden Londoner und vieler anderer Blätter sind nach Südafrika abgefahren, in der Erwartung, daß bald ein Krieg mit der Transvaal-Republik ausbricht. Man ist hierorts allgemein der Ansicht, daß hierzu keine besondere Kriegserklärung erforderlich wäre.

Auf der Friedens-Versammlung, welche in Manchester tagte, verlas der Liberale Henry Courtney, früherer Hilfssprecher im britischen Unterhaus, ein Schreiben von Herbert Spencer, welcher gegen die Idee protestirt, daß die nationale Ehre durch einen Angriff auf eine schwache Nation gefördert würde.

Weiterhin sagt Spencer u. A.: „Es ist ein trauriges Schauspiel, zu sehen, wie unsere Regierung Diejenigen unterstützt, deren ausgesprochene Politik Expansion ist, was, weniger höflich ausgedrückt, Angriff bedeutet, und wofür es ein noch weniger höfliches Wort gibt, das man leicht errathen kann."

Pretoria, Transvaal, 17. Sept. Die amtliche Antwort der Transvaal-Regierung auf die kürzlichen Vorschläge des britischen Kolonialsekretärs ist dem britischen Agenten dahier noch am Samstag übergeben worden. Sie wird aber erst im Laufe des Montags offiziell veröffentlicht.

Wie man versichert, besteht der Inhalt dieser Antwort hauptsächlich darin, daß der Volksraad an seinen früheren Ausbedungenschaften betreffs des Stimmrechts nach siebenjährigem Aufenthalt u. s. w. festhält und die Nothwendigkeit, nach Belieben die englische Sprache neben der holländischen im Volksraad zu gebrauchen, in Abrede stellt. Ferner wird erklärt, daß die Buren an dem Vertrag von 1884 festzuhalten gedächten, und während sie bereit seien, auf ein Schiedsgericht einzugehen, seien sie gegen eine weitere Konferenz.

Die empörten Elemente.

Auf den Orkan folgen Gewitterstürme.

Kingston, Jamaica, 17. Sept. Seit der jüngste westindische Orkan über Jamaica gebraust ist, ereignete sich eine ganze Reihe, ebenfalls sehr verheerender Gewitterstürme in den Gebirgsdistrikten. Little London wurde von einer Feuersbrunst, welche durch Blitzschlag entstanden war, vollständig zerstört, doch ist kein Menschenleben zu beklagen.

Neun Todte.

Opfer einer Gruben-Explosion in Westfalen.

Berlin, 17. Sept. In einer Kohlengrube in dem kleinen Dorf Reden, unweit Neunkirchen, Westfalen, ereignete sich am Samstag Nachmittag eine Explosion, bei welcher 9 Arbeiter getödtet wurden. Die Leichen sind noch nicht zu Tage gefördert worden, und die Ursache des Unglücks konnte noch nicht festgestellt werden.

Neue Religionssekte

Gründet eine Kolonie in Holland.

Antwerpen, 17. Sept. Zu Laren in Holland wird eine Anzahl christlicher Mystiker, welche eine eigene Körperschaft bilden, eine neue Mystiker-Kolonie am 1. Mai begründen. Jedes Mitglied erhält 20 Hektare Land. Jedes Mitglied sucht so genau wie möglich, Christus darzustellen, äußerlich und innerlich, und alle Mitglieder verabscheuen sämmtliche Nahrungsmittel thierischen Ursprunges.

Inland.

Kriegs-Angelegenheiten.

Noch 50,000 Mann nach den Philippinen-Inseln? — „Charleston" bombardirt eine Strandkanone.

Washington, D. C., 16. Sept. — Sollte es auch der vermehrten amerikanischen Streitmacht auf den Philippinen-Inseln im neuen Feldzug nicht gelingen, die Filipinos zu unterwerfen, so will Präsident McKinley im neuen Jahre den Kongreß um die Ermächtigung angehen, noch mehr Truppen einzuberufen, vielleicht 50,000 Mann. Der Mißerfolg von General Otis verursacht in Administrationskreisen mehr und mehr Beunruhigung.

Der Präsident ist entschlossen, auf alle Fälle den Krieg bald zu Ende zu bringen, und die ihm Nahestehenden erklären, daß der Feldzug mit außerordentlichem Macht-Aufgebot geführt werden soll. Ob zu den neuen Vorkehrungen auch die Enthebung des Generals Otis von seinem Posten gehören wird, darüber läßt sich noch immer nichts Bestimmtes sagen; indeß erhält sich das diesbezügliche Gerücht hartnäckig aufrecht.

Ein hervorragender Südländer erschien heute beim Präsidenten und suchte um die Erlaubniß, ein Extra-Regiment in seinem Heimathsstaat aufzubringen. Der Präsident soll zu ihm gesagt haben: „Gegenwärtig kann ich die Erlaubniß nicht geben; wenn aber der Kongreß meine Politik unterstützt, und der Aufstand nicht gegen Weihnachten niedergeworfen ist, so wird Gelegenheit genug zu solchen Kommissionen sein!"

Manila, 16. Sept. Das amerikanische Kreuzerboot „Charleston", begleitet von dem Patrolschiff „Zafiro", nahm vor dem Städtchen Olangapo, am südwestlichen Gestade der Subig-Bai, jüngst Stellung. Dort hatten sich die Filippinos wieder festgesetzt, Erdwerke aufgeworfen und eine Kanone aufgepflanzt. „Charleston" eröffnete Feuer; dasselbe wurde lebhaft erwidert, und obgleich die Filipinos keinen nennenswerthen Schaden anrichteten, zeigte es sich, daß sie mit der Zeit bedeutend genauer zielen lernen. Einer ihrer Kanonenschüsse fehlte das amerikanische Kreuzerboot nur um ein Haar. Nach dem Abfeuern von 69 Geschossen kam der Befehlshaber des „Charleston" zu der Ansicht, daß die Filipinos-Kanone dienstuntüchtig gemacht, oder wenigstens von ihrer Position geworfen sei, und die beiden amerikanischen Boote zogen sich daher zurück. „Charleston" blieb noch in der Subig-Bai, während „Zafiro" hierher fuhr.

Manila, 17. Sept. Es wird jetzt die Errichtung eines öffentlichen Armenhauses dahier, sowie eines Heims für Unheilbare stark befürwortet, nicht nur vom Standpunkt der Wohlthätigkeit aus, sondern auch als Schutzmittel für die amerikanische und europäische Bevölkerung. Auch wird Vergrößerung der Gefängnisse empfohlen, besonders um Vagabunden aufzunehmen, welche arbeiten können aber nicht wollen.

Nach der Angabe des „American" bewährt sich das neue öffentliche Schulsystem dahier gut. Zwischen vier- und fünftausend Zöglinge besuchen bis jetzt diese Schulen.

Ein reicher Chinese, welcher in Formosa eine Theehandlung hat, soll mit der amerikanischen Behörde in Unterhandlung stehen behufs Ueberlassung einer großen Landfläche auf der Insel Negros; er will feststellen, ob nicht auf den Philippinen-Inseln die Thee-Kultur mit Profit betrieben werden könne.

San Francisco: 17. Sept. Drei Transportboote sind am Samstag nach Manila abgegangen, darunter „Belgian King" mit Truppen vom 24. Regulären Infanterie-Regiment und einer kleinen Anzahl neuer Rekruten, und zwei Hospitalboote.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Norge von Kopenhagen u. s. w., Lucania von Liverpool; St. Louis von Southampton; Idaho von Hull; Menentic von Antwerpen; La Bretagne von Havre.

Neapel: Ems. von New York nach Genua.

New York: Furnessia von Glasgow.

Abgegangen.

New York: La Gascogne nach Havre; Thingvalla nach Kopenhagen u. s. w.; Maasdam nach Rotterdam; Umbria nach Liverpool; Anchoria nach Glasgow; Christiania nach Stettin.

Brisbane, Australien: Aorangi nach Vancouver, B. C.

Für ein Komplott

Erklärt der Schiffsbauer Cramp die Streikbewegung unter seinen Leuten.

Philadelphia, 17. Sept. Edmund S. Cramp, der bekannte Schiffsbauer, bleibt darauf bestehen, daß kein wirklicher Streik im Cramp'schen Schiffsbauhof bestehe. Die Arbeiter sagen das Gegentheil. Cramp hat eine Erklärung an das Publikum erlassen, worin er u. A. sagt:

„Ich bin sehr zufrieden mit der Lage der Dinge. Der jetzige vergebliche Versuch, einen Streik zustandezubringen, ist übrigens ein weitreichender Angriff, — nicht auf unsere Firma, sondern auf die ganze amerikanische Schiffsbau-Industrie. Die Bewegung begann in England mit dem Versuch, wiederzugewinnen, was in dem Streik vor zwei Jahren verloren wurde. Englische Schiffsbauhöfe lassen nicht acht oder neun Stunden täglich arbeiten, sondern so viele Stunden, wie die Angestellten verlangen. Wenn die jetzige Bewegung Erfolg gehabt hätte, so wäre jeder Schiffsbauhof in Amerika zum Gegenstand des Angriffs gemacht worden. Der Beweggrund ist klar: er bestand darin, das ganze transatlantische Schiffsbau-Geschäft von uns wegzunehmen und wieder England zuzuwenden."

Die Lage in San Domingo.

Die neue Regierung und die Geldnöthen.

Santa Domingo, 16. Sept. Die gestrige Proklamation der neuen Regierung, durch welche der Werth des Papiergeldes zerstört wurde, hat so heftigen Widerstand hervorgerufen, daß die Minister es gerathen finden, heute zu erklären, daß Papier in demselben Werthverhältniß angenommen werden solle, wie Silber, nämlich fünf Dollars auf einen amerikanischen Dollar. Dieses Zugeständniß wurde von General Jiminez selbst gemacht, welcher anfangs für die völlige Entwerthung des Papiergeldes war.

Das Kabinet erörtert jetzt die Frage, ob es thunlich sei, sofort eine Präsidentenwahl abzuhalten, statt erst im November (wie die Verfassung es vorschreibt). Wahrscheinlich wird es sich dahin entscheiden, noch in diesem Monat die Wahl vor sich gehen zu lassen, da General Jiminez der einzige Kandidat ist.

Die drohenden Krawalle sind glücklich abgewendet worden, und gegenwärtig herrscht völlige Ruhe.

Vom Effektenmarkt.

Straßenbahn- und Industrie-Papiere gehen zurück.—Einfluß des Geldmarktes.

New York, 16. Sept. Die Veräußerung von spekulativem Besitzthum war während der ganzen abgelaufenen Woche eine ziemlich bedeutende. So vollständig ist die Effektenbörse von der Lage im Geldmarkt beherrscht worden, daß es kaum nöthig ist, sie überhaupt getrennt von der Geldfrage zu betrachten. Wenigstens hat kein anderer Faktor einen wesentlichen Einfluß auf die Effektenbörse während der letzten paar Tage geübt. Immerhin aber hatte auch die, noch immer drohende politische Lage in Südafrika eine gewisse Wirkung; denn eine Katastrophe daselbst würde ja am Montag den auswärtigen Effektenmarkt aus dem Häuschen bringen. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß der Beschluß der Betriebsleitung der St. Paul-Bahn, keine Extra-Vertheilung von Profiten auf die gewöhnlichen Aktien dieser Gesellschaft hin zu bewilligen, Enttäuschung hervorgerufen hat.

Vor der Veröffentlichung des heutigen Bankberichts zeigte die Effektenbörse im Allgemeinen eine etwas unregelmäßige Tendenz, aber eine Neigung nach höheren Preisen hin. Doch war eine Anzahl bemerkenswerther Ausnahmen von dieser allgemeinen Richtung des Marktes zu verzeichnen.

Der Rückgang der Brooklyner „Rapid Transit"-Papiere um 16½ Punkte bildete das Signal zu einem sehr lebhaften Niedergang in den anderen Straßenbahn-Effekten während des heutigen Tages. Metropolitan-Straßenbahn-Papiere fielen um 14½ Prozent, und Manhattan-Hochbahn-Effekten um 6 Prozent.

Auch die Gruppe der Industrie-Papiere zeigte eine Neigung zu niedrigeren Preisen.

Die Geschäfte in Papieren der Eisenbahnen der westlichen Landwirthschafts-Staaten („Grangers") und sonstigen, gewöhnlich maßgebenden Effekten waren keine großen.

Drei Kinder verbrannt

Auf einer Indianer-Reservation.

Showano, Wis., 16. Sept. Fünf Meilen nördlich von Kenshena, auf der Indianer-Reservation, brach im Hause von Joe Shawano Feuer aus, und drei Indianerkinder, zu zwei verschiedenen Familien gehörig, kamen dabei um. Sie waren allein im Haus, hatten gespielt und auf irgend eine Weise den Ausbruch des Feuers herbeigeführt. Als man den Brand bemerkte, war es schon viel zu spät für eine Rettung.

In Flammen aufgegangen.

Seattle hat wieder ein beträchtliches Schadenfeuer.

Seattle, Wash., 16. Sept. Die große Pökelei der „Frye-Bruhn Co." ist heute sammt ihrem ganzen Inhalt durch eine Feuersbrunst zerstört worden, die um halb 4 Uhr Morgens in einem der Räucherungs-Häuser ausbrach. Der Schaden beträgt mindestens $165,000, und es steht demselben nur eine Versicherung von $9000 gegenüber.

Zu Ehren Deweys.

Vorbereitungen in der Bundeshauptstadt.

Washington, D. C., 16. Sept. — Generalmajor Nelson A. Miles wird, als Oberbefehlshaber der Bundesarmee, Großmarschall der Parade sein, die hier am 2. Oktober stattfinden soll, zur Zeit, da Admiral Dewey in Washington erwartet wird, um den, ihm von der Nation gestifteten $10,000-Ehrendegen in Empfang zu nehmen. Mindestens 20,000 Mann werden sich aktiv an der Parade betheiligen. Es sind auch großartige Feuerwerke und andere Ehrenbezeigungen geplant. Die Feierlichkeiten werden zwei Tage dauern, und erst am zweiten Tage wird die Ueberreichung des Ehrendegens durch den Flottensekretär Long erfolgen.

New York, 17. September. Die Vorbereitungen für den Empfang von Admiral Dewey dahier nähern sich jetzt rasch der Vollendung. Der bekannte Musikdirektor John Philip Sousa hat eingewilligt, seine Kapelle als Eskorte für die Leute des Kreuzerbootes „Olympia" zu führen, welche an der Spitze der Land-Parade marschiren werden. General Roe sagt, es würden sich allermindestens 34,000 Mann an dieser Parade betheiligen. Dieselbe wird sich vom Grant'schen Grabmal aus bis nach dem Washington Park bewegen. General Miles wird ebenfalls zu diesen Feierlichkeiten aus Washington kommen, wohin er dann sogleich wieder zurückzukehren hat.

Wichtige Entscheidung.

Die californische Erbschaftssteuer giltig.

San Francisco, 16. Sept. In Sachen des Nachlasses von Senator Leland Stanford, hat das Staatsobergericht mit 4 gegen 1 Stimme das Erbschaftssteuer-Gesetz von 1893 für giltig erklärt. Damit wird eine, vor einem Jahr abgegebene Entscheidung von Staatsoberrichter Harrison in derselben Sache wieder umgestoßen; Harrison war auch der Einzige, welcher diesmal sich gegen die Giltigkeit des besagten Gesetzes erklärte. Dieses Gesetz findet auf jeden Nachlaß in Californien Anwendung, der einen Werth von über $500 hat, und es wird dem Staats-Schulfonds sofort nahezu $300,000 aus dem Stanford'schen Nachlaß einbringen.

Ausstand in New York.

8500 Zimmerleute und Schreiner streiken.

New York, 16. Sept. Die Zimmerleute und Schreiner dahier, wenigstens 8500 Mann derselben, legten heute die Arbeit nieder. Sie verlangen Lohnerhöhung von $3.50 auf $4 den Tag und einen Sonnabend-Halbfeiertag während des ganzen Jahres. Uebrigens sollen erst in weiteren Versammlungen ihre Forderungen genauer festgesetzt werden, und es wäre möglich, daß eine Verständigung erzielt würde. In diesem Fall würde schon am Montag die Arbeit wieder aufgenommen werden, und der heutige Ausstand hätte blos den Charakter eines Arbeiter-Halbfeiertages auf eigene Hand gehabt.

Dem Ende nahe?

Der Straßenbahn-Streik in der Waldstadt.

Cleveland, 17. Sept. Etwa 175 alte Angestellte der „Big Consolidated"-Straßenbahn haben am Samstag die Arbeit wieder aufgenommen. Man arbeitet jetzt darauf hin, daß der langwierige Ausstand offiziell für beendet erklärt werde, und heute Abend findet in dieser Sache eine Versammlung der Angestellten, resp. Ausständigen, statt, welche vom Vollziehungs-Ausschuß der Streiter selbst einberufen worden ist. Eine große Anzahl der Letzteren hat alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben.

Gütlich beigelegt.

Ist der Erzgruben-Ausstand in Tennessee.

Ducktown, Tenn., 17. Sept. In den Gruben dahier wurde bereits am Samstag der Betrieb wieder aufgenommen, und die „Ducktown Sulphur, Copper & Iron Co." wird am Montag ebenfalls den Betrieb ihrer Gruben wieder eröffnen. Der Ausstand der Grubenarbeiter, welcher bekanntlich schon zu vereinzelten Unruhen geführt hatte, ist gütlich beigelegt worden. Noch immer sind die herbeigerufenen Sheriffsmannschaften hier, aber allem Anscheine nach sind ihre Dienste nicht mehr nöthig.

Der Stock des Grafen

Bringt ihn in das Arbeitshaus.

Washington, D. C., 16. Sept. Rocco Dianowitsch, ein österreichischer Graf, wurde heute hier im Polizeigericht mit einer Strafe von $5 belegt und nach dem Arbeitshaus geschickt, und zwar, weil er eine Glasscheibe, die einen Werth von $25 hat, mit seinem Stock zertrümmert hatte. Wie Graf Rocco sagt, wollte er mit dem Stock nach einem bösen Buben schlagen, der ihn belästigte, — dieser jedoch wich dem Streich aus, und der Stock fuhr mit aller Wucht gegen die Scheibe.

Muthmaßliches Wetter.

Für Eisgetränke-Händler nicht erfreulich.

Washington, D. C., 16. Sept. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag theilweise wolkig und viel kühler.

Am Montag im Allgemeinen schön.

Die südlichen Winde schlagen später in ebenso lebhafte westliche um. Zeitweilig mag es zu Regenschauern kommen.

Lokalbericht.

Stadt und County.

Mayor Harrison kehrt leidend aus der Sommerfrische heim.

Wie der Bürgermeister über das Herbstfest denkt.

Ein Ultimatum des Ober-Baukomissärs an die Straßenbahn-Magnaten.

Der Superintendent des Lincoln Park suspendirt den Oberwärter Cy de Vry.

Weitere „Berichtigungen" der Steuer-Revisionsbehörde.

Mayor Harrison ist gestern nach mehr als zweimonatlicher Abwesenheit aus der Sommerfrische heimgekehrt. Seinem durch die Sonne gebräunten Gesicht nach zu schließen, hat der Bürgermeister seine Ferienzeit zumeist in der freien Natur zugebracht und der Jagd und dem Fischfang obgelegen, was ja bekanntlich zu seinen Lieblings-Vergnügungen gehört. So kerngesund der Mayor nun auch aussieht, so ist er dennoch leidend nach Chicago zurückgekehrt, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er sich demnächst noch einer Operation zu unterziehen haben wird. Während er nämlich der Gast des Huron Mountain Klubs (in Quebec) war, zog der Mayor sich eines Tages beim Baden im See schmerzhafte innere Verletzungen zu. Er stand eben im Begriff, einen sogenannten Kopfsprung zu machen, als plötzlich das Schwungbrett unter seinen Füßen zerbrach, wodurch der Bürgermeister mit voller Wucht platt auf die Oberfläche des Wassers geschleudert wurde. Ein heftiger Krampfanfall und momentane Muskellähmung waren die Folge, und nur mit größter Kraftanstrengung gelang es dem Mayor, das rettende Ufer zu erreichen. Drei Tage lang mußte er dann sein Zimmer im Hotel hüten, und der ihn behandelnde Arzt konstatirte innere Verletzungen in der Nähe der Magengegend. Auf der Jagd wurde der Mayor späterhin von Neuem von heftigen Krämpfen befallen, was ihn dann doch veranlaßte, schleunigst nach Chicago zurückzukehren. Bei seiner Ankunft fühlte der Bürgermeister sich bedeutend besser, und er begab sich sofort nach seiner Kanzlei im Rathhaus, woselbst ihm dann Ober-Baukommissär McGann und Privat-Sekretär Lahiff Bericht über die Vorkommnisse während seiner Abwesenheit erstatteten. Als er von den mancherlei Schwierigkeiten hörte, mit denen der Ausschuß für das Herbstfest zu kämpfen hat, meinte der Mayor, daß es unter sothanen Umständen wohl das Beste sei, wenn man das Projekt ganz und gar fallen lasse, doch wurde er wieder etwas hoffnungsfreudiger gestimmt, als man ihm erzählte, daß die benöthigten Gelder soweit schon beisammen oder doch wenigstens gezeichnet seien. Sekretär J. M. Glenn, vom Herbst-Komite, erstattete dem Mayor späterhin genauen Bericht über den Fortgang der Vorbereitungen, und der Bürgermeister machte sich sodann sofort daran, aus der Bürgerschaft die 300 Mitglieder des Spezialkomites auszusuchen, welches nach New York reisen soll, um Admiral Dewey zu dem Feste einzuladen. Man erwartet, daß sich diesem Einladungs-Ausschuß auch noch folgende Mitglieder des Exekutiv-Komites anschließen werden, nämlich: Cyrus H. McCormick, John M. Cutter, A. M. Crane, John B. Lindgren, T. A. Griffin, O. F. Brosseau, Franz A. Lindstrand, Robert J. Roulston, George F. Middendorf, Victor Elting, W. B. Conkey, Graeme Stewart, James H. Channon, John C. Spry, Andrew McLeish, Edward B. Butler, George Beidler, Chas. J. Vopicka, Dr. John B. Murphy, Charles A. Plamondon, Zina R. Carter, W. B. Main, Martin B. Madden, John H. Pierce, Robert Mandel, F. H. Joblonski, Joseph Theurer, Thomas Gahan, F. H. Gade und Peter Kiolbassa.

Ueber die Trust-Konferenz wollte sich Mayor Harrison gestern nicht weiter auslassen; er sprach nur die Hoffnung aus, daß dieselbe Gutes für das Gemeinwohl zeitigen werde.

Im Uebrigen scheint der Bürgermeister auch während seiner Abwesenheit über alle städtischen Vorkommnisse genau auf dem Laufenden gehalten worden zu sein, wie dies seine kurzen Andeutungen in Bezug auf die unerquicklichen Zustände in der Zivildienst-Kommission zur Genüge bekundeten.

* * *

Bekanntlich hat Ober-Baukommissär McGann die Straßenbahngesellschaften verschiedentlich aufgefordert, ihren eingegangenen Verpflichtungen in Bezug auf das Instandhalten ihrer Wegstrecken nachzukommen, doch blieben alle Vorstellungen ohne Erfolg. Jetzt ist ihm nun endlich die Langmuth ausgegangen, und er hat gestern den Präsidenten und das Direktorium der „Union Traction Comp." schriftlich davon in Kenntniß gesetzt, daß er die benöthigten Reparaturen auf Kosten der Bahngesellschaft vornehmen werde, sobald er die Ermächtigung hierzu vom Stadtrath, den er gleich nach seinem Zusammentritt dieserhalb angehen werde, erhalten habe. Es handelt sich hierbei vornehmlich um folgende Strecken: Kingsbury Str., von Chicago Ave. bis Erie Str.; Franklin Str., von Chicago Ave. bis Kinzie Str.; Franklin Str., von Chicago Ave. bis Elm Str.; Elm Str., bis Division Str.; Sedgwick Str., von Chicago Ave. bis Center Str.; Crosby Str., von Larrabee bis Division Str.; Larrabee Str., von Chicago Ave. bis Center Str.; Southport Ave., von Clybourn Ave. bis Clybourn Place; Southport Ave., von Clybourn Ave. bis Clark Str.; LaSalle Ave., von Illinois St. bis zum Tunnel-Eingang; Lincoln Ave., von Center Str. bis Wellington Str.; Kinzie Str., von State Str. bis Market Str.; Michigan Str., von Wells Str. bis Market Str.; Clybourn Place, von Clybourn Ave. bis Elston Ave.; Illinois Str., von Wells bis Market Str.; Division Str., von State Str. bis Clark Str.; Indiana Str., von Kingsbury Str. bis State Str.; Chicago Ave., von Larrabee St. bis Clark Str.; Center Str., von Sedgwick Str. bis Racine Ave.; Fulton Ave., von Halsted Str. bis Racine Ave.; Webster Ave., von Lincoln Ave. bis Racine Ave.; Division Str., von Clark Str. bis Wells Str.; ebenfalls bis Clybourn Ave.; Division Straße, von Clybourn Ave. bis Goose Island; und von der Brücke bis zur Brücke über den Nordarm des Flusses; Center Av., von Adams Str. bis 16. Str.; Holt Str., von North Ave. bis Blackhawk Str.; Blackhawk Str., von Holt Str. bis Noble Straße; Noble Str. von Blackhawk Str. bis Milwaukee Ave.; Lake Str., vom Panhandle-Viadukt bis Francisco Str.; Grand Ave., von der Brücke bis zum Viadukt; Grand Av., von Halsted Str. bis Center Ave.; Desplaines Str., von Austin Ave. bis Sangamon Str.; Austin Ave., von Sangamon Str. bis Center Ave.; Center Ave., von Austin Ave. bis Erie St.; Erie Str., von Center Ave. bis Ashland Ave.; Elston Ave., von Division Str. bis North Ave.; Clybourn Pl., von Ashland Ave. bis Wood Str.; Fullerton Ave., von Milwaukee Ave. bis zur Brücke; Canal Str., von Canalport Ave. bis Harrison Str.; Desplaines Str., von Harrison bis Van Buren; ebenfalls bis Adams; Jefferson Str., von Halsted bis 12.; Halsted Str., von 200 Fuß nördlich von O'Neill Str. bis 16. Place; Halsted Str., von Maxwell Str. bis DeKalb; Halsted Str., auf dem Viadukt; Halsted Str., vom Viadukt bis Milwaukee Ave.; Halsted Str., von der Brücke bis zur Division Str.; Ashland Ave., von 22. Str. bis 12. Str.; Roby Str., von Fullerton Str. bis Milwaukee Ave.; Roby Str., von Blue Island Ave. bis 18. Str.; Desplaines Str., von Kenzie bis Austin Ave., und Austin Ave. bis Sangamon Str.; Western Ave., von Blue Island Ave. 200 Fuß; California Ave., von Belmont Ave. bis Melrose Ave.; California Ave., von Elston Ave. bis Diversy Boulevard; und von Diversy Boul. bis Milwaukee Ave.; Taylor Str., von der Brücke bis Halsted Str.; Leavitt Str., von Blue Island Ave. bis 18. Str.; Polk Str., östlich von der Brücke bis 18. Str.; W. 40. Str., von Ogden Ave. bis 12. St.; W. Madison Str., von 40. uis 48. Str.; Erie Str., von Franklin Str. bis zum Westende der Brücke.

* * *

Der Superintendent des Lincoln Park hat den altbewährten Thierwärter Cy de Vry, der gestern noch die erfolgreiche „Bärenjagd" veranstaltete, suspendirt, ohne indessen seine Gründe hierfür bekannt zu geben. De Vry hat mit einigen Unterbrechungen zehn Jahre lang die Stelle eines Thierwärters im Zoologischen Garten bekleidet, und er ist im ganzen Lande als erfolgreicher „Bändiger" bekannt. Ob aus der Suspendirung de Vrys eine Entlassung werden wird, das hängt von der Parkbehörde ab.

* * *

In der Alcott Schule unterzogen sich gestern zwölf Bewerber um Anstellung im Kinderstudium-Departement des öffentlichen Lehrwesens dem vorgeschriebenen Examen, welches von Prof. Smedley und Schuldirektor Wolcott geleitet wurde. Es handelt sich um die Besetzung der Stellen der beiden Assistenten für rPofessor Smedley, den Vorsteher des Departements.

* * *

Die Assessorenbehörde hatte den Werth des persönlichen Eigenthums der „Chicago Telephone Company" mit $1,688,000 eingeschätzt — die Revisoren erhöhten diese Summe gestern auf $3,823,000. Sonst wurden unter anderen noch folgende weitere Berichtigungen vorgenommen:

Firniß-Fabrikanten: American Varnish Co., von $16,219 auf $50,000 erhöht; Berry Bros., von $14,000 auf $25,000; Tousey Varnish Co., von $5,000 auf $15,000, und Chicago Varnish Co., von $25,000 auf $40,000.

Händler in Patent-Medikamenten: H. E. Bucklen & Co., von $50,000 auf $85,000 erhöht; Burke Medicine Co., von $7,500 auf $20,000; Peter Fahrney Sons Mfg. Co., von $10,000 auf $25,000, und Foley & Co., von $12,500 auf $45,000.

Morgen wird sich die Steuer-Revisionsbehörde mit den Verlegern und Druckereibesitzern, den Schriftgießern, Holzhändlern und Schneidemühlenbesitzern beschäftigen.

Nach langer Jagd.

In dem Dörfchen Horton, Mich., wo er sich in der Sommerfrische aufhielt, ist gestern von den Bundes-Geheimagenten W. C. Baird und Guy Gould ein gewisser G. W. F. B. Howard dingfest gemacht worden, nachdem er es fertig gebracht hatte, sich den Häschern zwei Jahre lang zu entziehen. Howard ist im Jahre 1897 aus dem Zuchthause in Columbus, O., entsprungen, wo er wegen Mißbrauchs der Post zu betrügerischen Zwecken eine Freiheitsstrafe von neunjähriger Dauer hätte verbüßen sollen. Die Prozessirung Howards, für welche mehrere Zeugen aus England herbeigeschafft werden mußten, darunter der damalige amerikanische Gesandte in London, Herr Robert Lincoln, hatte die Bundesregierung gegen $3,500 gekostet.

* Während gestern das Gerichtszimmer des Friedensrichters LaBuy mit Konstablern, Advokaten und Zuschauern angefüllt war, schlich sich ein Dieb ein und stahl dem Gerichtsclerk John LaBuy, einem Neffen des Kadi, den an der Wand hängenden Ueberzieher und entkam unbemerkt mit seiner Beute.

Die Trust-Konferenz.

Sie vertagt sich, ohne irgend welche „Beschlüsse" gefaßt zu haben.

Ein Rededuell zwischen Bryan und Cockran.

Das Komite für Beschlüsse berichtete gestern Nachmittag, ehe die Trust-Konferenz sich für immer vertagte, durch seinen Vorsitzenden, Gouverneur Luce, daß es nichts zu berichten habe. Es sei als nützlich zu betrachten, heißt es in dem Bericht, daß man durch eine öffentliche Besprechung der Trustfrage einen besseren Einblick in dieses Problem gewonnen habe, und jedenfalls würden die gehaltenen Vorträge und gemachten Vorschläge Anregung geben zu einer zweckmäßigen Stellungnahme seitens des Bundes und der Einzelstaaten zu der neuen Phase, in welche unsere industrielle Entwicklung getreten ist. Die Chicagoer Civic Federation habe sich durch die Veranstaltung der Konferenz ein Verdienst erworben, das kaum hoch genug veranschlagt werden könne.

Der Vorsitzer der Konferenz, Richter Howe von New Orleans, ernannte auf einen entsprechenden Antrag die Herren A. D. Bartlett von Illinois, R. D. Sutherland von Nebraska, Thomas Osborn von New York, W. D. Foulke von Indiana und T. D. Walker von Minnesota, sowie Franklin Head und Ralph Easley von Chicago, zu Mitgliedern eines Ausschusses, der Sorge tragen soll, daß die Verhandlungen der Konferenz in Buchform veröffentlicht werden.

In der Nachmittags-Sitzung wurden noch Reden gehalten von den Herren: E. J. Smith (Trustgründer aus Birmingham, England); T. S. Smith (Ober-Staatsanwalt von Texas); James B. Dill (Rechtsanwalt aus New York); W. D. Foulke, von Indiana (republ. Kongreß-Abgeordneter); George A. Schelling, Senator Blair, Wm. Copeland und G. W. Northrup jr.

Herr Foulke wandte sich in seiner Ansprache gegen die von Colonel Wm. J. Bryan gemachten Vorschläge zur Ausrottung der Trusts, und gab hierdurch diesem Veranlassung, noch ein Mal das Wort zu ergreifen. Er führte aus, daß er als seiner Ansicht nach einfachstes Mittel zur Abwehr der Trusts vorgeschlagen hätte, der Kongreß und die Gesetzgebungen der Einzelstaaten sollten, Hand in Hand, gegen industrielle Vereinigungen vorgehen, welche ihre Körperschaftsrechte zum Schaden des Gemeinwohls mißbrauchen. Der Kongreß sollte ein Gesetz erlassen, welches vorschreibt, daß Korporationen, die in einem bestimmten Staate organisirt sind, die Einwilligung der zuständigen Behörden anderer Staaten einholen müßten, ehe sie in diesen Geschäfte machen dürften. Die einzelnen Staaten könnten dann nach Belieben die Bedingungen festsetzen, unter welchen sie diese Einwilligung ertheilen wollten.

Herr Bourke Cockran von New York ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, seinen Freund Bryan mit der Lauge seines Spottes zu überschütten. Weshalb denn solche Beschränkungen des Verkehrs zwischen den Staaten nur auf industrielle Korporationen beschränken? Weshalb nicht diese Behinderung der Konkurrenz auch auf andere Berufs- und Erwerbszweige ausdehnen? Ich kann mir lebhaft vorstellen, daß z. B. die einheimischen Redner vieler Staaten ein Gesetz mit Freuden begrüßen würden, das sie vor dem Mitbewerb des Größten von Allen, Herrn Bryan aus Nebraska, schützen würde, gegen den ja nun doch einmal kein Aufkommen ist. Die Advokaten im Distrikt Columbia würden gewiß nichts dagegen haben, wenn es ihren Herren Kollegen „vom Lande" unmöglich gemacht würde, vor dem Bundes-Obergericht zu praktiziren. — Nein, ich bin für freie Bahn! Schneidet den Korporationen alle unrechtmäßigen, parteiischen Vergünstigungen ab, die sie vom Bunde in Form von Schutzzöllen, von Bahnen oder sonstigen Verkehrs- und Transport-Gesellschaften in Form von Spezialraten erhalten, bleiben sie auch dann noch obenauf, so mögen sie's bleiben, denn der Grund davon wird nur der sein, daß sie am besten und am billigsten arbeiten.

Verschiedenen Einwendungen, welche aus den Reihen der Zuhörerschaft gemacht wurden, wußte Herr Cockran geschickt zu begegnen. Jemand fragte ihn, was er von dem Stahltrust dächte, der wenige Monate nach seiner Gründung die Preise für alle seine Erzeugnisse um 100 bis 125 Prozent in die Höhe geschraubt, die Arbeitslöhne aber, und zwar erst auf energisches Drängen der Arbeiter-Organisationen, nur um 10—15 Prozent erhöht habe. Herr Cockran meinte, es seien schon jetzt Konkurrenz-Organisationen für den Stahltrust in der Bildung begriffen, welche den übermäßigen Profiten desselben so oder so bald ein Ende machen würden.

Professor Kinley von der Staats-Universität in Champlain verlas im Laufe der Nachmittags-Sitzung eine Zusammenstellung von Antworten, die auf Umfragen eingegangen sind, welche die Civic Federation über das Trust-Thema an zusammen 505 Geschäftsleute, Professoren und Geistliche, Volkswirthe und Statistiker, Advokaten u. s. w. ausgesandt hat. Nachstehend folgt, was die betreffenden Herren in der Sache zu empfehlen haben:

Gemeinplätzliche Redensarten, 30; eine Bundes-Kontrollkommission, 20; Uebernahme der „natürlichen Monopole" durch die Bundesregierung, 26; „Gesetzgebung", 61; Bundes- und Staatsgesetze, 11; Verbot der Aktienverwässerung, 57; Oeffentlichkeitszwang, 49; Beschränkung der Körperschaftsrechte, 10; Zollrevision, 45; Besteuerung, 17; „Man lasse die Dinge ihren Gang gehen", 60.

Dreyfus-Protestversammlung.

Am nächsten Sonntag wollen Chicagos Bürger gegen das Verdikt in Rennes Verwahrung einlegen.

Im County-Gebäude fand gestern unter dem Vorsitz von Richter Dunne, eine weitere Sitzung des Komites statt, welches die erste Anregung zur Abhaltung einer allgemeinen Protestversammlung gegen das Dreyfus-Verdikt gegeben hat. Anwesend waren: die Richter Ball, Carter und Dunne, P. H. O'Connell, D. D. Healy, J. C. Irwin, M. B. Madden, John O'Donnell, Hugo Pam, J. E. Kehoe, David Kallis, W. E. Brown, Dr. R. L. Halporin. Es wurde nach kurzer Debatte beschlossen, die Protestversammlung am nächsten Sonntag Nachmittag, um halb 3 Uhr beginnend, in der Central Music Hall abzuhalten; sollte es der Hallen-Ausschuß indessen für nöthig erachten, das Auditorium für besagten Zweck zu miethen, so hat es die Ermächtigung hierzu. Bundes-Senator Mason wird ersucht werden, den Vorsitz in der Versammlung zu führen, und als Redner sind unter Anderen in Aussicht genommen worden: Kapt. Black, Bischof Fallows, Luther Laflin Mills und Clarence Darrow. Ebenso soll Mayor Harrison gebeten werden, eine Ansprache zu halten.

$10,000 Schaden.

Eine Feuersbrunst an der South Water Str.

Kurz nach neun Uhr wurde von der Mannschaft des Spritzenhauses Nr. 16 an der Lake Straße gestern Abend bemerkt, daß in dem Gebäude Nr. 107 Lake Straße, welches sich in Form eines L auch nach der Dearborn Straße hinüber erstreckt, Feuer ausgekommen war. Die Löschmannschaften machten sich ohne Zögern an die Arbeit, und bald erschien Chef Swenie persönlich auf der Brandstätte und übernahm das Kommando. Das gefährdete Gebäude, eines der ältesten an der South Water Straße, schien kaum zu retten, und längere Zeit hindurch war Gefahr vorhanden, daß die Flammen sich auch auf die Nachbarbauten ausdehnen würden. Dank dem unerschrockenen Verhalten der Löschmannschaften, von denen nicht wenige bei dem Brande in Gefahr geriethen, zu ersticken, ist es jedoch gelungen, den Brand auf seinen Herd zu beschränken. Der angerichtete Schaden beläuft sich auf wenig mehr als $10,000, wovon gegen $3000 auf das Gebäude entfallen. Der Rest vertheilt sich auf die folgenden Kommissionsfirmen: William McNeil & Co., in deren Räumlichkeiten der Brand ausgekommen ist; John Gianokopulos; Arado Cafferato & Co.; H. O. Foster; John Jozza & Co.; John Chesho.

Neue Viehhöfe.

Eine Gesellschaft zur Anlegung von solchen organisirt.

In Springfield sind dieser Tage, wie es heißt von östlichen Kapitalisten, die von Herrn D. L. Luskin für den Plan gewonnen worden sind, Körperschaftsrechte für eine Gesellschaft erwirkt worden. welche die Anlegung neuer Viehhöfe plant. Der Platz für dieselben soll bereits angekauft worden sein, und zwar unmittelbar westlich von der Stadtgrenze, nahe der W. 47. Straße. Die Pläne für das neue Unternehmen, das einen bedeutenden Umfang erhalten würde, sind angeblich bereits so weit gediehen, daß unverzüglich mit ihrer Ausführung begonnen werden kann und wird. Schon bis zum 20. November sollen die Schuppen für die Empfangnahme von Vieh fertig gestellt sein, und es dürfte dann ein lebhafter Konkurrenzkampf zwischen der Union Stock Yards Co. und der neuen Gesellschaft beginnen. Die alte Gesellschaft, welche mit den Jahren sehr reich und mächtig geworden ist, hat sich durch Berechnung hoher Gebühren unter den Viehhändlern eine Menge von Gegnern gemacht, welche ohne Frage die Gelegenheit mit Freuden ergreifen würden, dieser Gegnerschaft einen deutlichen Ausdruck zu geben.

Umgezogen.

Der Umzug des Nachlaßgerichts nach den neuen Amtsräumen im sechsten Stockwerk des Kriminalgerichtsgebäudes ist soweit gediehen, daß Nachlaßrichter Batten dort schon morgen Gericht halten kann. Die neuen Amtszimmer sind viel geräumiger und luftiger, als die alten im Countygebäude, was wesentlich zur schnellen Erledigung der Geschäfte beitragen dürfte. Die durch die Verlegung des Nachlaßgerichts leer gewordenen Räume im Countygebäude werden von zwei Richtern des Superior-Gerichts benutzt werden.

* Albert Granker, Nr. 719 Oakdale Ave., wurde gestern in der King Str. in Folge Scheuwerdens seines Pferdes aus seinem Wagen geschleudert und hat dabei beide Schulterblätter gebrochen. Man hat ihn in's County-Hospital geschafft.

* An Ashland Ave. und 43. Str. fiel gestern Abend der achtjährige Michael Kane von einem in Bewegung befindlichen Fuhrwerk herab und zog sich dabei schwere, innerliche Verletzungen zu. Die Eltern des verunglückten Knaben wohnen im Hause Nr. 4235 Ashland Ave.

* Durch Kinder, welche mit Streichhölzern spielten, wurde gestern ein hinter dem Wohnhause von M. J. Doherty, No. 1022 34. Str. gelegener Schuppen in Brand gesteckt. Das Feuer legte sowohl diesen Schuppen, wie das anstoßende Stallgebäude von Georg Menagh in Asche. Die Flammen sprangen auch auf das Haus von J. E. Bennett, Nr. 1020 34. Str., über und schädigten dasselbe um etwa $4000. Die Besitzer der Schuppen erlitten einen Schaden von je $200.

D r Eckstein.

Er ist zum Stein des Anstoßes geworden.

Und das ganze Herbstfest mag daran zerschellen.

Herr Truax und die Baugewerkschaften.

Es ist eine alte, weise Lehre, daß man sich nicht über ungelegte Eier den Kopf zerbrechen soll, aber mit einem ungelegten Eckstein ist es eine wesentlich andere Sache, das findet wenigstens Vorsitzer Truax vom Herbstfest-Ausschuß. Der Eckstein für das Bundesgebäude ist es, welcher Herrn Truax Kopfschmerzen macht, der selbst im Schlaf der stillen Nächte wie ein Alp auf ihm lastet, und an dem er im Geiste schon Alles zerschellen sieht, was er in Verbindung mit dem Herbstfeste zum Wohl und Besten des Gemeinwesens geplant und ersonnen hat.

Die Behauptung des Herrn Truax, Präsident M. J. Sullivan von der Steinhauer-Union, der zugleich Vorsitzer des vom Baugewerkschaftsrath für die Postamtsbau-Angelegenheit ernannten Sonder-Ausschusses ist, habe sich bereit erklärt, gegen Zahlung von $5,000 an seine Union die organisirte Arbeiterschaft von ihrer feindseligen Haltung gegen die Eckstein-Legung abbringen zu wollen, wird bekanntlich von dem besagten Sullivan als eine böswillige Erfindung bezeichnet. Der Bau-Gewerkschaftsrath hat auf Wunsch Sullivans einen Fünfer-Ausschuß mit der Untersuchung dieser Angelegenheit betraut. Gestern war dieser Ausschuß nun bei Herrn Truax und verlangte von diesem eine Darlegung des Falles. Herr Truax nahm darauf telephonisch mit Ex-Richter Payne — der beiläufig der Anwalt des von den Gewerkschaftlern befehdeten Bauunternehmers Peirce vom Bundesgebäude ist oder war — Rücksprache. Herr Payne hat nämlich der fraglichen Unterredung mit Sullivan beigewohnt. Auf sein Anrathen weigerte Herr Truax sich, dem Komite anders als im Beisein des Herrn Payne Rede zu stehen. Das nun haben die Mitglieder des Komites für eine Ausflucht genommen. Sie sind in ihren Bemerkungen gegen Herrn Truax sehr ausfallend geworden und haben sich mit der Erklärung entfernt, er solle sich nun nicht wundern, falls die Arbeiter-Organisationen ihm einen dicken Strich durch die Herbstfest-Pläne machen. Es könnte sich ereignen, daß er für seinen Zweck weder Tribünen gebaut, noch irgend welche Vorkehrungen für eine festliche Straßenbeleuchtung getroffen erhalte. An die Legung des Eckstеines mit Zuthun der Unionen sei ohnehin nicht zu denken.

Die Herren Payne und Truax sind nachher zusammengekommen und haben gemeinschaftlich an Herrn M. B. Madden, den Vorsitzer des Untersuchungs-Ausschusses, ein Schreiben gerichtet, worin sie erklären, daß sie bereit seien, dem Komite allein oder zusammen Rede und Antwort zu stehen, sofern der Verhandlung die Herren Carroll — Präsident des Bau-Gewerkschaftsraths und Mitglied der städtischen Zivildienst-Kommission — Sullivan und noch mindestens drei andere Herren beiwohnen würden, die sie später namhaft machen wollten.

Muthmaßlich wird das Komite den Schreibern des Briefes antworten, daß ihm jetzt an ihren Aussagen nichts mehr liege.

Der Zentral-Ausschuß für's Herbstfest wird heute Nachmittag eine Sitzung abhalten, in welcher auch dieser neueste Zwischenfall in Erwägung gezogen werden soll. Ganz unmöglich ist's nicht, daß in der Versammlung beantragt werden wird, die ganze Festlichkeit fallen zu lassen, obgleich Herr Victor Newhouse, der Anreger der ganzen Geschichte und ihr, wenngleich als solcher noch nicht in Thätigkeit getretener, technischer Leiter, einen derartigen Rückzug für schlechterdings unmöglich erklärt.

Feuer.

Infolge der Explosion einer Petroleumlampe kam gestern Nachmittag in der Wohnung von F. Bauer, an Green und 68. Str., ein Feuer zum Ausbruch, welches die in dem Doppelhause wohnhaften acht Familien zu schleuniger Flucht zwang. Der Besitzer des Hauses, Herr R. Seifert, beziffert seinen Verlust auf $2,000, während die Insassen, wie folgt geschädigt wurden: M. P. Scott $200; F. Bauer $150; Josef Huber $100; Frau P. F. Eckenberg $75; F. Faffanelli $75; Georg Ament $50; Frau A. Parker $50.

Neue Hindernisse.

Verschiedene Kontraktoren haben gestern bedeutende Rückstände eingeklagt, welche sie noch für geleistete Arbeit von der Drainagebehörde zu verlangen haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß durch diese Prozesse die Arbeiten an dem Kanal in's Stocken gebracht werden mögen.

* Während der Arbeiter John Jelinski, wohnhaft Nr. 436 W. 16. Str., gestern vor der Kupferschmiede No. 548 N. Halsted Str. beim Abladen eines schweren Kessels behilflich war, fiel dieser herunter und so unglücklich auf ihn, daß ihm beide Beine gebrochen wurden. Der bedauernswerthe Mann ist in's Alexianer-Hospital geschafft worden.

* Der 24jährige Charles Volmer und der um 8 Jahre jüngere Sylvester Myson, zwei Angestellte der „Durand & Kaspar Co.", Großhändler in Spezereiwaaren, an Lake und Union Str., wurden gestern unter der Anklage des Diebstahls verhaftet und in der Desplaines Str.-Polizeistation hinter Schloß und Riegel gebracht. Die Arrestanten werden beschuldigt, ihre Arbeitgeber seit längerer Zeit systematisch bestohlen zu haben. Sie haben angeblich ihre Schuld eingestanden.

Stiftungsfest der Senefelder.

Mit Stolz schauen die wackeren Sänger auf das 31jährige Bestehen ihres Vereins.

In ihrem alten traulichen Heim, der im zweiten Stockwerk des Hauses No. 565 Wells Straße gelegenen Halle, begingen die wackeren Mitglieder des „Senefelder Liederkranz" gestern Abend die Feier des 31. Geburtstages ihres Vereins. An den in Hufeisenform aufgestellten weißgedeckten Tafeln hatten die Aktiven wie die Passiven in bunter Reihe mit ihren Damen Platz genommen. Von der Bühne herab ließ ein leistungsfähiges Orchester begeisternde Weisen ertönen. Die Aktiven versammelten sich um ihren bewährten musikalischen Leiter und sangen das stimmungsvolle Kreutzer'sche Lied: „Das ist der Tag des Herrn", mit Ausdruck und tiefem Empfinden. Dann erhob Herr Eugen Niederegger, der langjährige, vielbewährte Präsident der „Senefelder", sich von seinem Sitze und hielt eine kernige, von Herzen kommende und zu Herzen dringende Ansprache. Er wies auf die Schwierigkeiten hin, mit denen die deutschen Gesangvereine hier, im Lande der aus allen Weltgegenden zusammengewürfelten Nationen, zu kämpfen haben, und sprach seine Freude darüber aus, daß der „Senefelder Liederkranz" alle Schwierigkeiten, die sich seiner Entwicklung zu einem der leistungsfähigsten deutschen Gesangvereine der Stadt in den Weg gestellt hätten, glücklich überwunden habe. Die in den letzten Jahren veranstalteten großen Konzerte, in denen solche schwierigen Tonwerke wie „Koriolan" von Lux, „Der zauberische Spielmann" und „Die Kreuzfahrer" mit Orchesterbegleitung von den Aktiven mit glänzendem Erfolg zur Aufführung gebracht worden seien, hätten die Lebensfähigkeit des Vereins ebenso vollwerthig erwiesen, wie seine Zunahme an frischen Stimmen, seine Vermehrung der Mitgliederzahl der Passiven das Wachsthum des Vereins gefördert habe. Durch diese Erfolge ermuthigt, seien die Sänger unter der Leitung ihres tüchtigen Dirigenten F. A. Kern, mit dem sie allzeit durch „Dick und Dünn" gehen würden, an die Einstudirung des auf dem „Heidelberger Schloß" spielenden ersten Aktes der herrlichen Neßler'schen Oper „Der Trompeter von Säckingen" heran gegangen, und am 19. November würden sie in ihrem ersten Konzert der bevorstehenden Winter-Saison diesen Theil der Oper im Kostüm, vollkommen bühnengerecht, zur Aufführung bringen. Mit einem "Vivat, Crescat, Floreat" auf den Verein schloß Herr Niederegger seine mit stürmischem Beifall aufgenommene Festrede. Ein von Hrn. Theo. Janssen, dem Präsidenten des Deutschen Preßklubs, mit vielem Humor und bemerkenswerthem poetischen Talent verfaßtes Kommerslied, in welchem der Verfasser das deutsche Weib als die Perle der gesammten Frauenwelt feiert, wurde mit einmüthiger Begeisterung gesungen. Komische Nummern, die eine ausgeführt von dem Quartett Scherzer, Palmer, Kracke und Hieber, die andern von den Sängern Richrath, Schultz, Fuhrmann — sämmtlich Mitglieder des Vereins — wurden nicht minder zündend vorgetragen. Diese Nummern bildeten die rechte Würze zu der frohen Unterhaltung, die schon nach der Ansprache des Präsidenten in Fluß getrathen war. Lieder, wie „Zu Entirch im Anker" von Sielke, und der „Sängermarsch" von Pache, zündeten mächtig in dem warmbeseelten Vortrag, den ihnen die Aktiven zu Theil werden ließen. Alsdann wurde flott kommersirt und manches Hoch auf den Verein, seine Beamten, den Dirigenten und selbstverständlich auch auf seine Gründer ausgebracht. Nur einer derselben weilt noch unter den Mitgliedern des Vereins, und dieser Eine ist noch immer einer der begeistertsten Aktiven, zur Zeit auch Vize-Präsident des Vereins; es ist der unermüdliche Sangesbruder Heinrich August Planz. Auch die nächst ihm ältesten Mitglieder des Vereins, die Herren Jakob Becker und Peter Britten, waren anwesend und trugen ihr redlich Theil zur Verschönerung des Festes bei. Es war ein neues Verbrüderungsfest, das die „Senefelder" gestern Abend gefeiert haben. Möge den Mitgliedern beschieden sein, noch manches weitere in gleich freudiger Gemüthsstimmung zu verleben!

Aus dem Kriminalgericht.

Josef Rudnick, welcher am letzten Donnerstag des Straßenraubes überführt wurde, ist gestern von Richter Baker zu Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer verurtheilt worden. Er war beschuldigt, in Gemeinschaft mit zwei Spießgesellen, welche bereits im Zuchthause sitzen, am 20. Mai den Wirth William Faust in dessen Lokal, No. 359 N. Winchester Ave., überfallen und um eine beträchtliche Geldsumme beraubt zu haben.

Vor Richter Hutchinson wurden gestern William Walsh und Jas. Ryan, welche angeklagt waren, dem in den Stock Yards wohnhaften Wirth Henry Erickson $310 gestohlen zu haben, von einer Jury schuldig befunden. Das Verdikt lautete auf Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer. Die Verurtheilten haben sofort um Bewilligung eines neuen Prozesses nachgesucht.

Theilhaberschaft aufgelöst.

Die bisherigen Eigenthümer des unter dem Namen „Boston Store" bekannten Geschäftes, an State und Madison Str., die Herren C. W. Partridge und Charles Netcher, haben gestern ihre Theilhaberschaft aufgelöst, indem der Erstgenannte aus der Firma ausgetreten ist. Die betreffenden Verhandlungen wurden in der Kanzlei der Advokaten-Firma Newman, Northrop & Levinson, im Chamber of Commerce-Gebäude, zum Abschluß gebracht. Meinungsverschiedenheiten sollen zur Auflösung der Theilhaberschaft, die vor 30 Jahren gegründet wurde, geführt haben.

Ein verborgener Schatz.

Die Ersparnisse des Lohnfuhrmannes John Farragher.

Wie sie durch einen Zufall an's Licht kamen.

Und wo sie geblieben sind.

In einem bescheidenen Häuschen an der Ecke von Wood und Emerson Str. auf der Westseite wohnte bis vor einigen Monaten der Lohnfuhrmann John Farragher, ein kinderloser Wittwer, der auf seine alten Tage völlig vereinsamt war. Als die Gebresten des Alters sich bei dem Manne mehr und mehr zu melden begannen, tauchte eines Tages, wahrscheinlich durch einen Brief des Greises herbeigerufen, ein in New York ansässiger Neffe Farraghers hier auf. Derselbe fand seinen Oheim krank und anscheinend mittellos hier vor, nahm ihn aber — was sehr für seine verwandtschaftliche Sinnesart spricht — mit sich nach New York, um ihm dort im Kreise seiner Familie ein sorgenloses Unterkommen für den Rest seiner Tage zu gewähren.

Im Osten soll sich der alte Farragher dann wieder einigermaßen erholt und seinem Neffen anvertraut haben, daß er seine Ersparnisse, die sich auf etwa $2500 beliefen, in dem von ihm benutzten Pferdestall auf dem oben bezeichneten Grundstücke verwahrt hätte. Der Neffe möge noch ein Mal nach Chicago fahren und das Geld holen. Leider hatte jedoch das Gedächtniß des Alten schon so stark gelitten, daß er nicht mehr anzugeben im Stande war, wo er seinen Schatz versteckt hatte. Sein Neffe kam aber trotzdem hierher und hat Tage lang im Stall und im Hause nach dem Schatz gesucht. Gefunden hat er jedoch nichts, und schließlich ist er wieder abgereist, überzeugt, daß sein Onkel sich den Schatz nur eingebildet oder ihm wohl gar etwas vorgeflunkert habe.

Aber Farragher hatte die Wahrheit gesprochen. Durch einen Zufall ist vorgestern das Versteck, welches er für seinen Mammon gewählt hatte, entdeckt worden, mit dem Ergebniß, daß die Münzensammlung, welche der alte Fuhrmann sich so mühsam angelegt hat, jetzt unter zahlreiche Liebhaber vertheilt ist, die keinerlei Anrecht darauf haben. Ihnen das Gut, welches sie sich angemaßt, wieder abzujagen, dürfte jedoch schwer halten, wo nicht unmöglich sein. Die Sache verhält sich so:

Der Pferdestall hinter dem Häuschen an der Wood Straße hatte leer gestanden, seit Farragher ihn nicht mehr benutzte. Kinder aus der Nachbarschaft hatten ihn bei ihren Spielen als willkommenen Tummelplatz benutzt. Auch vorgestern Nachmittag tollten wieder vier Knaben darin herum, als einem derselben ein Ende Draht auffiel, das unter einer Pferdekrippe hervorragte. Der Junge zog an dem Draht und zog, bis derselbe nachgab und ihm in der Hand blieb. Bei dem Ruck, womit das geschah, war aber merkwürdiger Weise ein Silberdollar auf die Diele des Stalles gefallen. Ueberrascht hob der Knabe das Geldstück auf, um dann spornstreichs nach Hause zu eilen und seiner Mutter von dem Geschehniß Meldung zu erstatten. Dasselbe hatten aber auch die Gefährten des Kleinen gethan, und wie ein Lauffeuer flog nun in der Nachbarschaft von Haus zu Haus die Kunde: in Farraghers Stall ist der Schatz des alten Fuhrmanns gefunden worden. Es vergingen keine fünfzehn Minuten, da waren in dem Stalle wohl ein Dutzend Frauen und ein paar Dutzend Kinder versammelt. Die Frauen, vor Aufregung außer sich, fackelten nicht lange. Mit Beilen und Aexten bewaffnet hieben sie auf die Krippe und deren Umgebung ein, und in wenigen Augenblicken lag der Schatz offen vor ihren Augen da. Sie haben sich dann nicht genirt. Jede griff zu und raffte von den Münzen in die Schurze, in das Kleid, so viel sie davon nur erhaschen konnte. Schneller als sich's beschreiben läßt, war die Fundgrube ausgeschöpft. Die später Hinzugekommenen hatten das Nachsehen. Aber damit wollten sie sich natürlich nicht begnügen. Sie meinten, wo so viel Geld gewesen, da würde auch wohl noch mehr sein. Und so begannen sie, der Sache auf den Grund zu gehen. Dabei sind sie so gründlich zu Werke gegangen, daß der Stall in einen Trümmerhaufen verwandelt war, als nach einer Stunde endlich eine Polizei-Abtheilung auf der Bildfläche erschien. Die hat dann nicht einmal mehr Gelegenheit gefunden, den Stall zuzumachen.

Das Handwerk gelegt.

Als gestern zwei Detektives einen Farbigen, der sich in Begleitung zweier Weißen befand, an der 40. Straße einen Garten-Schlauch tragen sahen, schien ihnen dies verdächtig. Die Blauröcke schritten deshalb auf die drei Männer zu, um sie in's Gebet zu nehmen, doch diese ergriffen die Flucht. Es gelang den beiden Weißen zu entkommen, während der Farbige nach längerer Jagd eingesammelt wurde. Der Arrestant gab seinen Namen als Arthur Mask an. Der Gartenschlauch wurde von dem Nr. 4306 Oakenwald Ave. wohnhaften J. H. Brown als sein Eigenthum identifizirt. Die Polizei glaubt, daß der Arrestant mit jenem Kerl identisch ist, der seit längerer Zeit in Hyde Park in der Gegend am See, zwischen der 39. und 47. Straße, zahlreiche kleine Diebstähle verübt hat.

* Der 15jährige Frank Riley fuhr gestern im Rangirbahnhof der Northwestern Bahn Spaßes halber auf einem Frachtzuge spazieren. Bei der Rockwell Straße stieß er mit dem Kopfe gegen den Viadukt an, welcher dort die Geleise überspannt. Er fiel von dem Waggon, auf welchem er sich befand, herab und hat schwere Verletzungen erlitten. Die Eltern des Knaben wohnen Nr. 369 Claremont Ave.

Feste und Vergnügungen.

Vergnügungsklub „Gemüthlichkeit".

In Clodys Grove, No. 2217—2225 N. Clark Str., wird heute der Vergnügungsklub „Gemüthlichkeit" ein großes „Basket-Piknik" abhalten. Das aus der Präsidentin Frau Emma Stamm und den Mitgliedern Hedwig Brand, F. Ziesenhenne, Kunigunde Lange, F. Müller und F. Braun bestehende Arrangements-Komite hat die Vorbereitungen so gründlich und gewissenhaft getroffen, daß die Besucher mit Bestimmtheit einem vergnügten Sonntag Nachmittag und Abend entgegensehen dürfen. Der Anfang des Festes ist auf 3 Uhr Nachm. festgesetzt worden. Das Programm besteht aus Preiskegeln, Tanzen und Bewegungsspielen aller Art für Alt und Jung.

Fahnenweihe und Ballfest.

Der Schwäbische und Badische Damen-Verein wird heute die Reihe seiner Winterfestlichkeiten eröffnen. In der Mozart-Halle, No. 245 ClybournAve., werden sich die Mitglieder wie auch die zahlreichen Freunde des Vereins versammeln, um das Fest der Fahnenweihe zu begehen. Die mit vieler Sorgfalt getroffenen Vorbereitungen dürften einen glänzenden Verlauf des Festes gewährleisten, zumal weder Kosten noch Mühe gescheut worden sind, um die feierliche Uebergabe der neuen Fahne an den Verein zu einem Ereigniß in der Geschichte desselben zu machen. Die Feier wird Nachmittags um 2 Uhr eröffnet werden. Abends findet ein flottes Ballfest statt.

Ein „Münchener Oktober-Fest".

Der Soziale Turnverein wird in den Tagen vom 21. bis 29. Oktober mit einem Feste eigener Art vor die Oeffentlichkeit treten. Er hat bereits ein aus erfahrenen Arrangeuren bestehendes Komite mit den Vorbereitungen zu einem „Münchener Oktober-Fest" betraut, das er in seiner freundlichen, an Ecke Belmont Ave. und Paulina Str. gelegenen Halle abhalten wird. Mit dem Fest wird eine große Messe verbunden sein. Die Turnschwestern des Vereins sind schon jetzt eifrig an der Arbeit, um allerlei hübsche Sachen anzufertigen, die auf der Messe zur Ausstellung und Verloosung gelangen sollen. Das Arrangements-Komite ist erbötig, Gegenstände, welche ihm für den Bazaar zur Verfügung gestellt werden, auf Wunsch abzuholen. Namen und Adressen der freundlichen Geber werden in der Festzeitung bekannt gegeben werden.

Der Soziale Turnverein betheiligt sich an allen guten Reform-Bestrebungen und betrachtet daher auch die Erziehung der Jugend als eine seiner Hauptaufgaben. Zu diesem Zwecke unterhält er eine Turn- und Sonntags-Schule, in welcher vier tüchtige Lehrer unterrichten. Da die Erhaltung der Lehrkräfte, der Räumlichkeiten wie auch Geräthe große Kosten verursacht, so ist er gezwungen, durch Veranstaltung von Festlichkeiten Zuschüsse zu erzielen. Er reflektirt daher auf eine sehr rege Betheiligung des Publikums an seinem „Münchener Oktober-Fest".

Vielversprechender Bazaar.

Der Frauenverein „Isolde" wird vom 25. bis einschließlich 28. Oktober in der Südseite-Turnhalle einen großen Bazaar, verbunden mit Vergnügungen der besten Art, abhalten. Die Eröffnung und der Beschluß des Bazaars sollen besonders eindrucksvoll und genußbringend gestaltet werden. Ein Ballfest des Frauenvereins wird am Samstag, den 28. Oktober, alle Mitglieder und die zahlreichen Freunde desselben in der Südseite-Turnhalle vereinen. Zur Belustigung der Kleinen wird ein besonderer Kindertag veranstaltet werden. Geschenke für den Bazaar, dessen Ueberschuß zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist, werden von der Präsidentin des Vereins, Frau Helene Spreyer, No. 4026 State Str., sowie von Frau Rica Hilmer, No. 3907 Cottage Grove Ave., entgegengenommen.

Goethe-Fest der „Germania".

Der Germania-Männerchor hat sein Programm für die Festlichkeiten der bevorstehenden Saison aufgestellt.

Am 28. Oktober wird der Germania-Männerchor die Reihe seiner dieswinterlichen Festlichkeiten mit einem „Goethe-Fest" eröffnen. Chöre aus dem großen weltlichen Oratorium „Fausts Verdammniß", von Berlioz, werden einstudirt; für den musikalischen Theil wird ein großes, aus bewährten Musikern zusammengestelltes Orchester engagirt werden. Auf dem Programm stehen ferner Aufführungen von Szenen aus Goethes Dramen und lebende Bilder, mit einer Apotheose Goethes abschließend. Nach dem Bankett findet der Redeakt statt, für den bedeutende Goethe-Forscher gewonnen werden sollen. Nachstehender Prospekt für die Klubfestlichkeiten der bevorstehenden Winter-Saison 1899—1900 ist von dem Vergnügungs-Ausschuß, unter dem Vorsitze des Herrn Arthur Herz, entworfen worden:

28. Oktober—Eröffnungsfeier—Goethe-Fest.
18. November—Tanzabend.
25. November—Stiftungsfest—Ball und Bankett.
9. Dezember—Liedertafel-Abend.
26. Dezember—Weihnachtsfest.
31. Dezember—Sylvesterfeier—Ball und Bankett.
18. Januar—Großes Konzert.
3. Februar—Vaudeville-Abend.
10. Februar—Maskenball.
17. Februar—Kinder-Maskenball.
3. März—Tanzabend.
24. März—Herrenabend.
31. März—Kaliko-Fest.

Für das auf den 18. Januar anberaumte Konzert sollen außergewöhnliche Anstrengungen gemacht werden, um dasselbe zu einem Hauptereigniß der Saison zu gestalten.

* **Beim Versuche, die Geleise der Chicago & Eastern Illinois Bahn an Wallace und 63. Str. zu überschreiten, wurde gestern Frau R. Kellion durch einen Personenzug über den Haufen gerannt und schwer verletzt. Eine Ambulanz brachte die Verunglückte nach ihrer Wohnung, No. 6456 Union Ave.**

Konvention der Wirthe.

Die bevorstehende Jahresversammlung der „Liquor Dealers' Protektive Association of Illinois."

Krieg den Muckern und Temperenzlern!

Am nächsten Dienstag findet in Peoria die 20. Staats-Konvention des unter dem Namen „Liquor Dealers' Protective Association of Illinois" bekannten Verbandes der Gastwirthe statt, auf der eine Anzahl wichtiger Angelegenheiten zur Erörterung kommen soll. So vor Allem die Frage, wie ein schärferer Feldzug gegen die Mucker und Temperenzler, diese geschworenen Feinde des Wirthsgeschäfts, geführt werden kann. Sämmtliche Lokal-Verbände, 15 an Zahl, werden auf dem Konvent durch Delegaten vertreten sein, die morgen Nachmittag, um 1 Uhr, mit einem Spezialzug der Chicago & Alton-Eisenbahn die gemeinschaftliche Fahrt nach der gastfreien Konventionsstadt antreten werden.

Die Jahresversammlung, welche im „Grand Opera House" stattfindet, wird durch den Staats-Präsidenten Fred. Rohde um 10 Uhr Vormittags zur Ordnung gerufen werden, worauf Mayor Lynch, von Peoria, und Anwalt Frank J. Quinn die üblichen Begrüßungsansprachen halten. Dann wird sich der Konvent, nach Verlesung der Jahresberichte, sofort an die Erledigung der vorliegenden Geschäfte machen. Für Dienstag Nachmittag ist — nach der üblichen Parade — ein Besuch der „Monarch"-Distillerie, der größten ihrer Art in der Welt, sowie ein Ausflug nach Glen Oak Park geplant, während am Mittwoch die Neuwahl der Beamten stattfinden soll.

Folgende Chicagoer Delegaten werden unter Anderen an den Konventionsverhandlungen theilnehmen:

Alter Wirthsverein: John Prosser, John Hoeppel, Anton Kaiser, Henry Graf, Albert Krueger, Christ. Bolte, O. L. Wodack, Joseph Miehle, Christ. Fleck, Philip Koehler, John Daub, Charles Richter, Charles Siebert, Louis Berger, Max Haenel, John Illgen, Charles Fuchs, Hermann Runge, Louis Emich, Fred Lippert, John Bandholz.

Nord Chicago Wirthsverein: C. Rosenow, Paul Gauger, C. Moßmann, C. Horn, Ph. Enders, A. Beitzel, J. Plotke, Ch. Frank, C. Coelle, Hugo Bork, H. Haselhuhn, L. Puckelwarz, G. Berkes, A. Biewer, G. Machmert, J. Remmlinger, A. Keil, C. Mittag, J. Schuster und F. Schollenberger.

Nordwest Chicago Wirthsverein: Henry Koeding, Jos. Dost, John C. Rossow, Fred Bennigsen, Ad. Wendt, John Fiille, C. F. Lange, Jos. G. Seideneck, Chas. Richter, Paul Fabisch, Chas. Freese, Herm. Katschke, H. Knocke, Mich. Lindner, Chas. Lorenzen, Chas. Hoepfner, Aug. Jungmann, Jos. Hartmann, Frank Scheer, Ferd. Brandson, Ad. Schiemann, Martin Totz, Hermann Reichardt, Fritz Markus.

Stellvertreter: Jul. Kraft, D. Kurt, Louis Frommes, Otto Meier, F. Wagner und Karl Reimer.

Außer den oben genannten Vereinen gehören noch folgende Lokalverbände dem Staatsverbande an: West Chicago Wirthsverein; Chicago Liquor Dealers; Südseite Wirthsverein; Scandinavian Saloonkeepers' Association; Hyde Park Saloonkeepers' Association: Blue Island Saloonkeepers' Association; Bohemian Saloonkeepers' Association; Deutscher Wirthsverein vom Town of Lake; Cook County Liquor Dealers' Association; Northwest Polish Liquor Dealers' Association und die Chicago Heights Liquor Dealers' Association.

Die jetzigen Staats-Beamten sind: Präsident Fred Rohde, Vize-Präsident Aug. Lutt, Schatzmeister Chas. Berger, Sekretär Aug. Mette. Vize-Präsidenten: Div. 1. W. S. Phelps, Chicago. Div. 1. Joseph Greiner, Chicago. Div. 1. Carl Rosenow, Chicago. Div. 1. Anton Pregler, Irving Park. Div. 2. Chas. Meyer, Rockford. Div. 3. Chas. Metzger, Ottawa. Div. 4. F. D. Rudeke, Kankakee. Div. 5. Thos. McGowan, Decatur, Ill. Div. 6. J. F. Telbuescher, Quincy.

Hauptquartier: Zimmer 301—303, im Schiller-Gebäude.

Erlitt eine Gehirnerschütterung.

In der elterlichen Wohnung, Nr. 309 Southport Ave., liegt der neunjährige Josef Blandon, an den Folgen einer Gehirnerschütterung sehr bedenklich erkrankt darnieder. Wie behauptet wird, wurde der Knabe gestern Nachmittag von dem 12jährigen Michael Kalakuski, von No. 384 Southport Ave., von der vorderen Veranda des Elternhauses herabgestoßen, wobei er so unglücklich zu Fall kam, daß er eine Gehirnerschütterung erlitt.

Befördert.

Polizeichef Kipley hat den Patrolmann Stephen K. Healy vom 27. Prezinkt wegen besonderen Diensteifers, bewiesen während der letzten zwei Jahre, zum Detektive-Sergeanten befördert. Healy hat während jenes Zeitraumes 362 Personen verhaftet, von denen 96 dem Kriminalgericht überwiesen wurden. 34 der von dem Blaurock festgenommenen Verbrecher wanderten in's Zuchthaus, während 26 nach dem Korrektionshaus geschickt wurden. Unter den Arrestanten befanden sich mehrere gefährliche Verbrecher, auf welche die Polizei Jahre lang vergeblich gefahndet hatte.

Konsul Salopoulos.

Bank-Präsident Charles L. Hutchinson, der hier bisher als griechischer Konsul fungirt hat, ist nunmehr durch einen Berufskonsul ersetzt worden. Dieser hat gestern sein Amt angetreten. Er ist von althellenischer Abstammung und heißt Nicholas Salopoulos.

Thätigkeit der Grand Jury.

Hermann Hundhausen und Rich. Honeck des Mordes angeklagt.

Die Großgeschworenen haben gestern gegen Hermann Hundhausen und Richard Honeck, welche beschuldigt sind, am 2. September den Buchhalter Walter Koeller in seiner Wohnung, Nr. 880 Fulton Str., erstochen zu haben, Anklagen wegen Mordes erhoben. Honeck wird als der eigentliche Mörder bezeichnet, während Hundhausen der Beihilfe zum Morde vor und nach der That bezichtigt wird. Als Belastungszeugen waren Frau Alexander, bei welcher der Ermordete wohnte, und dessen Bruder Georg Koeller aufgetreten. Die Verhandlung des Prozesses soll sehr bald vor sich gehen.

Angeklagt wurden ferner die Farbigen Kate Butler, Jesse Henry und Clio McDonald, weil sie angeblich einem gewissen Moses Gallant, der gerade aus dem Klondike Gebiet zurückgekehrt war, $1400 gestohlen haben.

Die Grand Jury nahm gestern das weiteren Beweismaterial gegen die Nachgenannten entgegen, welche beschuldigt sind, Wettbuden betrieben zu haben:

E. A. Ulroy, G. A. Fisher und C. W. Croß, Pacific Ave. und Grand Union Hotel; Arnold Lancaster, Frank Hoops, Pacific Ave.; Thomas W. Potts, C. William Hotchkiß, John Murphy und George W. Forbes, 15 National Life Insurance Gebäude; Charles F. Hall, Albert Kantzler und Fred M. Kantzler, Vernon Ave.; J. Lobdell und John Haskett, No. 161 Adams Str.; W. R. Fitzwilliam und E. L. Moore, Rialto-Gebäude; Owen Norris und Albert Scheimer, No. 83 Dearborn Str.; Frank J. Smith, Arthur J. Branon und Charles W. Hanson, Exchange Place; F. J. Brown und Thomas Sullivan, No. 6 und 7 Exchange Place; E. W. Wirsing, Geo. Harris und Henry Campbell, No. 25 und 27 Sherman Str.; Edward Rock, John L. Valley, Roy Tankersley, Arnold Lancaster, George Evans und Riley McCarey, No. 26—28 Pacific Ave.; James A. Royal und Theodore A. Birch, Commercial Court; Frank W. Schwartz, Fred. M. Kantzler, Alb. Kantzler, Julius Holzapfel und Chas. Faxton, No. 85 Lake Str.; Kennedy R. Owen, Henry Waltersdorf und E. A. Schwartz, Brevoort House; J. Edw. King und Hugh F. Eaton, No. 119 La Salle Str.

Das Belastungsmaterial war von dem Ausschuß der Börsenmitglieder aufgearbeitet worden, welcher mit der Aufspürung von Wettbuden und Winkelbörsen betraut ist.

Die Gattin des in Seattle, Wash., unter der Anklage der Jurybestechung festgenommenen Schankkellners Wm. H. Armstrong ersuchte gestern die Grand Jury, gegen ihren Mann und eine gewisse Louise Knight Anklagen wegen unerlaubten Zusammenlebens zu erheben. Frau Armstrong ist seit zwei Jahren von ihrem Gatten getrennt. Die Knight folgte dem flüchtig gewordenen Schankkellner nach Seattle und verrieth so unwissentlich seinen Aufenthaltsort an die Polizei, welche alle ihre Bewegungen sorgfältig beobachtet hatte.

Der Grand Jury wurde ferner Beweismaterial gegen die Hebamme Louise Hagenow und Samuel Kingston, die Beide des Mordes beschuldigt sind, vorgelegt. Die Erstere hat angeblich den Tod einer jungen Frauensperson verursacht, indem sie eine verbrecherische Operation an ihr vornahm, während der Letztere vor einem Monat während eines Streites in einer Wirthschaft in den Stock Yards einen gewissen James O'Neill jr., erstach.

Am nächsten Mittwoch dürften sich die Großgeschworenen mit einer Untersuchung der Steuerhinterziehungs-Fälle beschäftigen. Der Vorsitzer der Steuer-Revisionsbehörde hatte dieserhalb gestern mit Hilfs-Staatsanwalt Sprogle eine längere Konferenz, und er wird morgen wiederum mit ihm über diese Angelegenheit berathen. Zur Untersuchung werden auch im Laufe der Woche der Einsturz des Koliseum-Gebäudes und die Anklage gegen Dr. Edward Rosekranz kommen, welcher der Mordbrennerei beschuldigt wird.

Verdächtige Gesellen.

Die Polizei muthmaßt, daß einer der beiden Kerle, die vorgestern Nachmittag hier an der Desplaines Str. verhaftet wurden, identisch mit einem Mörder ist, welcher von der Polizei in Topeka, Kansas, dringend gewünscht wird. Die von dem Gesuchten gegebene Beschreibung paßt genau auf den einen Gefangenen. Auf die Ergreifung jenes Mörders ist eine Belohnung von $300 ausgesetzt. Bei dem Arrestanten, der sich Thomas nennt, fand man einen Dolch und bei seinem Begleiter einen Revolver vor. Dieser hatte auch einen Brief bei sich, der an eine Frau in Cairo, Ill., adressirt ist, und in welchem dieselbe aufgefordert wird, gewisses gestohlenes Gut zu veräußern. Die Polizei ist bemüht, die Persönlichkeit der beiden verdächtigen Gesellen festzustellen.

* Als gestern ein Farmer aus dem Vorort North Harvey mit einer Ladung Heu die Princeton Ave. entlang fuhr, liefen zwei etwa dreizehnjährige Knaben, Namens Michael Walsh und Frank Kollmann, hinter dem Wagen her und steckten das Heu in Brand. Im Nu brannte das Heu lichterloh, so daß der Farmer eiligst von seinem Sitze herabspringen mußte. Die bösen Buben wurden verhaftet.

* Bei einer Kollision zwischen seinem Gefährt und einem Straßenbahnwagen der Milwaukee Ave.-Kabelbahnlinie wurde gestern der Fuhrmann Albert Miller an Cornelia Straße und Milwaukee Ave. von seinem Sitze auf das Straßenpflaster geschleudert und trug dabei erhebliche Verletzungen am Kopfe davon. Eine Ambulanz brachte den Verunglückten nach seiner Wohnung, Nr. 1212 Leavitt Straße.

Das Flaggengesetz.

Ein Habeas Corpus-Verfahren zu seiner Beanstandung angestrengt.

Ein Patriotenbund in Lake View läßt sich seine Durchführung angelegen sein.

Dem Verein der Zigarren- und Tabakshändler werden die Belästigungen, welchen seine Mitglieder wegen angeblicher Uebertretung des Staatsgesetzes gegen „Mißbrauch des Sternenbanners" ausgesetzt sind, nachgerade zu stark. Man zitirt dieselben vor Friedensrichtern in entlegenen Landbezirken von Cook County und verursacht ihnen so erhebliche Kosten und große Zeitversäumniß. Den Klagegrund bildet in jedem einzelnen Falle die Feilbietung von Zigarren, die in Kisten verpackt sind, welche im Schmuck der Landesfarben prangen!

Der Anwalt des genannten Vereins, Herr A. J. Pflaum, hat nun, um diesen Verfolgungen ein Ende zu machen, vor Richter Chetlain ein Habeas Corpus-Verfahren angestrengt, und zwar im Interesse der Händler Louis Newman und Clarence Hershon, von Nr. 41 Randolph Str., die wegen eines Vergehens der besagten Art vor den Kadi Hartmann in Harvey geladen worden sind. Herr Pflaum stellt die Verfassungsmäßigkeit des Flaggengesetzes in Frage und begründet seinen Standpunkt, indem er geltend macht, die gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten hätten keine Befugniß, sich mit einer vermeintlichen mißbräuchlichen Benutzung des Sternenbanners zu befassen. Dieses sei vom Kongreß zum Wahrzeichen des Bundes gewählt worden, und deshalb stehe auch nur dem Kongreß das Recht zu, seinen Gebrauch zu beschränken. Außerdem handle es sich aber in vorliegendem Falle auch garnicht um eine, ob nun statthafte oder widerrechtliche Benutzung der Flagge, denn die Farben-Zusammenstellung Roth, Weiß und Blau könne füglich nicht als Flagge bezeichnet werden. Richter Chetlain hat sich nach einigem Zögern bereit erklärt, der Angelegenheit näher zu treten. Er hat die Verhandlung des Habeas Corpus-Gesuches auf Donnerstag anberaumt, die „Angeklagten" hat er bis dahin gegen ihre eigene Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt.

In den ersten Tagen dieser Woche dürfte übrigens auch schon der Richter Hutchinson sein Urtheil darüber abgeben, ob das Illinoiser Flaggengesetz verfassungsmäßig ist oder nicht. Es liegt ihm nämlich ein Protest der Firma Ruhstrat & Curlett zur Entscheidung vor, die wegen Uebertretung dieses Erlasses vom Kadi La Buy zu einer Ordnungsstrafe verurtheilt worden ist.

Ganz besonders eifrig zeigt man sich bei der Verfolgung von Personen, die zur Förderung ihrer Handelsinteressen das Sternenbanner ausnutzen, in dem friedlichen Lake View. Dort hat sich ein, zumeist aus jungen, von glühendem Patriotismus beseelten Veteranen unseres „spanischen Erbfolgekrieges" bestehender Verein gebildet, der sich die Vollstreckung des Flaggengesetzes gewissermaßen zum Lebenszweck macht. Auf Betreiben dieses Vereins haben die Friedensrichter Johnson und Whitman schon gegen eine ganze Menge von Geschäftstreibenden Vorladungen erlassen, die man im Verdachte hat, daß ihr Patriotismus beim Aufhissen des Sternenbanners nicht lauter und rein ist, sondern daß sie die Bundesflagge nur zum Deckmantel schnöder Gewinnsucht benutzen. Unter den Geschäftsleuten, welchen man solchermaßen auf's Dach zu steigen beabsichtigt, befinden sich die Nachgenannten:

Charles Dreier, Ecke Clybourn Ave. und Clybourn Place; John Recher, Nr. 338 Clybourn Ave.; George Strehnel, Nr. 765 Southport Ave.; Samuel Bauver, Nr. 502 Belmont Ave.; G. Lang, Nr. 1886 N. Clark Str.; Fred Peterson, Ecke School Str. und Sheffield Ave.; E. A. Peterson, Nr. 124 Belmont Ave.; M. Nelson, Ecke Belmont und Seminary Ave.; Drien, Bach & Kaufmann, Ecke Garfield und Lincoln Ave.; Wm. Huchhies, Ecke Clifton und Belmont Ave.; Conrad Schmidt, 134 North Ave.; J. Nieberall, Ecke Cleveland und North Ave.; Zanders, Nr. 224 North Ave.; J. Zibbi, Nr. 920 Davis Str., Evanston; Thomas, Eggleston Ave., Evanston; J. Weldon, Nr. 600 Main Str., South Evanston.

Uebel zugerichtet.

Der in der Wirthschaft Nr. 527 State Str. angestellte Schankkellner Alfred Mitchell gerieth gestern Abend vor besagtem Schanklokal mit einem Gaste in Streit, weil derselbe sich entfernen wollte, ohne für die genossenen Getränke bezahlt zu haben. Im Verlaufe der Auseinandersetzung zog der Unbekannte ein Messer, stach seinen Gegner in den Rücken und schlug ihn zu Boden. Nicht genug damit, trat der brutale Geselle dem wehrlos am Boden Liegenden noch in's Gesicht, ihm das Nasenbein zerschmetternd. Der Verunglückte, dessen Zustand ein sehr bedenklicher ist, fand im County-Hospital Aufnahme. Sein Angreifer entkam.

Klingendes Herzenspflaster verlangt.

Der Nr. 1675 N. California Ave. wohnhafte Uriah E. Atwater, ein früherer Grundeigenthums-Makler, hat im Kreisgericht gegen den Telegraphisten Martin S. Landis von Nr. 183 Dearborn Ave. eine Schadenersatzklage in Höhe von $25,000 anhängig gemacht, weil dieser ihm angeblich seine Frau Adeline abspänstig gemacht hat. Frau Atwater hat übrigens ihren Gatten wegen grausamer Behandlung auf Scheidung verklagt, und dieser Prozeß wird demnächst in den Gerichten zur Verhandlung kommen.

Aus Turnerkreisen.

Literarische Preisaufgaben für das goldene Bundes-Turnfest.

Einweihung einer neuen Turnhalle.

Auf Empfehlung des Ausschusses für geistige Bestrebungen hat der Vorort des Nordamerikanischen Turnerbundes die folgenden literarischen Preisaufgaben für das Bundesturnfest in Philadelphia aufgestellt:

1. Ueber den Einfluß der Konkurrenz auf den materiellen, sittlichen und intellektuellen Fortschritt.

2. Soll der Turnerbund sein aus einer Reihe von Einzelforderungen bestehendes Programm beibehalten, oder soll er sich mit einer allgemeinen Darlegung seiner Grundsätze und Bestrebungen begnügen?

3. In welcher Weise und nach welcher Richtung soll das Deutschthum Amerikas seinen Einfluß auf die kulturelle Entwicklung dieses Landes geltend machen?

4. Turnziel: Was wir wollen und sollen.

Für jedes Thema sind zwei Preise ausgesetzt.

Das Papier sollte nur auf einer Seite beschrieben sein. Deutliche Schrift ist unerläßlich.

Der Vorort macht, im Anschluß hieran, auf folgende Bestimmungen der Festordnung aufmerksam:

„Jeder Preisbewerber hat zwei Kouverts, spätestens vier Wochen vor dem Fest an den Ausschuß für geistige Bestrebungen des Bundesvororts (Adresse des Schriftführers: „Dr. L. Burckhardt, c/o „The Willoughby", Indianapolis, Ind.") einzuschicken, das eine seine Preisschrift mit dem Motto, das andere nur seinen Namen und Motto enthaltend. Das den Namen und das Motto enthaltende Kouvert darf erst nach Fällung des Urtheils von den Preisrichtern geöffnet werden.

„Als Preisgericht fungirt der Ausschuß für geistige Bestrebungen des Bundesvororts, welcher die Namen der Verfasser der zwei besten Arbeiten dem Vorsitzer des zum Fest abgesandten Vorortsausschusses zu übergeben hat, welcher dieselben in der Preisvertheilung verkündet.

„Die auf dem Bundesturnfest durch Preise ausgezeichneten literarischen Arbeiten sollen im Bundesorgan veröffentlicht werden. Die Preise bestehen aus Diplom und Kranz für die beste, und Diplom für die zweitbeste Arbeit".

* * *

Anläßlich der Einweihungs-Feier ihrer neuen, Nr. 463 West Belmont Ave. gelegenen Turnhalle, werden die Aktiven des Turnvereines „Gut Heil" am heutigen Sonntage ein großes Preis-Kürturnen und Preisfechten veranstalten, wozu sämmtliche Chicagoer Turnvereine eingeladen worden sind. Die Preise für die Sieger im Kürturnen und Fechten bestehen aus goldenen und silbernen Medaillen und Turner-Abzeichen; die Vereinsriegen-Preise sind Diplome mit und ohne Kränze. Um diese Diplome können sich nur solche Vereine bewerben, die mit einer Riege von mindestens sechs Mann am Preis-Kürturnen theilnehmen. Für das Preis-Kürturnen gelten die Regeln: Je zwei Uebungen müssen am Barren, Reck und Seitenpferd ausgeführt werden. Diese Uebungen werden nach Schönheit und Schwierigkeit bewerthet. Kraft- und Schwungübung sollten, wo es das Geräth erlaubt, abwechseln. Die Veranstalter dieses interessanten Preisturnens hoffen auf eine recht zahlreiche Betheiligung.

Deutscher Orden der Harugari.

Unter den Auspizien des Agitations-Komites der Großloge vom deutschen Orden der Harugari findet heute, Nachmittags um 2 Uhr beginnend, eine große Agitations-Versammlung, verbunden mit Konzert, Vorträgen und Reden, in der Aurora-Halle, an Huron Straße und Milwaukee Avenue, statt. Der Orden hat seit seiner im Jahre 1847 erfolgten Gründung durch seine Wohlthätigkeit, Unterstützung seiner kranken oder arbeitsunfähigen Mitglieder, wie auch durch die Fürsorge für die Wittwen und Waisen verstorbener Brüder, viel Gutes geleistet. Der Harugari-Orden zahlt im Sterbefalle $700; stirbt einem Mitgliede die Frau, so erhält dasselbe $200. Die Krankenkasse zahlt Mitgliedern mit allen Graden bis zum Gesammtbetrage von $300 jede Woche $5.00, von da ab, so lange ein Mitglied krank ist, $2.00 wöchentlich. Mitglieder mit zwei Graden erhalten $4, solche ohne Grad $3 wöchentlich. Der jährliche Beitrag für alle diese Unterstützungen stellt sich auf etwa $20.00 pro Jahr. Alle Mitglieder zahlen gleiche Raten. Das Agitations-Komite besteht aus den Mitgliedern Wm. Lorz, Max Sohm, J. Young, Wm. Goetze, Geo. Tauscher, E. Schwarz und Paul Miller.

* Hilfs-Staatsanwalt Pearson ist zur Zeit mit der Durchsicht der Appellationsschrift beschäftigt, welche Anwalt Hornstein, im Interesse des zum Tode verurtheilten Gattenmörders Becker, nächster Tage dem Staats-Obergericht vorlegen wird. Becker soll bekanntlich am 13. Oktober gehängt werden. Rollinger ebenfalls. Auch der Anwalt des Letzteren arbeitet an einer Appellationsschrift.

* **Vor Polizeirichter Eberhardt standen gestern zwei junge Burschen Namens James Dryden und Thomas Brophy unter der Anklage, den in Rockford, Ill., ansässigen John Byan in einem Hinterzimmer der Wirthschaft des Alderman John Brennan, an Madison und Desplaines Straße, um $26 beraubt zu haben. Die Verhandlung des Falles wurde bis zum 21. September verschoben.**

Deutsches Theater.

Für die Eröffnungsvorstellung das Lustspiel „Zwei Wappen" zur Aufführung gewählt.

Die Direktion Welb & Wachsner kündigt an, daß sie für die am 1. Oktober stattfindende Eröffnungsvorstellung das Lustspiel „Zwei Wappen", von Blumenthal und Kadelburg, zur Aufführung gewählt habe. Dieses Stück wird dem Publikum eine gute Gelegenheit geben, sich sofort ein Urtheil über die Leistungsfähigkeit des neuen Ensemble zu bilden.

Der geschäftliche Vertreter der Direktion wird von morgen, Montag, an täglich von 2—4 Uhr im Bureau von Hooleys Theater zu sprechen sein für Solche, die sich durch Abonnement Plätze für die Dauer der ganzen Spielzeit zu sichern wünschen. — Näheres wird am kommenden Sonntag bekannt gegeben werden.

Die Direktion des deutschen Theaters glaubt mit Recht, sich der Erwartung hingeben zu dürfen, daß der gute Wille, der ihr vom Publikum im verflossenen Winter entgegengebracht worden ist, und den zu verdienen sie sich mit Hilfe eines tüchtigen Personals redlich bemüht hat, ihr auch während der bevorstehenden Saison nicht fehlen wird.

Jugendliche Banditen.

Die Bande jugendlicher Schleichdiebe und Rowdies, welche seit längerer Zeit der Schrecken der Hausfrauen und Schulkinder in der Vorstadt Ravenswood waren, dürfte jetzt unschädlich gemacht sein, da der Führer der Bande, der No. 2752 N. Ashland Ave. wohnhafte Frank B. Brown sich hinter Schloß und Riegel befindet und die Namen seiner Genossen verrathen hat. Brown wurde vorgestern Abend dabei festgenommen, als er in Gemeinschaft mit zwei Genossen die Wohnung von G. Stewart, No. 824 Wilson Ave., plünderte, während die Anderen entkamen. Vor dem Polizeirichter Mahoney gestand Brown ein, daß er der Führer jener Bande sei, und theilte die Namen von sechs seiner jugendlichen Genossen mit. Die Verhandlung des Falles wurde bis zum nächsten Mittwoch verschoben, um der Polizei Gelegenheit zu geben, die anderen Burschen, welche durchweg Söhne angesehener Bürger sind, in's Gebet nehmen zu können. Schon über ein Jahr hat eine Bande jugendlicher Banditen in der Vorstadt Ravenswood ihr Unwesen getrieben. Die Burschen beraubten Schulkinder auf der Straße um kleine Geldbeträge, sie plünderten Eisschränke und begingen sogar Einbruchsdiebstähle.

* **Die Polizei ist von der in West Palm Beach, Fla., ansässigen Frau Adah Weihe, brieflich ersucht worden, etwaige in Chicago lebende Verwandte eines gewissen J. E. Kings ausfindig zu machen, der vor acht Tagen in dem genannten Orte verstorben sei. Kings ist drei Jahre hindurch in Chicago ansässig gewesen.**

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Die Aufgaben der Frauen.

Nachdem die hervorragenden Männer des Landes zusammengekommen sind, um die Trustfrage zu besprechen, sollten die hervorragenden Frauen erst recht eine Konferenz abhalten, um eine ungleich wichtigere und brennendere Frage zu erörtern. Welche das ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, denn sie beschäftigt alle Hausfrauen im Wachen und im Schlafen und ist für sie geradezu die einzige Frage geworden. Die Gesetzgeber und Staatsmänner sind ihr aber bisher aus dem Wege gegangen, weil sie ihr nicht gewachsen sind. Trusts mögen sie todtschlagen können, aber die Dienstmädchen-Noth zu beseitigen oder auch nur zu mildern, ist eine Aufgabe, an die sie sich nicht einmal heranwagen. Folglich werden die Frauen sich selbst helfen müssen.

Da mag es ihnen denn ein Trost sein, daß sie es wenigstens mit unbestreitbaren greifbaren Thatsachen zu Thun haben. Was den Trusts von der einen Seite nachgesagt wird, wird von der anderen geleugnet, und wissenschaftlich steht es noch nicht einmal fest, ob sie der Gesellschaft zum Nutzen oder zum Schaden gereichen. Dagegen ist noch Niemand so kühn gewesen, öffentlich oder im Freundeskreise zu bestreiten, daß die Dienstmädchennoth erstens wirklich vorhanden ist, zweitens immer schlimmer wird und drittens die Grundlage unserer Gesittung bedroht. Trotzdem die Löhne gestiegen und die Anforderungen gesunken sind, bleibt das Angebot erheblich hinter der Nachfrage zurück. Das liegt augenscheinlich daran, daß die einheimischen Mädchen jede andere Beschäftigung der Hausarbeit vorziehen, und die Einwanderung den Bedarf nicht decken kann. Letzterer muß aber immer größer werden, weil die Zahl der Haushaltungen, welche einer oder mehrerer Stützen bedürfen, nicht nur im Verhältniß zur Bevölkerungszunahme, sondern auch zu dem Wachsthum des Wohlstandes steht. 14 Millionen Familien brauchen mehr Dienstmädchen, als 10 Millionen Familien, und bei einem mittleren Einkommen von $1500 ist der Wunsch, die Hausfrauen nicht alles allein thun zu lassen, dringender als bei schmäleren Einkünften. Jeder Mathematiker kann somit ausrechnen, wann die an beiden Enden angezündete Kerze verzehrt sein wird.

Der Vorschlag, die selbstständigen Haushaltungen ganz aufzugeben und nur noch in Gasthäusern oder Karawansereien zu wohnen, liegt unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings sehr nahe, ist aber nichtsdestoweniger unannehmbar. Denn nicht nur gedeiht die Kindererziehung nachweislich nicht im Hotel oder im Apartmenthause mit Restauration, sondern die Junggesellen werden an's Heirathen überhaupt nicht mehr denken, wenn sie für die Opfer, die ihnen die Ehe auferlegt, nicht wenigstens durch die Freuden einer eigenen Häuslichkeit entschädigt werden. Das ist so einleuchtend, daß es nicht näher begründet zu werden braucht, und ist überdies ein Zug, der den Männern zur Ehre und den Frauen zum Vortheil gereicht. Wie schnell würde in den meisten Fällen das eheliche Einvernehmen enden, wenn die häuslichen Tugenden des weiblichen Theiles gar keine Würdigung mehr fänden. Es muß also unter allen Umständen für die Erhaltung der eigenen Häuslichkeit gesorgt werden, weil ohne sie die Familie nicht denkbar ist, welche wiederum die Grundlage der Gesellschaft ist. Soll die menschliche Gesittung an der Dienstmädchen-Noth scheitern, nachdem sie alle Stürme der Völkerwanderung, der Glaubenskriege und der Revolutionen überstanden hat? Soll das herrliche Gebäude zusammenstürzen, an dem Jahrtausende gearbeitet haben, weil die Hausarbeit nicht als so vornehm angesehen wird, wie die Laden- und Fabrikarbeit? Die Frage stellen, heißt, sie verneinen.

Den weiblichen Denkern und Kämpfern biete sich hier eine Gelegenheit, der Menschheit unschätzbare Dienste zu leisten, die sie auf dem Gebiete der Politik, Wissenschaft und Kunst bisher vergeblich gesucht haben. Was die Männer von jeher besorgt haben, kann ihnen ohne besondere Gefahr wohl auch weiterhin überlassen werden, aber was sie nicht vollbringen können, daran mag und wird sich hofentlich der überlegene Scharfsinn der Frauen versuchen. Selbst den frivolen Griechen hat das Weib als Hüterin des häuslichen Altars gegolten, und in den Ver. Staaten vollends ist es sogar seine Hohepriesterin. Der geschichtliche Beruf der Frau zur Rettung des Familienlebens kann also ebensowenig in Zweifel gezogen werden, wie ihre sittliche Verpflichtung und ihre hervorragende Fähigkeit zur Bewältigung dieser hohen Aufgaben. Trotz ihrer sonstigen Ueberklugheit werden sich die Männer diesmal nicht vordrängen. Sie werden aus der eFrne schweigend und bewundernd zusehen, wie das bessere Geschlecht mit dem schwierigsten Problem aller Zeiten spielend fertig wird. Und dann werden sie sich das am häuslichen elektrischen Heerde gekochte Essen doppelt gut schmecken lassen.

Lohnender Patriotismus.

Der Patriotismus ist eine schöne Sache und auch sehr oft eine recht profitable Eigenschaft. Wenn beim Ausbruch des Krieges die Besitzer von Dampfschiffen ihre Fahrzeuge der Regierung zum Kauf anboten, so war das patriotisch, denn der Regierung waren damals zum Siege über die Spanier Dampfer aller Art so nöthig, wie dem liebeglühenden Jüngling in der Sommerzeit „Quarters" zum Siege über das spröde Herz der Erkorenen. Keine Dampfer — keine Kohlen für die Flotte usw. dort; keine „Quarters" — kein „Icecream" für die Holde, hier. Und die Folgen desMangels an Kohlen bezw. an „Icecream" kann sich ein Jeder selbst ausmalen.

Kein Zweifel, es war patriotisch, die Dampfer der Regierung zum Kauf anzubieten, und es war profitabel, wenn die Regierung die Fahrzeuge kaufte. Auch über den letzten Punkt kann kein Zweifel bestehen. Rühmliche Ausnahmen hat es natürlich gegeben, aber die Regel war doch wohl, daß recht viel verlangt wurde für die Fahrzeuge, und daß die Regierung in ihrer Nothlage — sie bedurfte der Fahrzeuge als Hilfskreuzer, Transportboote, Kohlenboote usw. — recht viel bezahlen mußte.

Daß sie in vielen Fällen zu viel bezahlte, erhellt — sofern noch ein Beweis dafür nöthig ist — aus dem Bericht über eine öffentliche Versteigerung von sechs Dampfern, die jüngst im Marine - Departement abgehalten wurde. Es wurden da verkauft: Das Kohlenboot „Scipio", Ankaufspreis $85,769, für $50,125, Verlust für die Regierung $35,644; der Reparatur-Dampfer „Vulcan", Ankaufspreis (in schlechtem Zustande) $350,000, für $175,000, Verlust für die Regierung $175,000, ausschließlich der großen Verbesserungen, die an dem Boote vorgenommen werden mußten; das Fährboot „East Boston", Ankaufspreis $57,500, Verkaufspreis $38,901, Verlust $18,599; das Kohlenboot „Niagara", Ankaufspreis $200,000, Verkaufspreis $75,563, Verlust $124,437; die Yacht „Enquirer", Ankaufspreis $80,000, Verkaufspreis (an das Kriegsdepartement) $20,000, Verlust $50,000; der Dampfer „Governor Russell", Ankaufspreis $71,000, Verkaufspreis $25,000, Verlust $46,000. An diesen sechs Dampfern, die nur sehr nebensächlicheRollen spielten, (ausgenommen vielleicht das Reparaturschiff „Vulcan") und die beim Verkaufe sämmtlich in besserem Zustande waren, als beim Ankaufe, verlor die Regierung $460,000, sie bezahlte $844,669 dafür und bekam nur $384,589 zurück!

Auch die „Merrimac"-Episode, die dem Volke eine so theure Erinnerung ist, kam der Regierung im nüchternen Geldsinne recht theuer zu stehen. Mehr wie 3420 Küsse wird Held Hobson wegen seiner Heldenthat wohl schwerlich bekommen haben, und wenn er so viele erhielt, so kam der Regierung bezw. der Nation jeder Kuß immer noch — ein bischen theuer — auf $100 zu stehen. Denn $342,000 bezahlte die Regierung für den Kohlendampfer, der Ende Juni auf seiner ersten Fahrt in Regierungsdiensten angekommen war und am 3. Mai unter Hobson seine Todesfahrt antrat. Man hatte sich noch nicht einmal die Zeit genommen, die 7000 Tonnen Kohlen auszuladen, die an Ort und Stelle und zu jener Zeit gern und gut $70,000 — $10 die Tonne — werth waren. Der Zweck, Cervera mit seinen Panzerkreuzern „aufzubotteln", wurde bekanntlich nicht erreicht — das soll kein Vorwurf gegen Hobson sein! — und der Dampfer hat somit der Regierung gar nichts genutzt, er hat ihr aber, wie gesagt, $342,000 gekostet, während der Patriot, von welchem die Regierung ihn kaufte, nur $75,000 auf den Dampfer verwendet hatte. Er verdiente, so behauptet man, volle $267,000 an seinem Patriotismus.

Wenn jetzt, nachdem die Kriegsbegeisterung verrauscht ist, solche Zahlen bekannt werden, so kann es nicht fehlen, daß böse Worte fallen gegen die Patrioten, welche die Nothlage der Regierung derart ausnutzten und gegen die Regierung, welche auf solche Geschäfte einging. Aber man hat gar keine Ursache, sich darüber zu ereifern. Der Patriotismus hat sich seit den ältesten Zeiten vielfach in solcher Weise bethätigt; einzelne Bürger, die in der Lage waren, das thun zu können, haben immer und zu allen Zeiten versucht, Nutzen zu ziehen aus der Nothlage der Regierung, und das waren immer Diejenigen, die am lautesten in Patriotismus machten. Und so wird es auch in zukünftigen ähnlichen Fällen immer sein. Es gibt eben zu Viele, die gern im Trüben fischen, wie es auch immer welche geben wird, die sich nachträglich ärgern, daß sie an diesem vergnüglichen Fischen nicht theilnehmen konnten. Deswegen soll das Gebahren jener Patrioten aber nicht entschuldigt werden, und Diejenigen, die sich frei wissen von der Schuld, die Regierung in den Sturmzeiten über's Ohr gehauen zu haben und die, welche niemals den Wunsch gefühlt haben, auch einmal ein solches Geschäftchen machen zu können, mögen mit voller Stimmenkraft ihr "Pereat" schreien und die Geschäftspatrioten nach allen Regeln der Kunst verdammen — sie haben das Recht dazu. Aber gegen die Regierung darf man in diesem Falle nicht schimpfen. Sie befand sich wirklich in einer Nothlage, und mußte Dampfer beschaffen zu jedem Preis—und außerdem: ist sie nicht eine Volksregierung? stammt sie nicht vom Volke? — Wie kann man da erwarten, daß sie besser sei als der beste Theil des Volkes, den doch bekanntlich die „Patrioten" bilden? Wie kann der Fluß höher steigen als seine Quelle? — —

Das menschliche Denkvermögen.

ist, die Geschichte vom körperlichen Rückgang der Kulturmenschen, Dank der Zivilisation, ist uns so oft erzählt worden, daß wir nachgerade von der Wahrheit jener Behauptung überzeugt sind; wir haben aber immer noch des frohen Glaubens gelebt, daß wir uns dafür eines geistigen Fortschritts rühmen können, der jenen Verlust mehr als wett macht, denn der Geist regiert die Welt, ohne ihn ist der eMnsch — und sei es der körperlich stärkste schönste — ja nur ein Thier!

Man will uns armen Menschen doch heutzutage gar keine Freude und Befriedigung mehr gönnen, jedes Frohgefühl wird uns vergällt und so kommt denn auch richtig in einer Monatsschrift so ein Gelehrter, der da behauptet, der Mensch oder richtiger der beste Theil des Menschen, jener Theil, auf den wir „smarten" Menschen vom fin du siècle am stolzesten sind — „das Gehirn" — gehe zurück! Also nicht nur körperlich, sondern auch geistig sollen wir minderwerthiger sein und werden als unsere Vorfahren waren!

Oberst Ellsdale — so heißt dieser Gelehrte, der uns jetzt nun auch unseren letzten und schönsten Trost nehmen will — sagt nun allerdings nicht, daß wir weniger geistesstark seien als unsere Altvordern, die an den Ufern des Rheins auf Bärenhäuten lagen und immer noch eins tranken (das können wir ja heute noch sehr gut!) aber er behauptet, daß die durchschnittliche schöpferische Kraft und Fähigkeit, oder das, was wirOriginal-Talent nennen, stetig im Abnehmen ist, und daß sich das erkennen läßt, wenn man die heutigen Gehirnprodukte mit denen der großen griechischen Zeit vergleicht. Die „ollen Griechen" waren uns — meint „Col." Ellsdale, in diesem Punkte über, und „das griechische Gehirn, über dessen Produkte heute noch Gelehrte und Professoren schwitzen und sich die Köpfe zerbrechen, stellt die Hochwassermarke dar, die der menschliche Geist bis jetzt erreicht. Von jenem hohen Stand geht die Fluth jetzt stetig zurück."

Der Oberst sucht seine Behauptung auch zu begründen. Er sagt, das menschliche Gehirn könne in zwei Theile, einen empfangenden und einen erschaffenden getheilt werden. Die Aufnahmefähigkeiten sind, nach ihm, übermäßig entwickelt und zwar auf Kosten der Schaffensfähigkeit. Geradeso wie die Armmuskeln des Grobschmieds sich zum Schaden der Beinmuskeln entwickeln, so hat die neuzeitliche Erziehung und Umgebung das Denkvermögen, die Phantasie, das Vermögen, zu erfinden und Neues zu schaffen, in der Entwickelung beeinträchtigt und aufgehalten.

„Das Gehirn unserer Knaben," sagt Ellsdale, „wird schließlich etwa den Typus der gewandten belesenen amerikanischen Dame annehmen und in demselben Maße, in dem das geschehen wird, werden sich ihre Chancen, zu Männern wie Sokrates, Plato, Shakspeare und Bismarck heranzuwachsen, vermindern. Es wird keine tiefen Denker mehr geben, die neue und neuartige „Philosophien" aufbauen, große Opern und Tragödien schreiben können u. s. w.

Weiter erklärt der gelehrte Oberst, die zunehmende geistige Ungeduld unserer Zeit sei der geschworeneFeind wirklichen ernsten Denkens und tiefen Studiums irgend einer Frage. Beispielshalber erwähnt er, daß eine Predigt von einstündiger Dauer heute genügen würde, die „Andächtigen" aus der Kirche zu vertreiben, bezw. fernzuhalten, bis man sich versichert hält, daß eine solch ungeheure Zumuthung an die Geduld nicht wieder gestellt wird; während noch vor hundert Jahren Männer den ganzen Tag Predigten anhören und ihnen aufmerksam folgen konnten. In jenen Tagen waren die Gehirne der Männer zu derAnstrengung, die nöthig ist, einem die größte Aufmerksamkeit verlangenden Vortrag zu folgen, viel besser befähigt als heute. Sie konnten argumentativen Vorträgen auf eine Zeitdauer folgen, die heutzutage ganz außer Frage sein würde. Die Menschen von heute können ihre Gedanken nicht mehr auf große GeschichtlicheWerke konzentriren; sie müssen Zeitungen, „Magazine" und kurze Erzählungen haben, und diese werden nur überflogen. Wir haben nach Oberst Ellsdale überhaupt zum großen Theile die Fähigkeit verloren, unsere Gedanken auf längere Zeit auf das zu konzentriren, was wir lesen. „Die geistige Ungeduld, verbunden mit gedankenloser Aufnahmefähigkeit drohen allgemein zu werden."

Eine andere Ursache des Rückgangs der Qualität des menschlichen Gehirns sieht Ellsdale in dem verflachenden demokratischen Geist der Zeit. Herrscher müssen mit den Launen einer wenig aufgeklärten Demokratie rechnen. Die Maschinen vernichten die Unabhängigkeit und Eigenart der Arbeiter und auf der andern Seite verlieren die Arbeitgeber das Feld für ihren individuellen Unternehmungsgeist infolge des tödtenden Einflusses von Monopolen und „Trusts." Die ganze Strömung unserer Zeit geht dahin, Alles auf ein „eintöniges Niveau gleichmäßiger Mittelmäßigkeit zu bringen."

Und schließlich ist nach Oberst Ellsdale die fortwährend zunehmende Mammon-Verehrung unserer Zeit der Hervorbringung von Herren-Geistern (master minds) ungünstig, was die Thatsache beweist, daß „unter unseren 60,000,000 intelligenten und wohlerzogenen amerikanischen Vettern auf der andern Seite des Ozeans so wenige wirklich erstklassige und zur Herrschaft bestimmte Geister zu finden sind."

Die anfängliche Lust, über diese neueste Entdeckung — daß wir auch geistig im Rückgang begriffen sein sollen — zu spotten und zu lächeln, muß weichen, wenn man den Auffatz Col. Ellsdales aufmerksam liest, denn man wird bald gewahr, daß Vieles, was er sagt, durchaus wahr ist. Wir sind sehr flüchtig in unserer Lektüre und wir können unsere Gedanken nur schwer auf ein ernstes nicht sensationelles Thema konzentriren! Das wird wohl so ziemlich Jeder zugeben, der sich die Wahrheit eingestehen will. Und es ist auch wahr, daß unsere ganze Bildung, besonders hierzulande, mehr oder weniger auf ein Auswendiglernen hinausläuft. Das Denken wird vernächlässigt auf Kosten des Gedächtnisses. Trotzdem kann man wohl kaum von einem Rückgang sprechen; solche Geister wie Sokrates, Plato, Shakespeare (und wir können hinzufügen Goethe!), und Bismarck sind zu allen Zeiten selten gewesen und werden's wohl immer sein, ganz ausbleiben werden sie aber auch in der Zukunft nicht. Das menschliche Denkvermögen hat sich wohl nur mehr einer andern Richtung zugewendet, als daß es geringer geworden ist, aber richtig ist, daß die Erziehung, wie sie heutzutage hier gang und gäbe ist, zu einer Verringerung des Denkvermögens führen muß, denn man beschränkt sich darauf, einzupauken und verzichtet darauf, die Jugend zum Denken anzuspornen.

Es wird gut sein, die Mahnungen zu beachten, die in dem Auffatze Ellsdales enthalten sind, auch wenn man nicht an einem Rückgang der Denkkraft des Menschen glauben mag.

Die Militärluftschifffahrt.

(Von Arno Arndt.)

Die fortschreitende Entwickelung der technischen Wissenschaften in unserem Zeitalter der Erfindungen ist in besonderem Maße dem Heerwesen zu gute gekommen und hat auf diesem Gebiete die einschneidendstenVervollkommnungen mit sich gebracht. Ein recht schlagendes Beispiel dafür bietet die Militärluftschifffahrt, die sich jetzt bereits in fast alle europäischen Heere Eingang verschafft hat und hier hervorragende Dienste leistet. Die Luftschifffahrt an und für sich diente ursprünglich nur reinen Vergnügungszwecken, dann kam die Wissenschaft und machte sie sich für ihre Experimente nutzbar, und schließlich hat sie sich das Heer erobert.

Sehen wir vorerst von der praktischen Ausnutzung ab, so beginnt der historische Werdegang, den die Militärluftschifffahrt durchgemacht hat, schon mit der ersten französischen Republik. Paris war die erste Stadt, in der eine Militärluftschifferschule gegründet wurde. Aber da sie wenig praktische Dienste zu leisten vermochte, löste sie Napoleon I. auf. Eine größere Thätigkeit entwickelte die Luftschifffahrt erst im amerikanischen Bürgerkriege 1861—65, wenn auch die erzielten Resultate nur geringen Anforderungen entsprachen. Viel nachhaltiger und wirksamer bethätigte sich die Luftschifffahrt im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Das umlagerte Paris verkehrte damals mit der Außenwelt zumeist durch Luftballons, und so manche wichtigen Nachrichten wurden durch sie hinausgetragen. Nur wenige Ballons geriethen in deutsche Hände, die meisten passirten ungehindert. Ein hervorragendes Interesse erregte seinerzeit die Luftreise des Ballons "La Ville d'Orléans". Er stieg im Dezember 1870 um Mitternacht in Paris auf und landete am nächsten Nachmittag um zwei Uhr in der Nähe des Sneehättan in Norwegen. Es ist das eine der schnellsten Luftreisen gewesen, die je unternommen wurden. Während des ganzen deutsch-französischen Krieges sind 64 Ballons aufgestiegen, davon fielen nur fünf in die Hände der Deutschen, zwei verunglückten im Meere. Auch die deutsche Armee führte zwei von einer Infanterietruppe bedeckte Luftschiffdetachements mit sich, aber sie fanden keine Gelegenheit, ihre Thätigkeit zu entfalten, und blieben daher im Hintertreffen. Der Nutzen, den die Luftschifffahrt gerade für den Krieg mit sich bringt, zur Beobachtung des Geländes, der feindlichen Bewegungen, zur Ueberbringung von Botschaften und Beförderung von Depeschen, sprang aber nach diesem Kriege so greifbar in's Auge, daß jetzt fast alle europäischen Staaten, die Ver. Staaten, sogar Japan und China eigene Ballontrains besitzen. Seit dem 1. April 1887 hat Berlin eine eigene etatsmäßige Luftschifferabtheilung, die vom Eisenbahnregiment ressortirt, und an deren Spitze ein Major, ein Hauptmann und vier Leutnants stehen. Die Soldaten dieser Abtheilung sind äußerlich kenntlich an einem „L" auf den Achselklappen.

Schon früh Morgens beginnen die Luftschiffer ihre Thätigkeit auf dem ausgedehnten Terrain des Tempelhofer Feldes. Zuerst wird der Ballon aus einem mächtigen Schupppen hervorgeholt. Er liegt darin völlig aufgeblasen, um den allzu großen Gasverbrauch zu vermeiden. Man hat den Ballons schon die verschiedensten Formen gegeben, die am meisten zur Verwendung kommende ist die zylindrische, andere haben das Aussehen eines Papierdrachens. Ist der Ballon aus dem Schuppen herausgebracht, so heben ihn acht Mann langsam auf die mitgebrachten Wagen. Er wird mit mächtigen Tauen angeschnürt, in die Gondel steigt ein Offizier, und dann geht es mit Blitzesschnelle bis zur gewünschten Höhe empor. Der in der Gondel Sitzende beobachtet nun von oben herab mit seinem scharfen Stecher das Terrain und eventuelle Bewegungen manövrirender Truppen. Auch ist er durch eigenartige photographische Apparate im Stande, recht gute Aufnahmen zu machen und so durch bildliche Darstellungen die Eindrücke des Auges zu unterstützen. Da es bisher trotz jahrelanger Versuche nicht gelungen ist, den Ballon lenkbar zu machen, so werden die nöthigen Wendungen und Schwenkungen durch Hin- und Herbewegung der auf dem Gelände befindlichen Wagen bewerkstelligt. Dieses noch etwas primitive Verfahren wird sich im Laufe der Jahre wohl noch ändern, da fortgesetzte Versuche mit der Lenkbarmachung unternommen werden. Haben nun die Insassen ihre Beobachtungen im Ballon angestellt, so telegraphiren sie diese ihrer Truppe vermittelst einer Drahtleitung, die den Ballon mit dem Terrain verbindet; auf diese Weise ist der letztere genau und auf's Schnellste über alle Vorgänge ringsum unterrichtet. Im Kriege wird natürlich auch der Fall eintreten, daß die Ballons von den Feinden beschossen werden. Die deutsche Armee besitzt auch bereits eigens hergerichtete Ballongeschütze, die senkrecht, mit langem Rohr versehen, auf den Wagen Platz finden. Wird der Ballon beschossen, so sind damit die Insassen noch nicht verloren, sie können sich an einem seitlich angebrachten Fallschirm herunterlassen und den feindlichen Kugeln entrinnen.

In Friedenszeiten werden die Versuche der Luftschifferabtheilung natürlich zumeist mit Fesselballons gemacht, doch werden auch häufig freie Ballonfahrten unternommen, die oft recht interessante Ergebnisse bringen und die Kenntnisse, den persönlichen Muth und die Ausdauer der Offiziere auf die Probe stellen.

Die Röntgen-Strahlen in der Buchdruckerei.

Eine Umwälzung der Buchdruckerei durch die Röntgen'schen Strahlen prophezeit das französische Bulletin Technique. Die Idee zu derselben ging von dem Franzosen Izambard aus. Die Röntgen'schenStrahlen haben bekanntlich die Fähigkeit, undurchsichtige Körper zu durchdringen und durch sie hindurch auf eine photographische Platte zu wirken, dagegen finden sie einen Widerstand an allen metallischen Stoffen. Wenn man nun ein einzelnes Blatt mit einer Tinte beschreiben oder bedrucken würde, die einen hohen Gehalt an metallischen Verbindungen besitzt, so würden gerade die Schriftzüge auf diesem Blatt die Röntgen'schen Strahlen nicht hindurchlassen. Man nimmt nun ein ganzes Packet von so und so viel tausend Blättern Papier, die in einer bestimmten Weise präparirt sein müssen und legt jenes mit „radiographischer Tinte" beschriebene Blatt oben darauf. Die Röntgen'schen Strahlen gehen nun durch das ganze Pack Papier hindurch und werden auf jedem einzelnen Blatte die Schrift des Originals hervorbringen, weil sie nur an den von den Schriftzeichen bedeckten Stellen nicht hindurchgelassen werden. Nun wird man das Pack auseinander nehmen, die einzelnen Blätter nach dem bekannten in der Photographie angewandten Verfahren entwickeln und waschen, und auf jedem einzigen Blatte wird die betreffende Schrift wie in einer Photographie erscheinen. Die Zahl der herzustellenden Exemplare ist eigentlich beinahe unbeschränkt, denn Papier ist für Röntgen'sche Strahlen leicht durchdringlich. Außerdem kann man mehrere solcher Packete von Papierblättern gleichzeitig den Röntgen'schen Strahlen aussetzen, indem man sie, im Kreise angeordnet, einer Hittorf'schen Röhre aussetzt. Der Text des Originals kann mit einer „radiographischen Tinte" entweder einfach mit der Feder oder mit der Schreibmaschine geschrieben werden, die Schreibmaschine gibt im besonderen die Möglichkeit, eine vollkommene Druckschrift herzustellen. Natürlich ergeben sich aus weiterer Ueberlegung einige Bedenken gegen den Werth des Verfahrens. Zunächst muß jedes Blatt Papier, das den Druck aufnehmen soll, photographisch präparirt sein. Sodann muß nach erfolgter Bestrahlung wiederum jedes einzelneBlatt entwickelt werden. Endlich muß man daran denken, eine positive Schrift zu erhalten, die nicht etwa Weiß auf Schwarz, sondern, wie wir es gewöhnt sind, Schwarz auf Weiß zu lesen ist. Was zunächst den letzten Punkt betrifft, so ist er nicht schwer befriedigend zu lösen, und die Gewinnung positiver Schriftbilder kann gleich bei der ersten Bestrahlung geleistet werden. Bezüglich der Entwickelung des photographischen Papiers kann man schon jetzt sagen, daß der industrielle Erfolg der neuen Entdeckung wahrscheinlich zum großen Theile davon abhängen wird, ob noch ein Verfahren gefunden werden kann, durch das das Entwickeln des photographischen Papiers sozusagen im Augenblick erfolgt. Schließlich muß auch die Herstellung von lichtempfindlichem Papier noch viel billiger werden. Uebrigens ist durchaus die Möglichkeit gegeben, die Papierblätter auf beiden Seiten zu bedrucken. Die Frage, ob dieses Druckverfahren dazu berufen sein könnte, die so hoch vervollkommneten gegenwärtig benutzten Verfahren zum Buch- und Zeitungsdruck zu verdrängen, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Immerhin lassen sich schon jetzt einige Anwendungen der neuen Erfindung voraussehen, in denen sie ganz Unerwartetes und Unerreichtes zu leisten im Stande sein wird. Zunächst bezieht sich das auf die Vervielfältigung von Geheimschriften, also sagen wir: Staatspapieren, diplomatischen Schriftstücken, Mobilmachungsplänen, vertraulichen Zirkularen etc., deren Geheimniß ganz gesichert sein muß. Das zweite große Gebiet, auf dem der Röntgen-Druck eine Zukunft zu haben scheint, betrifft die Vervielfältigung künstlerischer Zeichnungen. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß ein Musikverlag durch das neue Verfahren eine große Raumersparniß erzielen kann, da es die Schwierigkeit beseitigt, von solchen Tonwerken, die immer wieder neue Auflagen erfordern, die schwerfälligen Drucktypen zu verwahren.

Lokalbericht.

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Gegenwärtig erregt die Lage in Bezug auf Bauthätigkeit mehr Interesse als das Geschäft in Grundeigenthum. Der Herbst findet die Bausaison in einer ganz ungewöhnlichen Lage. Seit Jahren ist Baumaterial nicht so hoch im Preise gewesen wie jetzt. Architekten können gewissenhaft den Bauunternehmern nicht rathen unter diesen Umständen voran zu gehen, und es kann mit Fug und Recht gesagt werden, daß die Bausaison für dieses Jahr jetzt bereits vorüber ist. Natürlich muß eine derartige Sachlage nachtheilig auch auf das Grundeigenthums-Geschäft einwirken.

Der große Anlauf, den die Bauthätigkeit im Frühjahr nahm, hat Fabrikanten von Baumaterial auf das Höchste angespannt, und das Resultat waren so hohe Preise daß, trotz der billigen Interessen-Raten für Bauanleihen, es sich nicht mehr bezahlen kann auf Spekulation zu bauen. Zu Anfang des Jahres waren die Preise für Baumaterial niedrig zu nennen, aber die Bauwuth — wie man füglich sagen kann — trieb sie derartig in die Höhe, daß alle früheren hohen Preisnotirungen vollständig in den Schatten gestellt wurden. Die Herbstsaison eröffnet unter diesen Umständen mit sehr schlechten Aussichten, auch abgesehen von den drohenden Wirren in Arbeiterkreisen. Ein Streik ist allerdings nicht zu befürchten, wohl aber behaupten die leitenden Bauunternehmer daß die Forderungen der Arbeiter derart auf die Spitze getrieben sind, daß es sich empfiehlt, einen „Lockout" zu erklären.

* * *

Im Anschluß hieran werden die folgenden Zahlen von der „Construction News" für den Monat September von Interesse sein. Sie beziehen sich auf die Zahl und Kosten von Neubauten in zwanzig Städten für den verflossenen Monat:

	1899		1898	
New York	516	$8,236,148	551	$6,344,854
Philadelphia	779	2,269,295	649	2,164,195
Chicago	314	1,789,060	375	2,133,550
Brooklyn	472	1,489,689	514	1,728,764
Pittsburg	177	527,245	145	525,828
Washington	221	470,978	209	319,203
Cleveland	358	468,805	315	310,550
Buffalo	127	397,300	232	374,682
Kansas City	340	358,840	316	344,150
Detroit	179	297,000	174	336,300
Milwaukee	126	323,547	138	378,353
Minneapolis	301	279,583	226	289,805
St. Paul	114	187,745	108	124,632
New Orleans	121	184,940	136	107,712
Denver		179,435		157,700
Louisville	190	168,100	218	231,665
Indianapolis	150	158,816	194	114,956
Allegheny	60	137,100	61	371,850
Omaha	63	144,230	43	89,160
Atlanta	184	104,851	222	73,742
Total f. 20 Städte		$18,172,707		$16,515,741

Für die verflossene Woche war die Bauthätigkeit in Zahl und Kosten der Neubauten für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, nach Stadttheilen geordnet:

Südseite	23	$157,500
Südwestseite	10	23,400
Nordseite	9	39,800
Nordwestseite	17	47,400
Zusammen	59	$268,100
Vorhergehende Woche		155,450
Entsprechende Woche von 1898		455,690
Entsprechende Woche von 1897		399,000
Entsprechende Woche von 1896		202,225
Entsprechende Woche von 1895		629,347

* * *

Die Iroquois Iron Co. in Süd Chicago hat von Frau Douglas F. Taylor 1438 Fuß Front an der Ave. M, nördlich von den Lake Shore Eisenbahngeleisen für $30,365 gekauft. Dieser Kaufpreis ist nach der Rate von $5.500 per Acre.

Harry Darlington und J.T. Brooks, die Verwalter des J. N. McCullough Nachlasses, haben die leere Baustelle 135×159 Fuß an der Nordwest-Ecke der Canal Str. und Jackson Boul. im Wege des Zwangsverkaufes für $236,522 erstanden.

Die John Hetzel Co. hat das Geschäftshaus der Valentin Müller Packing Co., 500—506 Larrabee Str., nebst Maschinerie und Einrichtungen auf drei Jahre zu einer Gesammtmiethe von $29,000 gepachtet.

Store und Keller des St. Bernard Hotel, 10—12 Madison Str., 48×90 Fuß, sind von Fred Pottbast auf fünf Jahre zu $4000 jährlicher Miethe gepachtet worden.

Ein Drittel Antheil an dem Grund 20×80 Fuß an der Nordwest-Ecke der Madison und Clark Str., auf dem der bekannte Atwood Block steht, ist von James E. Baker an seine zwei Kinder für den nominellenBetrag von $2 übertragen worden. Die dem betreffenden Dokumente angefügten Stempelmarken deuten einen wirklichen Werth von $67,000 für den Drittel-Antheil, oder $201,000 für das ganze Land an. Das letztere ist seit 1878 unter 99jährigem Grundpachtvertrag in Händen von F. M. Atwood, und die jährliche Grundrente beträgt $13,500.

George E. Cropper hat das Apartmenthaus mit 38×161 Fuß Land an der Nordost-Ecke der Calumet Ave. und 57. Str. an Horace R. Hobart für $40,000 verkauft.

In einer Auktion von Bauplätzen an der 45. Str. und Princeton Ave. am letzten Montag wurden 50 Baustellen für einen Durchschnittspreis von $1100 per Stück verkauft. In Einzelverkäufen unter der Hand wurden bislang $1300 per Stück erzielt.

Arthur W. Kelley verkaufte an Wm. Morris das Flatgebäude mit 50×150 Fuß an Linden Court, 148 Fuß südlich von der Turf Str., für $28,000.

Für Liebhaber von vergleichenden Statistiken dürfte es von Interesse sein zu erfahren, daß die in Chicago seit dem Beginn des zweiten Halbjahres registrirten Verkäufe diejenigen von New York (Manhattan und Bronx), bedeutend übertreffen, während für das erste Halbjahr New York unserer Stadt um $27,743,532 voraus war. Seit dem 1. Juli stellen sich Zahl und Betrag der Verkäufe in beiden Städten wie folgt:

Chicago	4019	$27,345,487
New York	1912	18,147,885
Zu Gunsten Chicagos	2107	$ 9,197,602

Die während der verflossenen Woche eingetragenen Verkäufe waren nach Zahl und Betrag wie folgt:

Stadt	334	$1,409,563
Landbezirke	75	138,823
Zusammen	409	$1,548,383
Vorhergehende Woche		1,881,603
Entsprechende Woche von 1898		1,673,688
Entsprechende Woche von 1897		1,486,129
Entsprechende Woche von 1896		1,553,700
Entsprechende Woche von 1895		1,965,447

Im Hypotheken-Markte war es während der verflossenen Woche recht lebhaft. Auf das Apartmenthaus nebst 100×175 Fuß Grund an der Südwest-Ecke der Monroe Ave. und und 55. Str., welches von John H. Behrens für $60,000 gekauft wurde, ist eine Anleihe von $30,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. gemacht worden.

Die Northern Trust Co. machte auf das der Boyd-Lunham Co. gehörige frühere Silverhorn'sche Schlachthaus-Eigenthum, 316×392 Fuß, an der Südost-Ecke der 45. Str. und Packers Ave., eine Anleihe von $100,000, am 1. Juli 1919 fällig, zu 5 Proz. Zinsen.

Eingetragen wurde auch die von einem Boston Kapitalisten gemachte Anleihe von $250,000, am 23. Sept. 1904 fällig, zu 3½ Proz. Zinsen, auf den Atlas-Block, 169×138 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude, an der Nordwest-Ecke der Wabash Ave. und Randolph Str. Der Werth der Sicherheit beziffert sich auf $823,260.

Zwei Hypotheken deuten eine große Erweiterung der Scully Steel & Iron Co. an. Eine dieser Anleihen ist $13,000 für fünf Jahre zu 6 Proz. auf die gegenwärtige Fabrikanlage, 130—150 Fulton Str., 180×170 Fuß. Die zweite Anleihe, von $13,500, für drei Jahre zu 6 Proz., ist auf den leeren Bauplatz 90×170 Fuß, westlich an die Fabrik angrenzend, welcher kürzlich von John B. Scully für $26,000 zwecks Vergrößerung der Werke gekauft wurde.

Eine Anleihe von $150,000 für fünf Jahre zu 6 Proz. wurde auf das große Malzhaus zwischen der 44. und 46. Ave. und Cortland Str. und Bloomingdale Road, und auf die Spiritus-Brennerei an der Ecke der Artesian Ave. und Kinzie Str. gemacht.

Andere bemerkenswerthe Anleihen waren: $12,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 25×72 Fuß an Raleigh Court, zwischen West 13. und 14. Str.; $13,500 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50×150 Fuß, an der Indiana Ave., zwischen 60. und 61. Str.; $14,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 48×150 Fuß an der Linden Court, zwischen Diversey Ave. und Surf Str.

Todes-Anzeige.

Constantia Loge No. 783, A. F. & A. M.

Den Brüdern hiermit zur Nachricht, daß unser langjähriger Bruder

Bernhard Moeck,

im Alter von 58 Jahren und 3 Monaten am Mittwoch, den 13. September, gestorben ist. Die Loge versammelt sich am Sonntag, den 17. d. M., Mittags um 12:30, in der Halle, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Geo. Herwig, M. v. St.
Rud. Wendt, Sekr.

frson

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser geliebter Gatte und Vater

Bernhard Moeck,

im Alter von 58 Jahren und 3 Monaten am 13. September selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Sonntag, den 17. September, um 1 Uhr Nachmittags, vom Trauerhause, 330 30. Str., nach der Salems-Kirche und von dort nach Waldheim. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Henriette Moeck, Gattin.
Bernhard Moeck jr., Clara und Louis Moeck, Kinder.

frsaso

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser lieber Sohn und Enkel

Otto Bollongino

am Samstag, den 16. September, 8 Uhr Morgens, im Alter von 5 Monaten und 11 Tagen gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 18. September, um 1 Uhr Nachmittags, vom Trauerhause, 29 Grand Ave., nach Rosehill. Die trauernden Hinterbliebenen:

Anna und Otto Bollongino, Eltern,
Maria Auer, Großmutter.

Musik.

Wozu studiren wir Musik? Nur um der Unterhaltung willen oder einer technischen, rein mechanischen Fertigkeit wegen? Ist nicht das Studium der Musik etwas mehr als die bloße Ausbildung eines gewissen Talentes, mehr, als der Wunsch, Virtuosität zu erlangen? Nicht umsonst wird auf die hohe sittliche Bedeutung der Musik hingewiesen, auf den Einfluß, welchen dieselbe auf alle Geistesthätigkeiten ausübt. Die Pflege der Musik sollte deshalb mehr sein, als eine die Langeweile vertreibende Tändelei, sollte nicht in geistlos mechanischem Auswendiglernen, Drillen oder Einpauken bestehen, sondern Musik sollte gründlich erlernt werden, ebenso gründlich, als wir es vom Studium der Wissenschaft verlangen. Die Abneigung gegen ein ernstes, ausführliches Studium der Musik ist im Volke verbreitet, und doch liebt man Musik um ihrer selbst willen! Man freut sich gern an der Kunst, möchte auch sein Talent gern ausbilden, dabei aber etwas rascher zum Ziele gelangen. Die Folge davon sind die paar mühsam eingedrillten Paradestücke, welche mit mehr oder weniger Geschmack vorgetragen werden, — damit ist dem Kunstgefühl von dieser Seite her Genüge geschehen. Leider beschränkt sich die Thätigkeit gar mancher Lehrer lediglich auf rein mechanisches Drillsystem, und oft wird von solchen Handfertigkeitslehrern darauf hingewiesen, daß der Unterricht der „alten" Schule nur ein solches mechanisches Auswendiglernen gewesen sei. Doch der Unterricht der alten Zeit war bei aller Einförmigkeit in all' seiner Langweiligkeit viel ersprießlicher, als die heutige sprungweise Gelegenheitserziehung; außerdem war der Unterricht ehedem viel persönlicher, somit viel erzieherischer. In jahrelangem persönlichen Verkehr mit dem „Maëstro" wurden die Schüler ganz anders herangebildet, als in dem heutigen formellen und gleichgiltigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Liszt im Kreise seiner Schüler, Wagner Sänger, Musiker, Dirigenten heranbildend, Bülow einen seiner geistvollen Unterrichtskurse gebend — muthet uns das nicht an wie die Erzählungen von Sokrates und seinen Schülern, oder Faust im Verkehr mit seinem wissensdurstigen, die Weisheit doch nicht erfassenden Famulus? Der Verkehr zwischen Meister und Schüler war meist ein Freundschaftsverhältniß, voll gegenseitiger Anregung. Wie öde und trocken erscheint uns unser heutiges Unterrichtsleben mit seinem rastlosen Jagen nach einer dürftigen Ausbildung! Die drakonische Strenge des alten Systems gestattete aber auch dem Schüler die Palme der Meisterschaft nicht eher, bis er sie sich verdient hatte; die Leistungen waren weit gründlicher. Es wurde geistig erzogen, anstatt gedrillt, — studirt, statt oberflächlich imitirt, — der Unterricht der „alten" Schule erscheint uns doch weit segensreicher, als unser heutiges Erziehungssystem. Viele leichtfertige Lehrer machen es sich leicht und haben es leicht, — sie geben dem Publikum, was es verlangt, geben dem Schüler ein paar Stücke zum Lernen, die er am Schülerkonzert mit Glanz vorführt, — damit ist die Sache abgethan. Jeder gewissenhafte Lehrer wird es aber gewiß gern unterschreiben, daß es schwer ist, gute Schüler zu erhalten oder zu behalten, die sich seiner gründlichen Ausbildung unterziehen wollen.

* * *

Während die Wagner-Oper sich mehr und mehr die Welt erobert, sodaß der alte Gegensatz von Wagnerianern und Anti-Wagnerianern in seiner früheren Schärfe lange nicht mehr besteht, während „Tristan und Isolde" in Paris im „Nouveau Théatre" aufgeführt wird, um weitere Wagner'sche Opern bei der Weltausstellung zu geben, so scheint es doch daß die Reihe der Wagnersänger stark gelichtet ist, daß die heldenhaften Gestalten der Erstaufführungen in Bayreuth unersetzlich sind. Die riesenhaften Anforderungen, welche die Wagner'sche Kunst an ihre Sänger in Bezug auf Stimme, Vortrag, darstellerisches Talent, Ausdauer stellt, schrecken die meisten unserer stimmbegabten Sänger ab. Von der stattlichen Reihe der Wagnersänger, die von Wagner meist entdeckt und herangebildet wurden, ist nur noch Vogl in München thätig, und auch dieser tritt nur in „Extra"-Vorstellungen auf.

Man umgibt das Gewesene gern mit einem Heiligenschein, wem es aber vergönnt war, die Idealgestalten der Wagner'schen Erstaufführungen, vor Allen Niemann, zu sehen, der bewahrt sich diese Erinnerung als köstlichen Schatz für sein Leben.

* * *

Die vertrauten Gestalten der Iliade, der männermordende Achilleus, der um seinen erschlagenen Sohn Hektor klagende Priamus, die schöne Sklavin Briseïs sind in Goldmarks neuester Oper „Die Kriegsgefangenen" verwerthet. Die deutschen Berichte bemerken: „Etwas wirklich Schönes, über das man sich freut in unserer Zeit musikalischer Unnatur und Afterkunst."

* * *

Das der Oper „Bärenhäuter" von Siegfried Wagner trotz aller abfälligen Kritik gestellte günstige Prognostikon scheint sich bewahrheiten zu wollen. „Der Bärenhäuter" ist auf allen größeren Bühnen Deutschlands mit großem Erfolge gegeben worden.

Eugen Käuffer.

— Verblümt. — Sie werden wohl herrliche Panoramen genossen haben, gnädige Frau? — Frau (soeben von der Hochzeitsreise zurückgekehrt): Ach, 's ist nicht so schlimm, mein Arthur versperrte mir meist mit seinem Gesicht die Aussicht!

Frauenarbeit in deutschen Fabriken.

Die in diesem Jahre in Deutschland vorzunehmende Erhebung über die Gründe und Wirkungen der Beschäftigung verheiratheter Arbeiterinnen in Fabriken wird leider nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt. Während der preußische Fragebogen mehr über die wirthschaftliche Seite der Frage Licht zu verbreiten geeignet ist, faßt die württembergische Regierung fast ausschließlich die hygienische Seite in's Auge. Der Fragebogen fordert Auskunft über folgende Punkte:

1. Welches sind die Gebäude für die Fabrikbeschäftigung verheiratheter Frauen? 2. Haben sich bei der Beschäftigung verheiratheter Frauen in Fabriken — allgemein oder in einzelnen Industriezweigen — erhebliche Nachtheile a) in sittlicher Beziehung, b) in gesundheitlicher Beziehung herausgestellt, und zutreffenden Falles, welcher Art sind die Nachtheile? 3. Empfiehlt es sich, die verheiratheten Frauen, so weit sie ein Hauswesen zu besorgen haben, allgemein oder nur für einzelne Industriezweige, eventuell welche? a) von der Beschäftigung auszuschließen, oder b) ihre Zulassung von der Beibringung eines ärztlichen Zeugnisses oder von dem Nachweise abhängig zu machen, daß Schwangere oder Nährende nur abgesondert von männlichen Arbeitern beschäftigt werden, oder c) sie allgemein oder doch während der Zeit der Schwangerschaft oder während sie nähren, kürzer als bisher oder mit häufigeren oder längeren Pausen zu beschäftigen, oder d) sie hinsichtlich des Wöchnerinnenschutzes noch günstiger zu stellen, eventuell in welcher Weise und in welchem Umfang? 4. Welche Wirkung hätte die Beschränkung der Beschäftigung verheiratheter Frauen, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, a) auf die Lebenshaltung der Arbeiterfamilien im Allgemeinen, b) auf die männlichen Arbeiter, c) auf die ledigen weiblichen Arbeiterinnen im Besonderen?

Eine Verbindung des preußischen und württembergischen Fragebogens würde, so bemerkt die „Soz. Praxis", ein erschöpfendes Ergebniß liefern. Denn die Punkte, über die in Preußen Auskunft verlangt wird, sind ebenso wichtig. Daneben kommt noch in Betracht, daß die Einheitlichkeit der Erhebung durch zwei so ganz verschiedene Erhebungsformulare vollständig verloren geht, und die Resultate keine Vergleichungen zulassen. Durch zwei so verschiedenartige Erhebungen dürfte den Intentionen der Resolution des Reichstags nur in ungenügendem Maße entsprochen werden, welche dahin ging, es es möge den Gewerbeaufsichtsbeamten aufgegeben werden, die Fabrikarbeit vrheiratheter Frauen hinsichtlich ihres Umfanges zu untersuchen, die Ursachen und Folgen derselben festzustellen, die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Beschränkung dieser Art auf Grund der gemachten Erfahrungen zu erörtern und Vorschläge über die Art und Weise einer eventuellen Beschränkung derselben zu machen. Es ist dies ein wiederholter Beweis für die Nothwendigkeit eines Reichsarbeitsamtes. Was die Durchführung der Erhebung anbelangt, so sollen die Fragebogen in Württemberg den in Betracht kommenden Körperschaften zugesandt werden. Bei der anerkennenswerthen Vorurtheilslosigkeit, die die württembergischen Fabrikinspektoren im Verkehr mit den Gewerkschaften gezeigt haben, darf man wohl annehmen, daß hier auch die Arbeiterorganisationen gehört wurden. (Sollte diese Vorurtheilslosigkeit nicht auch bei den preußischen Fabrikinspektoren vorausgesetzt werden können? Anm. d. Red.)

Lokalbericht.

Akademische Bildung.

Die von der „University of Chicago" eingerichteten Spezialklassen für Lehrer.

Weil Frau Emmons Blaine beide Unternehmungen durch ihre finanzielle Unterstützung ermöglicht, werden von manchen Personen die von der „Chicago University" eingerichteten Spezialklassen für Lehrer, deren zweiter Jahreskursus am 30. September im Studebaker'schen Fine Arts-Gebäude eröffnet wird, mit dem Lehrer-Seminar verwechselt, das erst im kommenden Jahre auf der Nordseite in Betrieb gesetzt werden soll. Natürlich handelt es sich hier um zwei verschiedene Dinge. Während das Seminar, an dessen Spitze von der Gründerin der bewährte Schulmann Dr. Francis Parker berufen worden ist, Solchen, die sich dem Lehrerberufe widmen wollen, die Erlangung einer tüchtigen fachlichen Ausbildung sichern soll, haben die besagten Spezialklassen der Universität den Zweck, Lehrern und Angehörigen anderer Berufe es zu ermöglichen, sich die Vortheile einer akademischen Ausbildung zu verschaffen, ohne diesem Bestreben ihre volle Zeit opfern und während der Lernzeit auf ihr Gehalt verzichten zu müssen. Diese Spezialklassen sind, um einem herrschenden Bedürfniß Rechnung zu tragen, in Verbindung mit dem „volksthümlichen Departement" der Universität begründet worden. Näheres über die Zahlungs-Bedingungen, den Lehrplan u. s. w. erfährt man auf mündliche oder briefliche Anfrage von dem Leiter des Departements, Dr. Howerth, Nr. 203 Michigan Ave.

Kurz und Neu.

* Während gestern Thomas Quinn, ein Angestellter der „American Bridge Co.", an Stewart Ave. und 40. Str., unter einer, in Höhe von 8 Fuß über dem Fußboden angebrachten Maschine arbeitete, stürzte dieselbe herab. Quinn wurde von den Eisentheilen am Kopfe gestreift und erlitt dabei eine schmerzhafte aber ungefährliche Wunde. Der Verletzte wohnt No. 4500 Atlantic Str.

Musik und Gesang.

Bestimmungen für den Wettbewerb um den Kaiserpreis des Nordöstlichen Sängerbundes. — Der Wiener Männergesangverein wird zum Brooklyner Feste kommen. — Rückkehr der Chicagoer Violinistin Leonora Jackson aus Europa. — Lokal-Nachrichten.

Das Programm für das vom 30. Juni bis 5. Juli nächsten Jahres in Brooklyn stattfindende Fest des nordöstlichen Sängerbundes ist nahezu fertiggestellt. Die als Schauplatz des Sängerwettstreites ausersehene Waffenhalle hat Platz für zehntausend Sänger und fünfzehntausend Zuhörer. In der letzten Versammlung der Festbehörde, in der Arion-Halle zu Brooklyn, wurde die Art und Weise des Wettbewerbs um den vom deutschen Kaiser für das Brooklyner Fest gestifteten Vereinspreis gründlich durchberathen. Nach langer, lebhaft geführter Debatte wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

Der Kaiserpreis soll ein Wanderpreis sein, d. h. bei jedem Sängerfest zum Wettbewerb ausgesetzt werden. Dieselben Bestimmungen, welche für das Preissingen der Städtevereinigungen gelten, sollen auch bei dem Wettbewerb für den Kaiserpreis maßgebend sein. Das Musik-Komite soll ein im Volkston gehaltenes Lied für das Preissingen um die Kaiser-Stiftung wählen und die Noten erst zwei Monate vor dem Sängerfest den Vereinen zusenden. Die Richter, welche die anderen Preise ertheilen, sollen auch bei dem Wettbewerb um den Kaiserpreis ihres Amtes walten. Das Preissingen für die Kaiser-Stiftung muß vor Donnerstag, dem 5. Juli, stattfinden. Von einigen Delegaten wurde der Vorschlag gemacht, das Kaiserlied schon sechs Monate vor dem Sängerfest bekannt zu geben. Delegat Dr. Weyland aus New York erwiderte, daß es kein Verdienst sei, wenn ein Verein mehrere Monate Zeit habe, das Lied zu üben. Das musikalische Können würde besser gezeigt werden, wenn ein Verein nur wenige Wochen ein Lied übe. Es sei nicht die Absicht, professionelle Sänger heranzubilden, sondern den Volksgesang zu heben. Mit überwiegender Stimmenmehrheit wurde alsdann der Antrag abgelehnt, das Preissingen um den Kaiserpreis bis zum Donnerstag, dem 5. Juli, zu verschieben, um am Mittwoch, dem 4. Juli, das Piknik zu veranstalten und die Sänger bis zum nächsten Tage in der Stadt zu halten, da am Donnerstag Abend der Wiener Männergesangverein in Brooklyn ein Konzert geben soll. Die Direktoren waren jedoch der Ansicht, daß die auswärtigen Gesangvereine nicht vier Festtage feiern können. Vergeblich wurde die Festbehörde durch einige Delegaten darauf aufmerksam gemacht, daß der Wiener Männergesangverein nicht die Reise über den Ozean unternehme, um die Brooklyner zu ehren, sondern um das Jubiläum des Nordöstlichen Sängerbundes verherrlichen zu helfen. Würde das Preissingen vor Donnerstag stattfinden, so werde das Konzert des Wiener Männergesangvereins sich nicht so erfolgreich gestalten, wie unter der Betheiligung sämmtlicher Verbände, welche übrigens freien Zutritt zur Festhalle haben sollen. Für das Preissingen der County- und Städte-Vereinigungen sind zwei Büsten und für das Preissingen der drei Klassen drei prachtvolle Pianos als Trophäen ausgesetzt worden. Vor Schluß der Versammlung erhob sich Dr. Weyland und stellte die Frage, ob der „Liederkranz" von New York zur Betheiligung am Feste eingeladen sei. „Ich spreche über diese Angelegenheit nicht aus dem Grunde, um Unannehmlichkeiten zu verursachen oder das Programm der Festbehörde stören zu wollen," sagte Dr. Weyland. Gute Sitte gebietet uns, die Gründer, zu welchen ja auch der „Liederkranz" zählt, zum Sängerfest einzuladen. Aber die Art und Weise, wie dieser Verein aus unserer Mitte geschieden ist und wie er sich uns gegenüber betragen hat, verbietet uns, ihm die Hand zum „Willkommen zu unserem Feste" zu reichen." Wenn im „Liederkranz" vielleicht der Beschluß gefaßt werden sollte, wieder dem New Yorker Städteverband beizutreten, so wird der Verein bei uns nur wenig Gegenliebe finden. Um zu verhüten, daß Mißhelligkeiten entstehen, mache ich diese Ausführungen. Es wäre bedauerlich, wenn die Festbehörde sich durch Aussicht auf einen kleinen Gewinn verleiten lassen würde, die Vereinigten Sänger von New York vor den Kopf zu stoßen." Vom Bundes-Präsidenten Karl Lentz wurde dem Redner die Erklärung, daß der „Liederkranz" ebenso wie andere Vereinigungen, welche den „Nordöstlichen Sängerbund" gegründet, zur Theilnahme am Feste eingeladen worden sei. Der Verein könne nicht als Mitglied des Städteverbandes sich am Preissingen betheiligen oder mitwirken. Dem „Liederkranz" werde keine Ausnahmestellung zugewiesen werden, sondern der Verein werde nur solche Ehrenbezeugungen erhalten, welche die Konstitution des „Nordöstlichen Sängerbundes" gestatte. Damit hatte auch diese Streitfrage ihre Erledigung gefunden.

* * *

Die Nachricht, daß Leonora Jackson, die berühmteste unter den Geigenvirtuosinnen der Neuzeit, im Laufe des nächsten Winters nach Chicago, ihrer Heimathstadt, kommen wird, dürfte von den hiesigen Musikfreunden mit besonderer Freude aufgenommen werden. Die gefeierte Violinistin hatte kaum die Kinderjahre hinter sich, als sie vor etwa acht Jahren in Begleitung ihrer Mutter, zaghaft und von Bangen um ihr Bestehen in der Prüfung vor dem großen Meister Joachim erfüllt, die Reise nach Berlin antrat. Die Kleine hat jedoch die Prüfung glänzend bestanden. Sie wurde als Schülerin in die Musik-Akademie der deutschen Reichshauptstadt aufgenommen. Joachim verfolgte mit lebhaftem Interesse den Entwickelungsgang der jugendlichen Violinistin. Er erkannte das große, in ihr schlummernde Talent; er bewunderte ihren Fleiß, ihr echt künstlerisches Streben. Leonora Jackson wurde schließlich seine Lieblingsschülerin. Unter der Leitung des Altmeisters wuchs sie im Verlauf von wenigen Jahren zu einer Künstlerin heran. Ihr erstes öffentliches Auftreten in der Singakademie begeisterte die strengurtheilende Berliner Musikkritik zu überschwenglichen Lobeserhebungen. Die Hörer umjubelten die Kleine. Ihre künstlerische Zukunft war gesichert. Seitdem ist Leonora Jackson als Violinsolistin vor fast allen gekrönten Häuptern Europas — jüngst auch in einem Sonder-Konzert vor der Königin von England — aufgetreten, hat bei allen größeren Musikfesten in Deutschland mitgewirkt und ist eine große vielgefeierte Künstlerin geworden. Vor zwei Jahren wurde ihr in Berlin der Mendelssohn-Preis, eine Stiftung im Betrage von fünfzehnhundert Mark, durch das Preis-Kollegium zuerkannt. Zum ersten Male seit ihrer vor acht Jahren erfolgten Abreise wird Leonora Jackson im Laufe des Monats Januar nach Chicago zurückkehren und als Solistin in Konzerten des hiesigen Symphonie-Orchesters mitwirken. Ihr New Yorker Auftreten als Solistin des dortigen Philharmonischen Orchesters ist bereits auf den 5. Januar festgesetzt worden. Wird Leonora Jackson als das bescheidene, liebenswürdige, kindlich-heitere Mädchen zurückkehren, als welches sie damals in die ihr unbekannte Welt jenseits des großen Wassers hinausgezogen ist? Wie zuverlässige Schilderer ihrer Persönlichkeit auf der Konzertbühne wie außerhalb derselben erklären, hat sie von dem, so häufig mit Künstlergröße verbundenen Künstlerstolz sich vollständig frei zu halten verstanden.

* * *

Die bereits aus über hundert Mitgliedern bestehende „Societé Chorale Française", welche am letzten Montag gegründet worden ist, wird im Athenaeum ihre Proben abhalten. Chorwerke von Gounod, Halevy, Berlioz, Goddard, Varney und Bizet sind von dem Musikkomite zur Einstudirung bestimmt worden. Louis Amato, Cellist im Symphonie-Orchester, früher preisgekrönter Schüler des Pariser Konservatoriums, ist Dirigent, Arnold Münchalsen, Organist und Accompagnist, ist Hilfsdirigent des neuen Chorgesang-Vereins.

* * *

Unter Mitwirkung aller Chöre der hiesigen farbigen Kirchen-Gemeinden, wie auch namhafter farbiger Solosänger und Solosängerinnen, wird am Montag, den 25. Sept., in der Zentral-Musikhalle die Kantate „Esther, the beautiful Queen" zur Aufführung gebracht werden. Ein vollbesetztes Orchester, wie auch die große Orgel der Musikhalle sollen zur orchestralen Begleitung verwendet werden. Die Hauptpartien sind wie folgt besetzt: König Ahasverus — Thos. H. Crump; die Königin — Frau Marion Adams; Mordecai — Frank B. Waring; Mordecais Schwester — Frl. Blanche Wright; die Prophetin — Frl. Etta M. Moore. Der Ertrag des Konzertes ist zum Besten des hiesigen „Altenheims für Farbige" bestimmt.

* * *

Die Winkler'sche Knabenkapelle ist von einer längeren erfolgreichen Konzerttour durch die Staaten Illinois, Wisconsin, Iowa, Missouri und Kansas nach Chicago zurückgekehrt. Es sind Vorbereitungen im Gange, um demnächst die Kapelle auch hier in einer Reihe von Konzerten auftreten zu lassen.

* * *

Der „Ravenswood-Männerchor", ein leistungstüchtiger, aus einer großen Anzahl von sangesfrohen Mitgliedern bestehender Verein, hat sich nunmehr auch dem nordwestlichen Sängerbund angeschlossen und wird sich somit an dem im nächsten Jahr zu Burlington, Ja., stattfindenden Sängerfest in voller Stärke betheiligen. Noch im Laufe des nächsten Monats werden die Aktiven sich in einem großen Konzert hören lassen, für welches schon jetzt umfassende Vorbereitungen getroffen werden.

* * *

Für die mit dem großen Herbstfest verbundene religiöse Feier — am Sonntag, den 8. Oktober —, ist Herr Katzenberger eingeladen worden, Nachmittags mit den Frauen- und Kinderchören vom Goethe-Fest das musikalische Programm zu stellen. Harrison M. Wild wird Abends mit dem Apollo-Klub Gesangsvorträge darbieten. Die Damen, welche das Fest mitmachen wollen, sind ersucht, am Freitag, Abends 8 Uhr, in der Probehalle im Schiller-Gebäude sich einfinden zu wollen. Beide Chöre haben sich permanent organisirt.

Konzert im deutschen Altenheim.

Am Sonntag, den 24. September, wird der „Amphion Singing Club", ein Gesangverein der Westseite, den Insassen des Altenheims ein Konzert geben, worauf sich die Alten des Heims selbstverständlich jetzt schon herzlich freuen. Das Konzert beginnt punkt 4 Uhr; fünfzig Sänger werden sich daran betheiligen. Dieses menschenfreundliche Entgegenkommen der Sänger verdient gewiß alle Anerkennung, und es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Gönner der Anstalt und zwar Alt und Jung, Theil nehmen würden. Alle sind vom Frauenverein des Altenhems herzlich eingeladen. Die Haushälterin des Altenheims wird sich vorbereiten, um allen Gästen auf Verlangen Kaffee und belegte Brötchen verabreichen zu können.

Leset die „Sonntagpost".

Die englische Bühne.

McVickers Theater. Das neue Schauspiel „Zorah", welches hier vor zwei Wochen seine Erstaufführung erlebte, kann, da Theaterdirektor Jakob Litt das Haus schon lange vor Beginn der Saison für die nächste Zeit vergeben hat, trotz seiner großen Zugkraft nur noch in dieser Woche gegeben werden. Vom 24. September an wird der namhafte Charakterdarsteller Chauncey Olcott in der Novität „A Romance of Athlona" auftreten, und am 8. Oktober wird das großartige Ausstattungsstück „The Great Ruby", welches Jakob Litt mit allem Aufführungszubehör von den Daly'schen Erben erstanden hat, zum ersten Male in Chicago gegeben werden. Der Versandt der Szenerien nach Chicago ist gestern in acht Frachtwaggons bewerkstelligt worden. Das Stück hat Cecil Raleigh, der auch „Sporting Life" geschrieben hat, zum Verfasser. „The Great Ruby" soll aber „Sporting Life" durch seine interessantere Handlung, durch den geschickteren Aufbau und vor Allem durch eine glänzendere Ausstattung noch weit überstrahlen. Die Einstudirung des Stückes wird zur Zeit in New York unter Herrn Litts persönlicher Leitung betrieben. Die Rollen sollen sich ausnahmslos in bewährten Händen befinden. — „Zorah", das vieraktige Schauspiel, in welchem Edwin Arden die Leiden und Verfolgungen, welchen der junge Rabbiner Israel Frances und seine Braut Zorah durch den russischen General Petroff ausgesetzt sind, herzergreifend und dabei der Wirklichkeit entsprechend dramatisch geschildert hat, dürfte auch in der neuen Woche dieselbe große Anziehungskraft ausüben, die ihm bis gestern Abend treugeblieben ist. Der dritte Akt, dessen Handlung sich in einem Quecksilber-Bergwerk Sibiriens inmitten der Deportirten höchst realistisch abspielt, erregt allabendlich das größte Interesse, obschon auch in den anderen Akten die Spannung mächtig erregt und in jeder Szene die Aufmerksamkeit der Hörer gefesselt wird.

Powers' Theater. Viola Allen in der Novität „The Christian" muß man sehen, um sie bewundern zu können. Das war das Schlagwort der Theaterbesucher in der vergangenen Woche. Damit ist auch die Bühnenbearbeitung des Romanes „The Christian" gekennzeichnet, die übrigens Hall Caine, der Verfasser des letzteren, selbst gefertigt hat. Herr Caine ist kein Dramatiker. Er hat im Roman den Kampf gegen das Pharisäerthum in der christlichen Religion aufgenommen, im Stück ihn aber entmuthigt aufgegeben. Nicht John Storm, der von religiösen Zweifeln geplagte Geistliche, die Hauptfigur des Romans, sondern „Glory", die von ihm mit wahnsinniger Liebe verfolgte Londoner Musikhallen-Sängerin, ist die Hauptperson des Stückes. Die ergreifendsten Momente der Handlung seines Romanes hat der Verfasser allerdings in die Bühnenbearbeitung hinübergenommen; die letztere bekundet hingegen keine Meisterhand. Dennoch wird das Stück durch die gediegene Aufführung gerettet, die ihm die Frohmann'sche Gesellschaft, mit Viola Allen an der Spitze, verleiht. „The Christian" wird noch vier Wochen hindurch auf dem Repertoire verbleiben.

Columbia. Der Schwank „Das weiße Röß'l" von Blumenthal und Kadelburg, eines der beliebtesten Repertoirestücke deutscher Bühnen während der letzten und vorletzten Saison, wird in der englischen Version, die ihm Sidney Rosenfeld gegeben, heute sein erstes Erscheinen auf einer hiesigen englisch-amerikanischen Bühne machen. In Wallack's Theater zu New York hat sich der Schwank in der englischen Uebertragung so erfolgreich erwiesen, daß er volle drei Monate auf dem Spielplan verbleiben konnte. Die Gesellschaft, die das Stück hier zur Aufführung bringt, besteht aus so bewährten Kräften, wie: Frederic Bond, Leo Dietrichstein, Charles Bradshaw, Richard Bennett, Georg Freund, Douglas Wood, David Elmer, Edwin Lloyd, F. Lowere, wie Anne Sutherland, Edith Vincent, Adelaide Keim, Pauline Von Arnold, Frl. Bauer, Frl. Galloway und Frl. Campbell.

New Lyric. Dieses früher in „Gaity" und jetzt in „New Lyric" umgetaufte englische Theater befindet sich in dieser Saison unter der bewährten Leitung des Herrn Hutton. Es hat somit nur den Namen, nicht aber die Leitung gewechselt. Diese Nachricht wird auch von den zahlreichen Freunden, die das Theater unter den Deutschen der Stadt sich erworben, mit Freuden begrüßt werden. Während der vergangenen Woche, der ersten der neuen Saison, war der Zuschauerraum des schmucken Musentempels fast allabendlich ausverkauft. Der zahlreiche Besuch wird unzweifelhaft auch in dieser Woche anhalten. Die Attraktion bildet nämlich „Natural Gas", jene alte, aber seit Langem hier nicht mehr gegebene Posse, die als Heiterkeitserreger der besten Art bekannt ist. Eddie Girard ist noch immer der Hauptkomiker der Aufführung; die Rolle seines früheren Partners Donnelly hat jetzt Edward Garvie inne. Auch die anderen Rollen sind sehr gut besetzt; die mitwirkenden Spezialitätenkünstler treten mit ganz neuen Nummern vor das Publikum.

Great Northern. Hoyt's bewährte Posse „A Stranger in New York", welche in der letzten Saison im hiesigen Grand Opera House zwei Wochen lang sich erfolgreich auf dem Spielplan behauptete, wird in der nämlichen Besetzung, aber mit neuen, zeitgemäßen Kouplets ausgestattet, von heute ab im „Great Northern" gegeben werden. Die Gesellschaft weist eine ganze Anzahl begabter Sängerinnen und hübscher Tänzerinnen auf. Als erste Kräfte werden Paul Nicholson Jr., Geo. Tallman, Harry Rogers, Douglas Flint, Mabelle Davies und Belle Darling namhaft gemacht.

Die Volksbühne.

„Lumpaci-Vagabundus" in der Sozialen-Turnhalle.

Frau Theresa Trede, die Leiterin des Chicagoer Kindertheater-Ensemble, wird heute Abend in der Sozialen Turnhalle eine ebenso originelle wie genußversprechende Aufführung von Nestroys unverwüstlicher Gesangsposse „Lumpaci-Vagabundus" darbieten. Die Rollen des Stückes — mit Ausnahme der des Schusters Knieriem, den der beliebte Komiker Julius Nathanson spielen wird, und der des Schneiders Zwirn, welche Anton Ascher vorzüglich zur Geltung bringen dürfte — sind sämmtlich durch Kinder besetzt und werden von denselben unzweifelhaft höchst belustigend zur Durchführung gebracht werden. Während der letzten Wochen ist fleißig geprobt worden. Herr Ascher führt die Regie. Er hat sich mit der Einstudirung der Rollen große Mühe gegeben. Das Stück wird ungekürzt gegeben, und die Vorstellung soll deshalb punkt 8 Uhr ihren Anfang nehmen. Da der Zudrang zu der Eröffnungs-Vorstellung ein sehr starker zu werden verspricht, dürften die Besucher gut thun, sich ihre Plätze rechtzeitig zu sichern. Frau Trede hat keine Mühe gescheut, um die Aufführung zu einer genußreichen zu gestalten. Sie beabsichtigt, das Stück in der nämlichen Rollenbesetzung, Einstudirung und Ausstattung auch in Hallen der Süd- und Westseite zu geben.

Eröffnung der Saison in Freibergs-Opernhaus.

Am 24. September wird in dem deutschen Volkstheater in Freibergs Opernhaus, unter Leitung des Herrn Jean Wormser, die Winter-Saison eröffnet. Herr Wormser hat in den letzten zwölf Jahren nicht weniger als acht Mal die artistische Leitung dieser Volksbühne innegehabt und es verstanden, sich unter dem deutschen Theaterpublikum der Südseite viele Freunde zu machen. Zuschauerraum und Bühne sind während des Sommers von Grund aus renovirt worden. Herr Julius Freiberg wird wieder als Kapellmeister fungiren. Herr Wormser ist zur Zeit mit der Vervollständigung seiner Theatergesellschaft und mit der Auswahl zugkräftiger Stücke für die Saison beschäftigt. Die Proben für die Eröffnungsvorstellung sind im Gange; sie werden in der neuen Woche gewissenhaft weitergeführt werden, und es darf infolge dessen als sicher gelten, daß die Besucher am nächsten Sonntag einen genußreichen Theaterabend verleben werden.

Treu bis in den Tod.

Ein erschütterndes Liebesdrama hat sich jüngst in Rom abgespielt. Ein dortiger Korrespondent schreibt darüber: Carlo Pierdonati will sich mit der reizenden Matilda Giovannini in wenigen Wochen verheirathen. Am Monte Testaccio eröffnet er eine Osterie und Matilda bediente die Gäste. Carlo arbeitete den ganzen Tag auswärts und ließ zur Unterstützung seiner Verlobten seinen 16jährigen Bruder Gaetano in der Osterie. Dieser faßte aber zu dem Mädchen eine solche Leidenschaft, daß Matilda sich seiner stürmischen Bewerbungen kaum kaum erwehren konnte und ihren Carlo bat, den Gaetano zu entfernen. Carlo entließ ihn auch ohne weiteres, aber nun kam es zwischen den Brüdern zum Streit, im Verlauf dessen Gaetano in blinder Wuth das Messer zog und seinen Bruder ermordet hätte, wenn sich nicht dessen Braut dazwischen geworfen und den Stoß mit ihrem Körper aufgefangen hätte. Matilda sank sofort entseelt zu Boden der Stahl hatte das Herz durchbohrt.

Sport und Spiele.

BASE-BALL.

Die „National League".

	Gew.	Verl.	Prozent
Brooklyn	89	38	701
Philadelphia....	83	48	634
Boston..........	79	50	612
Baltimore	74	53	583
St. Louis.......	74	59	556
Cincinnati	73	59	553
Chicago.........	67	64	511
Pittsburg	62	68	477
Louisville	60	70	462
New York.......	53	74	417
Washington	48	80	375
Cleveland	19	118	139

Chicago 7 — Brooklyn 9.

Chicago .. ..003020200=7
10 Treffer, 3 Fehler.

Brooklyn ....130014000=9
7 Treffer, 3 Fehler.

Wegen Eintritts der Dunkelheit mußte das Spiel nach der 7. Inning abgebrochen werden.

Montagspielen:

Chicago in Brooklyn.
Cincinnati in Baltimore.
Louisville in Philadelphia.
St. Louis in New York.
Pittsburg in Boston.
Cleveland in Washington.

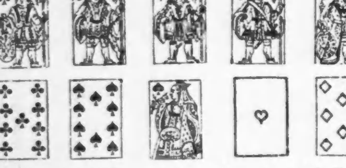
Vom Skat

redigirt von

Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 27.

Mittelhand tournirt auf:



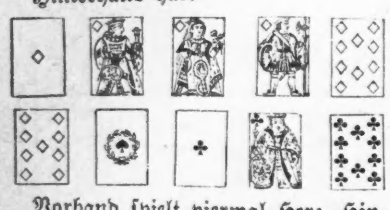
Sie deckt Kreuz 10, nimmt nach Eckstein Aß auf, renoncirt sich in Schüppen und verliert das Spiel.

Wie saßen die Karten der Gegner?

Auflösung der Aufgabe No. 26.

Offenbar ist der Spieler nur auf Eckstein 8 zu fangen und da die Vorhand Eckstein 7 blank hat, so muß das Abwerfen der übrigen in der Hand des zweiten Gegners vereinigten sechs Ecksteinblätter ermöglicht werden, bevor von der Vorhand die Eckstein 7 vorgespielt werden darf. Die Gegner müssen, da sie sich nicht berathen dürfen, genau überlegen, wie sie ihren Plan auszuführen haben. Die Vorhand hat, noch bevor sie die entscheidenden Karten ausspielt, den Partner an das Spiel zu bringen und sich gleichzeitig diejenige Karte (Kreuz-Bube) zurückzuhalten, mit welcher sie allein wieder an den Stich kommen kann, um schließlich dem Spieler den Todesstoß zu versetzen.

Hinterhand hat:



Vorhand spielt viermal Herz, Hinterhand wirft viermal Eckstein ab, dann spielt Vorhand Kreuz 9, Hinterhand nimmt mit Aß, spielt erst Schüppen-Aß, dann Kreuz 10, Vorhand nimmt mit Buben, spielt die zwei freien Schüppen und zwingt der Mittelhand den letzten Stich auf.

Spiel-Briefkasten.

Chas. Marquardson.—Ihre Auflösung der Skat-Aufgabe No. 26 ist zwar etwas anders als obige Lösung, aber auch richtig.

Hy. Bosse. — Ueber das Nachsehen der hereingenommenen Stiche sagen die Spielgesetze Folgendes:

Die hereingenommenen Stiche dürfen während der Dauer des Spieles nicht durcheinander gemischt werden. So lange nicht von Neuem ausgespielt ist, kann jeder Mitspieler verlangen, daß ihm der zuletzt vorausgegangene Stich nochmals vorgezeigt werde. Außerdem ist das Nachsehen der Stiche nicht gestattet. Jeder Mitspieler kann verlangen, daß das Vermischen und Nachsehen der Stiche, wenn es einer Abmachung ungeachtet nicht unterlassen wird, mit einer an jeden Theilnehmer zu zahlenden Strafe von zehn Points belegt wird. Würde das vorzeitige Vermischen der Stiche gestattet sein, so würde es sehr oft nicht mehr festzustellen sein, ob Farbe bekannt war oder nicht. Das Vorzeigen des letzten Stiches wird oft deshalb nöthig, weil manche Skatspieler bei dem Darauflegen ihrer Karte und Hineinnehmen des Stiches so hastig und ungeschickt verfahren, daß die Blätter den übrigen Mitspielern nicht deutlich erkennbar werden.

Wenn in den meisten Spielkreisen das Nachsehen der Stiche, um zu sehen, welche Blätter heraus sind und um nachzuzählen, stillschweigend gestattet wird, so läßt sich dagegen nichts sagen, denn der Skat ist doch in der Hauptsache ein Unterhaltungsspiel und damit ist eine allzustrenge Einhaltung der obgedachten Vorschriften nicht immer vereinbar, wenigstens dann nicht, wenn Störungen von Außen, z. B. Unterhaltung mit den Umsitzenden, die Aufmerksamkeit vom Spiel zuweilen abziehen. Unter solchen Umständen wird gewiß kein anständiger Spieler die Anwendung einer Strafbestimmung verlangen. Immerhin bleibt aber das Nachsehen der Stiche an sich unberechtigt, mag es geschehen, um nachzuzählen oder um sich zu vergewissern, welche Blätter heraus sind. Oft ist es auch weiter nichts, als eine üble Angewohnheit. Deshalb ist aber auch jedem Mitspieler das Recht zu wahren, für den weiteren Verlauf der Skatpartie dieses Nachsehen zu beseitigen, event. eine Bestrafung dafür herbeizuführen.

Für müßige Stunden.

Räthsel (127).
Eingesch. von M. P., Chicago.

Mit der steht ohne Unterschied
In langen es und kurzen Reihen,
Mit die zählt es oft manches Glied
Zum Schaden dem Gesammtgedeihen.
Mit das pflegt es, dem Edlen fern,
Dies zu verspotten und verlachen,
Bestrebt dabei nur gar zu gern
So breit als möglich sich zu machen.

Silbenräthsel (128).
Eingesch. von Franziska Eikenkoeter, Chicago.

Liebeserklärung.

Du bist des Räthsels Ganzes;
Oh, sei die Erste mir!
Gewährst Du mir die Bitte,
Bin ich die Zweit' und Dritte.

Buchstabenräthsel (129).
Eingesch. von F. Schmidt, Chicago.

Mit Br.
Klein ist es, und Du achtest es kaum,
Als Berg doch strebts zum Himmelsraum.
Mit Fl.
Leicht gaukelts von dem Himmelszelt
Hernieder auf die müde Welt.
Mit K.
Sonst schaffte viel im deutschen Land
Damit der Frauen und Mädchen Hand.
Mit S.
Nur paarweis' treten stets sie auf,
Unscheinbar schließen sie den Lauf.
Mit Gl.
Selbst kalt und fühllos, ohne Herz,
Nimmt Theil es doch an Freund' und Schmerz.

Buchstabenräthsel (130).
Von Hermann Renten, Chicago.

123456789 Sicherheitsvorrichtung.
1849118 Auszeichnung.
81847 Ein weiblicher Vorname.
811611 17 Eine Naturerscheinung.
2415816 1194 31014 Bezeichnung für Toast.
7887 Ein weiblicher Vorname.
13781 Ein Hausthier.
194181914112 Ein weiser Mann.
18611475511 41373 Ein bekanntes bayrisches Dorf.
11888118 20118 911 Eine alte Festfeier.
2313118 9 Gute Eigenschaft.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, geben den Namen einer unsern Lesern wohlbekannten Zeitung, und die Endbuchstaben, von unten nach oben (diesmal mit Ueberspringung des Mittelwortes), den Namen eines uns allen wohlbekannten Landes.

Füllräthsel (131).
Von C. L. Scharien, Chicago.

			4	S		
		3	S	5		
	2	L			6	
1			V			7
	12			I	8	
		11	S	9		
			10	N		

Die leeren Stellen und Ziffern dieses Quadrats sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß in den wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1. Ein Präsident der Ver. Staaten.
2. Eine Provinz in Irland.
3. Eine Stadt auf Sizilien.
4. Ein italienischer Schauspieler.
5. Ein König aus der Völkerwanderung.
6. Ein bekannter in 1895 verstorbener Chicagoer Jurist und Staatsmann.
7. Eine Stadt in Mexiko.

Nach richtiger Lösung ergeben die an Stelle der Ziffern gesetzten Buchstaben den Namen einer katholischen Kirche in Chicago.

Bliderräthsel (132).



Neben-Räthsel.

Scherzräthsel.
Von Frl. Rosa Werner, Chicago.

Ich bin, mit m oder n gelesen,
Als Eigenschaft stets beliebt gewesen.

Silbenräthsel.
Von Frau H. Froehlich, Chicago.

Die Dritte werfen die ersten zwei,
Das Ganze ist im Nu vorbei.

Diamanträthsel.
Von G. Eggers, Chicago.

A
A A B
B C C C E
E E E F F F G
G H H I I I N N O
R R R R S S S
S T T T T
U U U
U

Die vorstehenden 41 Buchstaben sind so zu stellen, daß die wagerechten Reihen benennen:

1. Einen Buchstaben.
2. Einen plattdeutschen Engel.
3. Einen Vogel.
4. Eine Stadt in Amerika.
5. Eine herrliche Labung bei heißem Wetter.
6. Etwas für Feinschmecker.
7. Eine Stadt in Frankreich.
8. Ein starkes Getränk.
9. Einen Buchstaben.

Die Mittelreihe gibt von links nach rechts und von oben nach unten gelesen dasselbe.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (121).
Zank, Apfel — Zankapfel.
Richtig gelöst von 59 Einsendern.

Buchstabenräthsel (122).
Herz — er — Erz — her.
Richtig gelöst von 35 Einsendern.

Viersilbige Charade (123).
Rosen — Kreuzer; Rosenkreuzer.
Richtig gelöst von 13 Einsendern.

Zahlenräthsel (124).
Nicolaus, Iloilo, Cacao, Oculi, Lincoln, Anilin, Susanna.
Nicolaus.
Richtig gelöst von 69 Einsendern.

Diamanträthsel (125).

S
T O D
L I N D E
F R A N K E N
R U E B E Z A H L
S O N N E N B L U M E
G A R I B A L D I
P H I L I P P
F E U E R
E M S
E

Richtig gelöst von 55 Einsendern.

Bilderräthsel (126).
Zufriedenheit geht über Reichthum.
Richtig gelöst von 51 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Frau Ida Malkowski (6); John Martin, (5); Arthur Weber (3); Frau H. Nehlsen (5); L. Schmalholz (3); Frau H. Lorenz (4); Frau S. Kemper (5); Frau M. Wiese (3); Emil Stransky (3); Aug. Lonk (3); Frau Neu, Whiting, Ind. (5); B. Ullmann (6); Sigm. Freund (2); Frau Magdal. Helbich (5); Robert Mayr (2); Frau R. Ziebell (2); H. Illing (6); Julius Plambeck (3); S. Schmidt (5); Selma Loewenthal (1); Frau Sophie Krauß (1); Frau C. Runge, Austin, Ill. (5); Minnie E. Pause (2); F. L. Piest (3); Louis Lanz (4).

Freddy Zumsteg (5); M. Weiß (2); Jos. J. Henneck (3); Franziska Eikenkoeter (5); O. Weicher (5); Anton Abendroth (1); Henry Langfeldt (2); Albert Koehler (1); Cecile Malier (2); M. v. Hertzberg (2); J. C. Weigand (5); Anna Peters (3); Frau M. Moerl (5); Frau H. Weltmann (6); J. Meierdirks (4); Frau Roetzhain (3); Frau Gertrude Schmidt (3); M. Erich (3); J. Kleen (1); Frau Rosie Stuke (4); Frau Anna Wilde (1); W. Goetzer (5); H. Biel (3); Alma Boehme (6); M. Glaesner (4).

(Kein Name) 3; Frau B. Hey (3); A. Rauschenfels (4); Irma Brockelmann (4); Gust. Schuetze (5); Frau Bertha Gleinich (6); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6); Frl. Rosa Werner (5); A. F. Hintze (5); H. Meyer (5); Frau E. Bartsch (3); L. Meng (3); A. W. Hohhof (3); C. L. Scharien (5); R. Schweitzer (6); Otto Matthes (2); G. Michael, Hammond, Ind. (2); Fr. P. (5); Theo. C. Goebel (4); Alb. Diescher (2); Anna Hilgermann, Crete, Ill. (2); B. H. Stoever (5); Sidonie Hepner (3); Marie Streuber (6); C. W. Schwarz (4).

C. H. Roeske (3); Emilie Roller (2); Frau Milling (5); Frau Emmy Klenkel (2); P. L. Graf (5); Frank Kuchler (5); Frau L. Jahn (5); Frau Bertha Riemann (4); A. F. Marx (4); Frau Katie Müller (3); Frau E. Huebner (3); A. Krueger (5); Frau Auguste Spoerer (4); Frau Anna Huber (4); Frau Lina Lehl, Maywood, Ill. (2); Frau Charlotte Truehl (4); „Lieschen" (5); Minchen S. (1); M. H. (3); Erna Schwaan (2).

Prämien gewannen:

Räthsel (121). — Loose 1—59; Frau B. Hey, 401 Melrose Ave., Chicago; Loos No. 39.

Buchstabenräthsel (122). — Loose 1—35; J. C. Weigand, 385 W. Wellington Str., Chicago; Loos No. 16.

Charade (123). — Loose 1—13; Alma Boehme, 238 Hudson Ave., Chicago; Loos No. 6.

Zahlenräthsel (124). — Loose 1—69; H. Illing (keine Adresse), Loos No. 26.

Diamanträthsel (125). — Loose 1—55; A. F. Hintze, 516 S. Robey Str.; Loos No. 43.

Bilderräthsel (126). — Loose 1—51; Freddy Zumsteg, 3303 S. Halsted Str.; Loos No. 19.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Räthsel. — Fehler, Hehler.

Buchstabenräthsel. — Dora, Dorn, Dorf, dort.

Buchstabenrebus — Der Beamte im Kreisamte.

„Eulalius-Räthsel." — Dr. Martin Luther: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" usw.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von: Frau H. Nehlsen, L. Schmalholz, Frau H. Lorenz, Frau S. Kemper, Frau M. Wiese, Emil Stransky, Aug. Lonk, Sigm. Freund, Frau Magdalena Helbich, H. Illing, Julius Plombeck, S. Schmidt, M. A. Dietrichstein, Selma Loewenthal, Frau Marie Lange, M. Weiß, Franziska Eikenkoeter, Anton Abendroth, August Meier, Clara Schneider, J. C. Weigand, Anna Peters, Frau H. Weltmann, M. Erich, Frau Anna Wilde, H. Biel, Irma Brockelmann, Geo. Geerdts, H. Meyer, Frau E. Bartsch, Emil Weeger, Emma Dietz, Albert Diescher, Frau Sidonie Hepner, Marie Streuber, Frau A. Liehl, P. L. Graf, Frank Kuchler, Frau L. Jahn, Frau Auguste Spoerer, Frau Anna Huber, Frau Charlotte Truehl, „Lieschen, Minchen S.

Scherzfragen.

Von L. L.: Welch' ein Unterschied besteht zwischen einem Handtuche und einem Briefträger?

(umgekehrt gedruckt:) Im einen Handtuch trocknet man sich mit die Hände, ob ein Briefträger braucht sich das aber nicht gefallen zu lassen.

Von Frau S. K.: Wann steht der Hahn auf einem Bein?

(umgekehrt gedruckt:) Wenn er das andere aufzieht.

Von Franziska E. (Anläßlich des Lutherspruches): Zu welchem Zwecke wurde Eva erschaffen?

(umgekehrt gedruckt:) Auf Adams Ehgedeck.

Von Frau H. L.: 1) Welches ist der gewichtigste Vogel?

(umgekehrt gedruckt:) Die Pfaufedern. Wenn er auf dem Dachfirst sitzt, wiegt er den Kragen und hat um die Dachpfetten zu prahlen.

2) Anna fiel ins Wasser. Welcher Frucht glich sie, als man sie herauszog?

(umgekehrt gedruckt:) Nunna ist naß, gleicht also der Ananas.

Briefe an den Räthsel-Redakteur

Sehr geehrter Herr!

Ich bin nicht der Wurm, der durch ein Bischen treten gleich krumm wird, „au contraire", die sprichwörtliche Geduld des alten Herrn Hiob war schäumendes Drachengift gegen die fromme Milch meines nie versagenden Gleichmuths. Auch jetzt würde ich schweigen — denn Schweigen ist des Sängers und der edlen Frauen Höflichkeit, — wenn man nur mein nichts durchbohrendes Gefühl in den Staub getreten hätte — aber wenn ich meines theuren, einzigen Gatten Bildniß von der Parteien Haß zerfleischt in der Geschichte schwankend hin und hergerissen sehe, dann bäumt sich auch in mir das Schlachtroß, ich greife ins volle Tintenfaß und rufe Allen ein donnerndes „Hands off!" zu. „Hands off!" von meinem theuren Gatten! Niemandem gestehe ich das Recht zu, sich „mang Eheleuten zu mangeliren", namentlich nicht „mang uns".

Die Korrespondenzen in Ihrer letzten Sonntagsecke sind mir zu Galle gestiegen.— Sie vor Allen haben vielleicht eine ganz gute Absicht gehabt, aber durch ihre zu große Bemerklichkeit hat sie mich verstimmt. Dasselbe gilt von den beiden Damen, deren Bemerkungen mir auch über die Hutschnur meines besten Hühnerauges gegangen sind, wie Herr Karl Unger es ausdrückt.

Ich will mich nicht in's Detail versteigen, sondern eine Erklärung — ein sogenanntes „pronunciamento" — in die Welt setzen, damit bezweckend, daß eine solche Perle, wie mein Mann, nicht vor die Hufe einer ungerechten Auffassung geworfen wird.

Also: Ad. 1) Es geht absolut Keinen und besonders Keine Etwas an, was mein Mann über mich lügt oder vielmehr von mir dichtet. Jeder Mann hat das Recht, über seine Frau so viel zu lügen, wie er will. — Eine innig liebende Gattin, wie ich, lernt diese Lügen die Woche hindurch auswendig, und wenn sie Sonntags im Druck erscheinen, glaubt sie dieselben selbst. —

Ad. 2) Bin ich nicht eifersüchtig. Wenn mein geliebter Mann sich zehn Penelopes von den Philippinen mitgebracht hätte — durch ewig treue Liebe, durch ausdauernde Hingabe eroberte ich ihn mir zurück und schlage alle zehn in die Flucht. —

Ad. 3) Den Rath des Frl. Julie S. werde ich befolgen und Carpet machen. Danke bestens! Von dem dadurch verdienten Gelde werde ich die Wolle — die beste — kaufen und meinem lieben Männchen Strümpfe stricken, damit er sich beim Hausiren mit den Kartoffelmesser und Wetzsteinen die Füße nicht erkältet. Nicht bloß durch den Magen, auch über warme Füße führt der Weg zum Herzen unseres Geliebten.

Ad. 4) Erlaube ich Niemanden mehr, mich zu bedauern; ich bin die glücklichste Frau unter der Sonne. — Beneiden solltet Ihr mich! „Morituri te salutant" riefen die Gladiatoren dem Kaiser — ihrem Mörder zu. — Mit Wonne könnte ich für meinen Albert sterben und das ist kein Kaiser — aber der Gebieter über eine Frau, wie ich.

Mrs. Albert Weiße.

Lieber Onkel!

Nun ich mit meinem Trinkspruch, der zu Ihrem Ehrentage bestimmt ist, fertig bin, kann ich mit besonderer Genugthuung von meinem geflügelten Rosse wieder herabsteigen und bin überzeugt, Ihre Nase und Glatze wenigstens ebenso gut gezeichnet zu haben, als jener Photograph, welchen Sie mit der Anfertigung Ihres werthen Ichs betraut haben, und da Sie mir schon im Vorhinein nicht versprechen konnten, ob Sie das Ding der Druckerschwärze werth oder werthlos finden werden, so habe ich es vorläufig — na, Sie wissen ja, weshalb — meinem Kopierbuch einverleibt.

Doch, das ist es nicht, was ich Ihnen eigentlich mittheilen will: ich will Ihnen vielmehr sagen, daß ich Sie im Geiste vielmals umarmt und gedrückt habe wegen der Lanze, die Sie für die liebe Schwiegermutter (—bekanntlich meine Spezialität—) gebrochen haben. Muthet Ihnen da Ihr Neffe Renten zu, Sie möchten ihm sagen, wie er am schnellsten die seinige wieder los werden kann! Gerade so, als ob man das so schnell sagen, als thun könnte. Warum hat er sie nicht, so lange es noch Zeit war, nach Rennes geschickt, allwo man — wie Fama lehrt — am besten und schnellsten Den los wird, den man los werden will?

Fast schien es mir, als sollte unser, in jüngster Zeit so schwergeprüfter Herr Weiße nicht nur seine Penelope, sondern auch seine Wetzsteine und Kartoffelmesser los werden, aber Gott und seinem Amtsnachfolger sei es gedankt, daß die Letzteren wieder da sind, und weil ich eben nicht zum zarten Geschlecht zähle, so wird das zarte Geschlecht es mir schon verzeihen, wenn sich in meiner Brust für die arme Penelope nichts von einem Beileid rührt. Dagegen möchte ich aber des Himmels Zorn auf die Häupter der eirischen Weiber herabflehen, die unserm armen Kousin so arg mitgespielt haben. Wo Du auch in diesem Augenblick weilen magst, Albert, laß' Dir die Worte unseres großen Dichters zurufen:

Hast Du Kummer, ach, dann weine,
Wein' Dich satt, doch ungeseh'n:
Denn vor der Welt nur so erscheine
Als wär' Dir nie ein Leid gescheh'n.

Raff' Dich daher wieder auf und ziehe, gestützt auf Deine Messer und Steine, wieder in die Welt zum neuen Leben aus; meine besten Wünsche mögen Dich begleiten. —

Nun lieber Onkel! ich mache mir durchaus kein X für ein U vor, und weiß, daß auch Sie mich gern los werden möchten, weil Sie Besseres zu thun haben, als mich anzuhören, so will ich nur noch einige Räthsellösungen los werden und dann mit bestem Gruß schließen.

S. Freund.

Chicago, 12. Sept. '99.

Lieber Onkel!

Diesmal haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen mit der Bemerkung, daß die lieben Männer, falls man Ihnen die Lösungen an den Onkel zur Besorgung anvertraut, die Ablieferung gerne vergessen. Mir ist es letzte Woche so gegangen, und ich sehe mich veranlaßt, dieses Geschäft nächstens selber zu besorgen. Mit Gruß G. S.

Chicago, 12. Sept. '99.

Lieber Onkel!

Längst schon war ich der Ansicht, daß Herr Weiße dem „Schwarzen" gehöre, aber daß er dem Teufel 'nausgekommen ist, glaube ich gern; steckbrieflich wird Satan ihn auch nicht verfolgen lassen, denn Der weiß jedenfalls, daß er Herrn Weiße früher oder später doch bekommen muß. Das wünscht ihm von ganzem Herzen für seine teuflischen Lügen und Witze Frau L. M.

Chicago, 12. Sept. '99.

Lieber Onkel!

Fortwährend schimpfen die guten Bürger unserer lieben Stadt über die schlechten Menschen, die es in Chicago gibt, besonders unser Distrikt auf der Südseite soll dafür berühmt sein. Doch daß die Leute Unrecht haben, dafür will ich den Beweis liefern. Schon mein Leidensbruder, Herr A. Weiße, hat versucht, zu beweisen, wie gut die Leute sind, als er uns die Geschichte von dem Mann erzählte, der ihm sein geliebtes „Sätschel" voran trug, und wenn ich nun meine Geschichte erzählt haben werde, dann wird wohl Niemand mehr an den guten Absichten unserer nachtwandelnden Mitbürger zweifeln. Habe ich da eine Sammlung schöner Blumenstöcke, die den ganzen Raum auf unserer „Portsch" einnahmen und, wie mein Mann sagte, ihm fortwährend im Wege waren, wenn er sich einen Stuhl hinstellen und seine Pfeife rauchen wollte. Ich aber freute mich über jedes neue Blatt, das daran zum Vorschein kam. Doch, was im Winter mit den Pflanzen anfangen?! In den vorderen Zimmern ist kein Raum, in der Küche ebenfalls nicht, wohin sollte ich die vielen Töpfe stellen, um sie vor dem Frost zu bewahren? Die Frage machte mir viele Sorge, doch, wie ich schon sagte, es gibt noch gute Menschen auf dieser Welt, die halfen mir! Die haben mir alle Mühe abgenommen, indem sie in der Nacht die „Portsch" völlig abräumten! Selbst die Sprengkanne nahmen sie mit, und dies gilt mir als Beweis, daß die Pflanzen in ihrem neuen Boarding-Haus gute Pflege erhalten werden. Leider vergaßen die guten Leute, Ihre Karte dazulassen, sonst könnte ich mich einmal danach umsehen. Mein Mann sagt nun natürlich mit der gewohnten männlichen Weisheit, das hätte er sich schon lange gedacht, daß es so kommen würde.

Nun, lieber Onkel, will ich Ihnen noch sagen, daß auch ich auf Ihr Bild warte, doch flunkern Sie uns nicht vor, daß Sie so häßlich sind. Bange machen gilt nicht. Sie wollen gewiß ein recht abscheuliches Bild aus dem „Puck" oder sonst einem Witzblatt kopiren und in die „Sonntagpost" als Ihr Bild einsetzen, um Ihren lieben Neffen und Nichten Furcht einzujagen. Doch machen Sie uns darum nur noch neugieriger, den Onkel zu sehen. Ich für meinen Theil würde mich selbst vor dem Teufel nicht fürchten, und so sieht unser Onkel gewiß nicht aus.

Mit Gruß, Ihre Nichte A. W. H.

Chicago, 14. Sept. '99.

Lieber Onkel!

Onkel, sagen Sie mal, wissen Sie wie's einem Baby am Gängelbande zu Muthe ist? Aber ich sehe Sie schon den Kopf schütteln und sagen „No! — Das habe ich leider wieder verlernt!" Nun Onkel, und ich sage: Ich hatte es Gott sei Dank verlernt! Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! So auch hier, denn ich habe es wieder lernen müssen! So ein armes Wurm hat's schlimm, will's rechts, wird's links gezerrt oder umgekehrt; streckt's die Hand aber mal nach einer zweiten Frucht aus, gibts einen Klaps auf die Finger! Onkel, geben Sie mir einen Rath, wie ich diese Fessel sprenge, wie ich es zerreiße, dieses Gängelband der.....! Warum soll man sich einem solchen dummen, kleinen Ding beugen, das den Namen H...! führt. Nun und nimmer mehr! Wozu ist einem der Verstand gegeben?! Daß man ihn im nöthigsten Augenblick über Bord wirft?! Onkel! ich werde kämpfen, werde ringen bis — — —!!!

Max.

Chicago, 11. Sept. '99.

Lieber Onkel!

„Wer kann das rathen?!" —
Da wird's nichts schaden,
Wenn ich den Mann mit Namen nenn';
Herr Martin Luther wird er genannt,
Er ist in aller Welt bekannt,
Und was er gelehret, das weiß ich schon lang',
Weil's fröhlich schon of der Vater mir sang:
„Denn wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Emma Dietz.

An Eulalius.

(In Vertretung des Dr. Martin Luther.)
Hättest Du meinen Apfelwein gekannt,
Und mein Weib Dein Eigen genannt,
Und wären ihre Weisen Dir an Dein Ohr geklungen,
Mein Freund! Dann hättest Du anders gesungen!

Henry Riel.

Briefkasten.

1 Uhr Nachts. Soeben wurde durch einen unglücklichen Zufall der „Cut" des Bildes des Onkels verdorben. Also nochmals Geduld bis nächsten Sonntag.

L. L. — Wenn auch der Räthselonkel seine Getreuen von der Räthselecke nicht für so übertrieben dünnhäutig hält, daß er meint, sie hätten an Ihrer zweiten Scherzfrage Anstoß nehmen können, so hat er Ihren Wunsch doch befolgt und sie nicht gebracht. Es wäre ganz gut, wenn ein anderer Neffe, der sich S. F....d nennt und den der Onkel trotz seiner Unarten sehr lieb hat — oder vielleicht gerade wegen derselben, denn wir lieben ja die Kinder, die uns Schmerzen bereiten, oft am meisten! — also wenn Freund S. etwas von Ihrer zarten Rücksichtnahme und Züchtigkeit zeigen wollte in seinen Einsendungen! So geht's in der Welt. Was dem Einen zu viel wurde, das mangelt dem Andern. Gruß!

Sophia K.—Willkommen in der Räthselecke! Ihren Bilderräthsel (Gedanken benutzen wir vielleicht bald einmal.

Aug. L. — Daß Sie trotz der Kinderplage (und -Freude, denn das geht ja doch Hand in Hand) noch Zeit finden, für die Räthselecke, gilt dem Onkel als ein Verdienstzeugniß schönster Art. Leider hat das Glück diesmal Ihre Bemühungen nicht belohnt. Wenn es sich Ihnen einmal günstig zeigt, dann findet sich wohl auch ein Buch mit Illustrationen. Gruß!

Frau H. W. — Famos! Das heißt vorarbeiten! Und die Arbeit soll nicht umsonst gewesen sein; die betreffenden Aufgaben sollen benutzt werden, wenn die Zeit kommt. Der Onkel hat übrigens schon eine für Ostern an Hand! Gruß!

E. St. — Der Augenschein wird Sie belehren, daß der Onkel seine Freunde nicht an der Nase herumführen will. Das Bildniß prangt an seiner Stelle, trotzdem es nicht so ausfiel, wie der Onkel wünschte — er ist nämlich viel schöner! Es hat ihm Ueberwindung gekostet, dies Bild zu bringen, und gern hätte er noch einen dritten Versuch gemacht, etwas Schön'res zu bekommen, aber der Künstler sagte: Alles hat seine Grenze, aus einem feisten blöden Biergesicht kann ich kein geistreiches Adonis-Antlitz (welch' ein Widerspruch!) machen, und — der Onkel bezwang seine gekränkte Eitelkeit und „hier habt Ihr, was Ihr gewollt!" Der Onkel wäscht seine Hände in Unschuld — mit Karbolseife!

Sie schreiben: „Die Tochter meiner Kostfrau lernt für eine Hausfeier „Schillers Bürgschaft" auswendig, und schon zum 25. Male geht es neben mir: Zu Dyonis, dem Tyrannen, schlich Mörus, den Dolch im Gewande"? — Herzliches Beileid.

Frau H. N. — Willkommen! — und Dank für die eingeschickte Aufgabe, wird zu benutzen sein als Nebenräthsel.

Arthur W. — Beide Aufgaben sollen benutzt werden. Dank.

M. M. — Daß dergleichen vorkommt, können Sie aus der Zuschrift von Frau G. S. ersehen, und der Onkel wies ja nur auf die Möglichkeit hin. Dank für Ihre freundlichen Worte.

Clara S., Aug. M. — Warum versuchen Sie's nicht auch mit den Preisaufgaben? — Hoffen, öfter von Ihnen zu hören.

Joseph J. H. — Werden dafür sorgen, daß Sie die „Sonntagpost" regelmäßig erhalten. Gruß!

W. Weiß. — Nach flüchtiger Durchsicht scheinen die von Ihnen eingeschickten Aufgaben dem Onkel etwas schwer, doch mag sein, daß nähere Prüfung ihn eines Besseren belehrt. Wenn irgend möglich, soll besonders die erste, als sehr zeitgemäß, schon nächste Woche benutzt werden. Dank.

Frau M. L. — Aber, Verehrteste, was hat der Onkel Ihnen denn gethan, daß Sie ihm ohne Weiteres eine „schwarze Seele" zuerkennen? Wenn eine Antwort unterblieb, so ist das ein Versehen, das der Onkel bedauert, das aber doch wohl zu erklären und zu entschuldigen ist, und er hofft dann auch mit Bestimmtheit, daß Sie das von der „schwarzen Seele" und dem „Pferdefuß" zurücknehmen; daß er gerade keine glühende Weltkugel auf der Nase und auch keinen Chimborazzo auf dem Rücken hat, davon überzeugt sie wohl sein heute an der Spitze dieser Spalte erscheinendes herrliches „Bildniß". — Und dieses wird Sie noch des Weiteren belehren, daß es mit Ihrem Spürnäschen doch nicht so weit her ist, denn es wird Ihnen zeigen, daß das nicht der Mann ist, den Sie in der Robey Str. Car sahen. Robey Str.? Der Onkel weiß gar nicht, wo diese Straße liegt! Aber kennen lernen möchte er den Mann, auf den Ihre Beschreibung paßte! Gruß — und nichts für ungut!

Freddy Z. — Sie Glückspilz, Sie! Aber nun auch hübsch fleißig! —

Frau G. S. — Das wäre schändlicher Verrath und dessen hält Sie nicht für fähig Ihr treuliebender Onkel X!

A. R. — Daß das gewonnene Buch Ihnen gefällt und Sie zum „Weitermitmachen" aufmuntert, freut den Onkel. Diesmal war's freilich nichts — „try, try again"!

Geo. G. — Aufgabe erhalten, soll bald benutzt werden. Dank.

C. L. Sch. — Charade gut; soll bald Benutzung finden. Dank und Gruß!

Theo. L. G. — Willkommen, Sie verlorren geglaubter Neffe!

J. Klein. — Ihr Cuba-Bilderräthsel wird wahrscheinlich binnen Kurzem benutzt werden, auch die andere Idee ist nicht schlecht. Dank.

S. Schmidt, P. L. Graf, L. Schm. — Eingeschickte Aufgabe dankend erhalten. Sollen, wenn möglich, bald benutzt werden.

Siegmund F...... — Diesmal haben Sie sich aber geirrt, liebster Neffe; der Onkel möchte Sie gar nicht gern loswerden, sondern hat im Gegentheil bedauert, daß Sie in der vorhergehenden Woche nichts von sich hören ließen. Wann kommt denn der berühmte Trinkspruch? Hoffentlich ist er nicht nach dem früher eingeschickten Genre gearbeitet, sodaß ihn der Onkel, wenn vielleicht auch nicht der ganzen Gemeinde, doch der theuren Gattin ohne zu erröthen vorlegen kann. Besten Gruß!

Max. — Max, Max, die Geschichte fängt an, sengerich zu werden! Wer sich solch' sentimentale Abkürzungen bezw. Andeutungen von „Liebe" und „Herz" leistet, bei dem ist's mit der Ledigkeit sicher bald Matthäi am Letzten. Aber recht geschiehts Ihnen, und gut wird es auch für das „Märchen" sein, und der Onkel kann ihr nur rathen, sich von dem bewußten H... ordentlich am Gängelbande führen zu lassen.

Frau A. W. H. — Aber theuerste Nichte, für was halten Sie denn Ihren Onkel? Sie glauben, er könne flunkern, oder gar aus einem andern Blatte etwas abdrucken! So etwas gibts bei ihm absolut nicht, und er ist überzeugt, daß der Raub Ihrer Blümlein nur die Strafe des Geschickes für Ihren frevelhaften Glauben war. Er selbst aber in seiner unendlichen Großmuth, verzeiht Ihnen den gänzlich unbegründeten Verdacht, ist aber dabei überzeugt, daß Sie nächste Woche, wenn Sie sein wohlgetroffenes Konterfei gesehen haben, selbst Abbitte leisten werden.

H. R. — Sie Aermster, Sie müssen sich allerdings in einer sehr bedauernswerthen Lage befinden, wenn die eingeschickten Verse auf Wahrheit beruhen sollten. Doch hoffen wir, daß es etwas poetische Uebertreibung war.

Goldene Winke für Sängerinnen.

Adelina Patti, jetzige Baronin von Cederström, ertheilte unlängst einer jungen amerikanischen Sängerin, für die sich die gefeierte Diva sehr interessirt, einige für Gesangskünstler beiderlei Geschlechts beherzigenswerthe Rathschläge. „Niemals habe ich", sagt die erfahrene Sängerin, „die Unvorsichtigkeit begangen, mich zu verweichlichen. Ich verwandte und verwende noch auf die Pflege meiner Stimme die äußerste Sorgfalt. Aber wer mich persönlich kennt, wird nicht behaupten können, daß ich jemals sehr empfindlich gegen Zugluft, kühle oder feuchte Witterung und dergleichen äußere Einwirkungen gewesen bin. Man hat zwar immer viel von meiner Furcht vor Erkältungen zu schreiben gewußt und eine Reihe exzentrischer Mittel angeführt, die ich gebrauchen soll, um mich vor Heiserkeit und Husten zu schützen. Es ist aber nur wenig Wahres daran. Freilich vermeide ich jeden allzu plötzlichen Wechsel und würde im Winter nie aus einem heißen Konzertsaal unvermittelt in die kalte Nachtluft hinaustreten, den Hals aber zu sehr zu verwöhnen, davor kann jeder singende Mensch, dem an der Erhaltung der Stimme gelegen ist, nicht dringend genug gewarnt werden. Mein Rath ist folgender: Man muß seinen Körper in jeder Weise abhärten, seine Konstitution zu kräftigen suchen, sich niemals in überheizten Zimmern aufhalten, täglich wenigstens zwei Stunden bei jeder Witterung im Freien zubringen, entweder spazieren gehen oder fahren, und sich nicht fürchten, viel frische Luft in tiefen Zügen zu athmen, was selbst bei scharfem Frost nicht schadet, wenn man nicht erhitzt ist. Sänger, die man, ausgenommen im heißesten Sommer, stets mit hochgeschlagenem Mantelkragen, den Hals von einem seidenen Umschlag umwickelt, einherwandern sieht, und Sängerinnen, die sich an trüben und kühleren Tagen in eine Unmenge von Wagendecken, Tüchern und Spitzenshawls im Hintergrunde ihres geschlossenen Abtheils verstecken, sind die ersten, die zu hüsteln anfangen und die fast beständig über Indisposition der Stimme zu klagen haben. Andererseits darf man auch nicht zum Extrem übergehen und sich lange in feuchter, rauher Luft aufhalten, die besonders nach Einbruch der Dunkelheit außerordentlich schädlich wirkt. Fühlt man sich nicht gut bei Stimme, so suche man, wenn irgend möglich, vom Auftreten dispensirt zu werden. Vor allen Dingen achte man darauf, daß Kehle und Gaumen niemals unter jenem trockenen, unbehaglichen Gefühl zu leiden haben, das sich oft bei großer Hitze oder Kälte bemerkbar macht. Ein Stückchen Kandiszucker, von dem man stets einen kleinen Vorrath bei sich tragen sollte, langsam auf der Zunge zergehen lassen, ist das einfachste und beste Mittel, die ausgetrocknete Mundhöhle anzufeuchten und feucht zu erhalten."

Gefundenes Geld.

In welch sorgloser Weise in Deutschland und wohl auch anderswo oft Geld verpackt und zur Versendung bei der Post eingeliefert wird, das kann man aus der in dem deutschen „Amtsblatt des Reichspostamts" fast ständig gewordenen Rubrik „Aufgefundenes Geld" entnehmen. Während im Vorjahre 11 Doppelkronen, 19 Kronen, 18 silberne Fünfmarkstücke, 38 Thaler, 12 Zweimarkstücke, 25 Einmarkstücke, 12 Fünfzigpfennigstücke sowie 3 Fünfmarkscheine und 1 Mark 25 Pfennig in kleinerem Gelde in den Postabfertigungsräumen — ausschließlich der Schalterräume—Packkammern, Bahnpostwagen und Perronkarren gefunden worden sind, beläuft sich in diesem Jahre die Gesammtsumme des gefundenen Geldes, welches aller Wahrscheinlichkeit nach Briefen oder gewöhnlichen Packeten entfallen ist, bereits auf rund 650 Mark. Es sind dies 9 Doppelkronen, 27 Kronen, 1 Fünfmarkschein, 8 Fünfmark-, 33 Thaler-, 8 Zweimark-, 25 Einmarkstücke sowie 13 Mark 50 Pfennig in kleinerem Gelde. Auch 1 Dollarstück befand sich unter dem aufgefundenen Gelde. Eines der aufgefundenen Thalerstücke war in eine Kartoffel gesteckt, ein Fünfmarkstück in einem Apferschnitt festgelegt.

— Ländlich. — Pfarrer: Sie wollen in der Hauptstadt einen neuen Dienst antreten, mein Kind, doch nicht als Schenkmädchen? — Schenkmädchen: Nein, Herr Pfarrer, aber als Amme, die sollen dort gut bezahlt werden!

Schutzfärbung und Mimicry.

(Von Erich Schwartze.)

Schutzfärbung? Mimicry? Was ist das? So höre ich viele Leser fragen. In der That gehören diese Begriffe einer Wissenschaft an, die selbst für die Mehrzahl der Gebildeten ein terra incognita ist, der Zoologie. Diese ist, wie überhaupt die beschreibenden Naturwissenschaften, von den Laien im Vergleich zu den mehr begünstigten Schwesterdisziplinen der Physik und Chemie, stets recht stiefmütterlich behandelt worden, und doch verdient sie kein geringeres Interesse als jene und weist besonders in ihrer biologischen Seite eine Fülle von Vorgängen auf, die auch der Beobachtung seitens des Nichtfachmannes zugänglich sind.

Ins Gebiet der thierischen Biologie fallen auch die oben genannten Erscheinungen. Unter Schutzfärbung versteht man diejenige Färbung oder Zeichnung eines Thieres, die dazu dient, dasselbe vor Verfolgungen zu schützen oder vor den Blicken seiner Beutethiere zu verbergen. Von dieser letzteren Art der Verbergungsfarbe macht ja auch der Jäger Gebrauch, der im grünen Walde ein grünes Kleid trägt. Ebenso ist es dem erfahrenen Schmetterlingssammler wohl bekannt, daß die grünen Netze die besten sind, weil sie den Schmetterlingen, die sich ja auch meist in grüner Umgebung aufhalten, am wenigsten auffällig werden. — Fast noch interessanter ist die als Mimicry bezeichnete Erscheinung, bei der ein Thier einen leblosen Gegenstand oder ein anderes Thier in seiner Erscheinung mehr oder weniger treu nachahmt und in dieser Aehnlichkeit Schutz findet.

Es leuchtet von vornherein ein, daß Schutzfärbung sich weit häufiger finden wird als Mimicry, denn das Auftreten einer Schutzfärbung ist in keiner Weise von der Körpergestalt des Thieres abhängig. Betrachten wir also zunächst einige Beispiele für diese einfachere Erscheinung.

In den immergrünen Wäldern der Tropen leben eine Menge von durchaus grün gefärbten Schlangen und Vögeln, denen ihre grüne Farbe einen ausgiebigen Schutz gewährt. In unseren Breiten dagegen könnte die grasgrüne Farbe einem Vogel geradezu verhängnißvoll werden, da unser Wald einmal viel lichter ist, als der tropische, andererseits nicht immer sein grünes Kleid trägt. Dementsprechend zeigen unsere Waldvögel stets mattere Farben. Aber wir können die Laubfärbung doch auch an einheimischen Thieren beobachten. Wie schwer ist ein Laubfrosch zu erkennen, der regungslos an ein Blatt angeklebt sitzt. Er darf die grasgrüne Farbe ruhig tragen, denn im Winter zieht er sich zum Schlafe in ein geschütztes Versteck zurück. Weit häufiger finden wir die Laubfarbe bei Insekten, die nur einen einzigen Sommer zu leben haben. Zahlreiche Arten von Blatt- und Rüsselkäfern, Blattwanzen und Raupen treiben ihr Zerstörungswerk unter dem Schutze ihrer grünen Färbung ganz offenkundig. Bei den grünen Raupen finden sich noch einige besonders interessante Anpassungen: die Arten, die auf Gräsern leben, zeigen meist einige parallele Längsstreifen, die die Aehnlichkeit mit den parallelnervigen Grasblättern vervollkommnen. Andererseits besitzen die meisten grünen Schwärmerraupen, soweit sie auf netzaderigen Blättern leben, ein System von sieben bis acht Paaren heller Schrägstreifen, die von vorn unten nach hinten oben verlaufen. So sind z. B. die Raupen des Liguster-, Linden- und Pappelschwärmers und des Abendpfauenauges gezeichnet. Sitzen nun diese Raupen, wie sie es in der Ruhe, d. h. bei Tage, zu thun pflegen, an der Unterseite eines Blattes auf der Mittelrippe, den Kopf der Blattspitze zugewendet, dann ahmen die Streifen in ihrem Verlaufe täuschend die Seitenrippen des Blattes nach, besonders wenn sie noch, wie beim Liguster- und Lindenschwärmer, von einem schmalen dunklen Striche begleitet werden, der den Schatten der Blattrippe darstellt. Die grünen Raupen gleichen auch oft in ihrer Farbe der betreffenden Nüance, die das Grün der Futterpflanze zeigt, ziemlich genau. So findet man die Raupe des Pappelschwärmers auf Espen und Weiden dunkelgrün, auf Silberpappeln, deren Laub eine fast weiße Unterseite hat, dagegen grünlichweiß.

Eine andere große Gruppe von Insekten und zahlreiche Spinnen tragen die braungraue Farbe der Baumrinde. Am ausgeprägtesten ist diese Färbung wohl bei Schmetterlingen. Viele Tagfalter mit prächtig gefärbter Oberseite sind unten düster schwarzbraun marmorirt; man denke z. B. an den Fuchs, das Pfauenauge, den Trauermantel. Die Nachtfalter dagegen, die die Flügel in der Ruhe nicht aufklappen, sondern an den Leib legen, tragen demgemäß die Schutzfarbe auf der bei dem sitzenden Falter allein sichtbaren Oberseite der Vorderflügel.

Als eine Anpassung an das Leben auf Bäumen ist auch die Fleckenzeichnung zahlreicher Baumraubthiere anzusehen; die dunklen Flecke auf hellem Grunde entsprechen den gegen den hellen Himmel gesehenen Baumblättern. Aehnlich wirken die hellen und dunklen Querstreifen des Tigers bei dessen Aufenthalt im Bambusröhricht. Die in der Wüste lebenden Raubthiere endlich, z. B. der Löwe, sind einfach braungelb gefärbt, und dieselbe Farbe ist bei allen Wüstenthieren vorherrschend; sie findet sich bei den Spring- und Rennmäusen, zahlreichen Wüstenvögeln, Sandvipern, Waraneidechsen und vielen anderen.

Wieder eine andere Art von Schutzfarbe ist die der Polarthiere. Diese halten sich entweder stets zwischen Schnee und Eis auf und tragen dann ihr weißes Gewand ununterbrochen, oder sie leben in etwas gemäßigterem Klima und bekommen dann im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, ein dunkles Sommerkleid. Zu diesen zählen Eisfuchs, Schneehuhn und Hermelin, während z. B. Schneehase und Eisbär stets weiß gefärbt sind.

Auch bei Wasserthieren kommen Schutzfärbungen in ausgedehntem Maße vor. Fast alle Fische sind auf dem Rücken dunkler als auf dem Bauche. Von oben gesehen stechen sie daher gegen den besonders bei tiefen Gewässern meist dunklen Grund wenig ab, während sie andererseits dem von unten kommenden Feinde nur die helle Unterseite zeigen, die wiederum dem von der Tiefe aus hell erscheinenden Wasserspiegel entspricht. Besonders auffällig ist diese Erscheinung bei den Schollen, die bekanntlich auf der einen Seite schwimmen und liegen. Hier gleicht die obere, beide Augen tragende Seite täuschend der Farbe des sandigen Meeresgrundes, während die untere augenlose Fläche fast rein weiß ist. Zahlreiche Quallen und marine Weichthiere entziehen sich den Blicken durch ihre vollkommene Durchsichtigkeit; den gleichen Schutz besitzen auch einzelne kleine Krebsthierchen und Insektenlarven des süßen Wassers.

Höchst merkwürdig ist schließlich die Fähigkeit vieler Tintenfische, einzelner Fische und Krebse und des Chamäleons, ihre Farbe je nach der Umgebung zu verändern. Bei dem Chamäleon wechselt die Farbe zwischen mattem Graubraun durch alle Nüancen von Braun und Grün bis zu intensivem Blaugrün. Dieser Wechsel wird durch Ausdehnen oder Zusammenziehen von Farbstoffzellen, die unter der Oberhaut liegen, bewirkt. Der Vorgang ist wahrscheinlich kein willkürlicher, sondern ein Reflex auf den das Auge treffenden Farbenreiz; er ist übrigens nicht nur von dieser Ursache, sondern auch von der Gemüthsstimmung des Thieres abhängig; bei starker Erregung wird die Farbe lebhafter.

Alle die bisher erwähnten Schutzfarben hatten den Zweck, ihre Träger zu verbergen. Seltener finden sich die sogenannten Warnungs- oder Trutzfarben, die gerade das gegentheilige Ziel verfolgen: Sie kommen bei Thieren vor, die durch irgendwelche anderen Eigenschaften, meist durch widerlich schmeckende Säfte, schon leidlich vor Verfolgungen geschützt sind, und haben den Zweck, den Träger möglichst auffällig zu machen, damit er nicht gewissermaßen aus Versehen doch einmal angegriffen wird. Ein Beispiel für Trutzfärbung bietet uns der Feuersalamander, der ein für kleinere Thiere, z. B. kleine Hunde und Vögel, stark giftig wirkendes Drüsensekret absondert. — Ebenso finden sich bei stechenden Insekten oft sehr auffällige Farben, z. B. bei Wespen und Hornissen, und in noch höherem Grade gilt dies von zwei in den Tropen heimischen Familien von Tagfaltern, den Danaiden und Helikoniden, die wegen eines übelschmeckenden Körpersaftes von den Insektenfressern gemieden werden. Diese Falter legen nicht, wie die Tagfalter sonst, in der Ruhe die Flügel zusammen, sondern breiten sie offen aus, sind auch durchaus nicht scheu, sondern zeigen in ihrem ganzen Gebahren die deutliche Tendenz, sich bemerkbar zu machen.

Einem ähnlichen Zwecke wie die Trutzfarben dienen wahrscheinlich auch die Leuchtflecke unsere Leuchtkäferchen. Wenn man früher annahm, daß das Leuchten nur ein Hilfsmittel für die gegenseitige Auffindung der Geschlechter sei, dann ist die Deutung zwar wohl nicht falsch, aber sicher nicht ausreichend, denn sie erklärt nicht, warum auch die noch nicht fortpflanzungsfähigen Larven bereits leuchten. Andererseits ist es Thatsache, daß Leuchtkäfer von Insektenfressern ungern angenommen werden.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Nachahmung oder Mimicry über. Soweit es sich um leblose Gegenstände handelt, kommen hierbei als Objekte besonders Zweige und Blätter in Frage. In der Nachahmung von Zweigen haben es die Stabheuschrecken sehr weit gebracht. Diese Thiere erreichen eine im Verhältniß zu ihrem Körperumfang ungeheure Länge und sind flügellos. In Südeuropa kommt als Vertreter dieser Familie Rossis Gespenstheuschrecke vor, deren Weibchen bei einer Dicke von etwa 4 Millimetern bis 65 Millimeter lang wird; in den Tropen finden sich mehrere fußlange, dabei aber nur fingerdicke Arten. Ebenso vollkommene Zweignachahmer können wir aber auch hier zu Lande beobachten, nämlich viele Spannerraupen, z. B. die des Birkenspanners (Amphidasis). In der Ruhe sitzen diese Thiere vielfach so, daß sie sich nur mit den beiden hintersten Beinpaaren an einen dünnen Zweig anklammern, den übrigen Körper aber starr und unbeweglich in die Luft hinausstrecken und so einem Seitenzweige täuschend gleichen, eine Aehnlichkeit, die noch vergrößert wird durch die häufig auf einzelnen Leibesringen stehenden Auswüchse und Warzen, welche die Blattnarben darstellen.

Nachahmer von Blättern finden sich nur in tropischen Gegenden; zu denselben gehören die nächsten Verwandten der eben erwähnten Stabheuschrecken, die sogenannten „wandelnden Blätter". Die Flügel dieser Heuschrecken gleichen auf's Genaueste grünen oder trockenen, oft am Rande angefressenen Blättern, deren Geäder täuschend nachgeahmt ist. Manche Arten besitzen Zeichnungen, durch welche Rost- und Schimmelflecke dargestellt werden. — Nicht weniger vollkommen ist die Blattähnlichkeit der ebenfalls tropischen Blattfalter. Sitzen diese mit zusammengeklappten Flügeln auf einem Zweige, dann stellen die Spitzen, in die die Hinterflügel ausgezogen sind, den Blattstiel, die Flügel selbst ein deutlich geädertes, gewöhnlich angefressenes und mit Schimmelflecken und verfaulten Stellen bedecktes Blatt dar. Ja, zuweilen ist dies Blatt sogar an einer oder mehreren Stellen durchlöchert — hier haben nämlich die Flügel des Falters glashelle Stellen.

Schließlich glaube ich eine kleine Gruppe von Insekten nicht außer Acht lassen zu dürfen, deren Nachahmung sich zwar auf ein wenig appetitliches Objekt bezieht, aber gerade deshalb recht wirkungsvoll sein dürfte und häufig vorkommt. Es handelt sich um die sogenannten Kothnachahmer, kleine Käfer, Räupchen oder Kleinfalter, die sich auf der Oberfläche von grünen Blättern aufhalten und derartig schwarz, braun, grau und weiß gezeichnet sind, daß sie unter der Form eines Häufchens von Vogelexkrementen erscheinen. und zwar so deutlich, daß sich selbst das geübte Auge oft genug von ihnen täuschen läßt. Einige andere kleine Käfer aus der Familie der Stutzkäfer (Histeriden) gleichen in Folge ihrer kugeligen Gestalt und ihrer schwarzbraunen Farbe weit eher einem Kügelchen Schafmist als einem lebenden Wesen.

Wie wir sehen, beziehen sich die Beobachtungen über die Nachahmung lebloser Gegenstände im Wesentlichen auf Insekten. Aehnlich verhält es sich mit der Nachahmung anderer Thiere, der Mimicry im engeren Sinne. Hier sind allerdings einige Beispiele bekannt, daß giftige Schlangen von ungiftigen nachgeahmt werden; in den meisten übrigen Fällen aber sind die Nachahmer wiederum Insekten. Es bedarf bei der Anerkennung eines mimetischen Verhältnisses zwischen zwei Thieren der größten Vorsicht; man darf sich nicht verleiten lassen, aus einer einfachen Aehnlichkeit zwischen zwei Thieren auf eine Mimicry zu schließen. Denn eine Aehnlichkeit kann auch auf Zufall oder auf naher Verwandtschaft oder schließlich auf sogenannter konvergenter Entwicklung beruhen, d. h. darauf, daß verschiedene Thiere im Laufe ihrer Entwicklung unter dem Einflusse ähnlicher äußerer Umstände ähnliche Schutzmittel und Waffen für den Kampf um's Dasein erworben haben. Als Konvergenz haben wir es z. B. aufzufassen, wenn wir bei Angehörigen der verschiedenartigsten Thiergruppen, bei einzelligen Thieren, Würmern, Schnecken, Tintenfischen, gewissen Insektenlarven u. A., schneckenförmige Gehäuse antreffen. Eine Aehnlichkeit als Mimicry anzusprechen, sind wir nur dann berechtigt, wenn sie erstens Schutz gewährt, und wenn zweitens dieser Schutz eben nur in der Aehnlichkeit mit dem anderen Thiere, nicht aber, wie bei der Konvergenz, in der Körpergestalt an sich beruht.

Die Objekte der Nachahmung sind ziemlich dieselben Insekten, die wir schon als die Träger der Trutzfarben kennen gelernt haben; denn diese Thiere sind entweder wegen ihrer Bewaffnung gefürchtet oder wegen ihrer widerlichen Körpersäfte gemieden. Man unterscheidet demgemäß zwischen einer „Nachahmung der Gefürchteten" und einer „Nachahmung der Gemiedenen". Zahlreiche wehrlose Blumen- und Schwebfliegen gehen oder vielmehr fliegen in der furchterregenden Gestalt von Bienen und Wespen umher und jagen so ihren Feinden einen blinden Schrecken ein. Denselben Zweck erreichen die Fliegenbockkäfer (Necydalis) dadurch, daß ihre glashellen Hinterflügel weit über die kurzen Flügeldecken hinausragen und so den Thieren das Aussehen großer Sandwespen verleihen. Das Vollkommenste in dieser Vorspiegelung falscher Thatsachen leisten aber die Glasflügelschwärmer (Sesien), deren Flügel nicht, wie bei den übrigen Schmetterlingen, beschuppt, sondern größtentheils glashell sind. Dadurch sehen diese Falter je nach ihrer Größe verschiedenen stechenden Hautflüglern, Bienen, Wespen, Gall- und Schlupfwespen, einzelne sogar Stechmücken, so ähnlich, daß nur eine genauere Betrachtung über ihre wahre Natur Aufschluß zu geben vermag.

Für eine Nachahmung gemiedener Thiere haben wir in unserer Insektenfauna nur sehr wenige Beispiele; das beste bietet noch der Schildkäfer („Cassida"), der in seiner äußeren Erscheinung bedeutende Aehnlichkeit mit einer grünen Blattwanze hat. Viel charakteristischer ist indessen die Nachahmung der oben schon erwähnten gemiedenen Schmetterlinge aus den auf die Tropen beschränkten Familien der Danaiden und Helikoniden durch andere Falter, besonders aus den Familien der Ritter (Papilioniden) und Weißlinge (Pieriden). Die Aehnlichkeit des Nachahmers mit dem Vorbilde erstreckt sich hier oft bis auf die Einzelheiten der Flügelzeichnung, so daß solche Falter nur nach einer Untersuchung der maßgebenden Merkmale, zu denen nur das Flügelgeäder, nicht aber die Farbe gehört, bestimmt werden können. In Folge derartiger Nachahmungen kann es leicht eintreten, daß ganz nahe verwandte Arten, wenn sie sehr verschiedene Vorbilder haben, nicht mehr die geringste äußere Aehnlichkeit zeigen.

Schließlich möchte ich noch auf eine merkwürdige Erscheinung hinweisen, deren Deutung als Mimicry aber nicht sicher erscheint, die vielmehr auch als Konvergenzerscheinung aufgefaßt werden kann. Ich meine die Aehnlichkeit der brasilianischen Kolibrischwärmer mit den Kolibris. Der Falter wie die Vögel schweben im hellsten Sonnenschein vor den Blumenröhren, jene um Honig zu saugen, diese wahrscheinlich um die in den Blumenröhren angesammelten Insekten zu erbeuten. Der lange Saugrüssel der Falter entspricht dem Schnabel der Vögel, und das Hinterleibsende der Schwärmer ist verbreitet, genau wie der Schwanz der Kolibris. Gewiß wird man zu der Annahme berechtigt sein, daß die Schmetterlinge durch diese Vogelähnlichkeit bis zu gewissem Grade vor Angriffen durch Insektenfresser geschützt sind; aber der Grund für die Uebereinstimmung, soweit dieselbe keine zufällige ist, dürfte doch wohl eher in der Gleichartigkeit der Lebensbedingungen zu suchen sein.

Fragen wir nun, wie alle die genannten merkwürdigen Erscheinungen zu erklären sind, dann müssen wir die Meinung sofort verwerfen, die sich dem Laien bei dem nicht sehr glücklich gewählten Ausdrucke „Nachahmung" beinahe aufdrängt, die Meinung, als ob man es hier mit willkürlichen Handlungen der Thiere zu thun hätte. Das ist nicht der Fall. Vielmehr sind alle diese wunderbaren Schutzeinrichtungen als Anpassungen aufzufassen, welche die Thiere im Laufe unermeßlicher Zeiträume im Kampf ums Dasein mit Hilfe der natürlichen Zuchtwahl allmählich erworben haben. Kleine Abänderungen, die für die Existenz des Thieres günstig waren, wurden erhalten und summirten sich durch zahllose Generationen hindurch zur jetzigen Vollkommenheit. Inwieweit nun die vorhandenen Einrichtungen von ihren Trägern mit Willkür und Ueberlegung benutzt werden, darüber ein bestimmtes Urtheil abzugeben, wäre bei unserer leider noch so geringen Kenntniß des geistigen Lebens der Thiere verfrüht. Immerhin können wir als höchst wahrscheinlich annehmen, daß auch hier die durch die natürliche Selektion geschaffene und durch immerwährende Vererbung gefestigte unbewußte Gewohnheit zumal bei den niederen Thieren eine außerordentlich wichtige Rolle spielt.

Lokalbericht.

Briefkasten.

Die Rechtsfragen beantwortet der Rechtsanwalt Jens L. Christensen, 502 Fort Dearborn Gebäude, Chicago.

Alter Leser. — Boardschulden, wenn sie nicht schriftlich anerkannt worden sind, verjähren in fünf Jahren, andernfalls in zehn Jahren.

P. K. — 1) Die Erben in der Rheinpfalz verlieren ihre Rechte nicht dadurch, daß die in Amerika lebenden Erben auf die ihrigen verzichten. — 2) Manche Gerichte in Deutschland erkennen eine von einem hiesigen Notar beglaubigte Vollmacht an; in der Regel wird aber verlangt, daß das deutsche Konsulat (im 8. Stock des Schiller-Gebäudes) eine Bescheinigung hinzufügt, daß der betreffende Notar auch wirklich Notar ist. — 3) Gewiß können Sie hier in Chicago eine Vollmacht ausstellen, welche anderweitig von anderen Erben unterzeichnet und daraufhin beglaubigt werden kann. Nur muß die Beglaubigung jedes einzelnen Unterzeichners, und auch die Ihrige, dort stattfinden, wo der Betreffende wohnt.

C. K. — Die Schuld kann noch eingeklagt werden.

A. F. — Sie brauchen sich über diese Sache nicht weiter aufzuregen. Die Suppe wird nicht so heiß ausgegessen, wie sie gekocht wird. Gesetz ist es zwar, aber Niemand kümmert sich darum.

C. B. A. — Ob Sie Geld zurückbezahlen müssen, das Sie von einem Arbeiter vor mehr als sieben Jahren baar geborgt haben? Schämen Sie sich, Sie fauler Kunde! Und glauben Sie nur um's Himmelswillen nicht, daß die Abendpost sich einen Rechtsanwalt als Berather angestellt hat, um Leuten Ihrer Sorte dazu zu verhelfen, daß sie ihre Wohlthäter betrügen können. Aus dem Holz ist die Abendpost nicht geschnitzt.

John St. — Es thut uns leid, wenn Sie durch unsere Antwort in „große Schwulitäten" gerathen sollten — aber Ihre Freunde haben Recht: Das Vogelbauer ist „ebenso gut und richtig", wie Der Vogelkäfig.

Marktbericht.

Chicago, den 16. September 1899.

Getreide.

Weizen — September	$0.70½
Dezember	0.71¾
Mais — September	0.32½
Dezember	0.28¾
Hafer — September	0.21½
Dezember	0.21⅞

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — Oktober	$7.97½
Dezember	8.10
Schmalz — Oktober	5.30
Dezember	5.35
Januar	5.45
Rippen — Oktober	5.17½
Januar	4.95

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.06 —0.07
Pfirsiche, gedörrte	0.06 —0.08
Kirschen, entsteinte	0.10 —0.12
Aprikosen	0.12 —0.17
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.12
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, per Kiste	1.10 —
Zantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.11
Teragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05¾

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	$ 5.83
Staubzucker, 100 Pfund	5.52
Speisezucker, 100 Pfund	5.31
Würfelzucker, 100 Pfund	5.58
Konditors' A, 100 Pfund	5.20
„Off A", 100 Pfund	4.95
Thee — Young Hysen	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.25 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.12 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.11
Maracaibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05¾—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	$ 8.00
California Lachs	12.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.00
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.90 —1.10
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.90 —6.70
Stiere mittlerer Größe	5.40 —5.85
Stiere von 900—1000 Pfund	4.00 —5.00
Stiere von 1000—1300 Pfund	4.75 —5.30
Bullen	3.10 —4.60
Kühe und Färsen	3.85 —5.40
Färsen	4.80 —5.40
Kälber	4.50 —8.10
Texanische Stiere	3.70 —5.10
Schweine	3.95 —4.77½
Schafe	2.00 —4.65
Lämmer	3.85 —6.40

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 55,097 Rinder, 2,184 Kälber, 141,680 Schweine, 86,855 Schafe. Von hier verschickt wurden: 17,141 Rinder, 545 Kälber, 4,281 Schweine, 13,070 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries: Extras	$ 0.22
Erste Qualität	0.19 —0.21
Zweite Qualität	0.16 —0.17
Dairies: Extras	0.16 —0.17
Kochbutter	0.13
Käse—	
Twins	0.10¾—0.11½
Cheddars	0.11½—0.11½
Young Americans	0.11 —0.11½
Brick	0.10 —0.10½
Limburger	0.09 —0.09½
Schweizer	0.11 0.11½
Eier—	
Per Dutzend	0.15 —0.15½
Bohnen—	
Per Sack	1.08 —1.15
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.09 —0.09½
Enten, per Pfund	0.07½—0.08
Gänse, per Pfund	0.09 —0.12
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.08 —0.10
Hühner, per Pfund	0.09
Enten, per Pfund	0.07½—0.08
„Spring Chicken", per Pfund	0.10
Gänse, per Dutzend	4.00 —6.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	7.00—10.50
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.09½—0.10
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05 —0.05½
Büffelfisch	0.05
Forellen	0.16 —0.18
Frische Früchte—	
Aepfel, per Faß	1.00 —3.00
Orangen, Valencia, per Faß	4.00 —5.00
Bananen, per Bündel	0.75 —1.50
Kartoffeln, per Bushel	0.30 —0.33
Süßkartoffeln, per Faß	1.60 —2.85
Tomaten, per Bushel	0.25 —0.30
Zwiebeln, per 70 Pfund	0.40 —0.50
Gurken, per Faß	0.75 —1.25
Kohl, neuer, per Kiste	1.00 —1.25
Salat, per Kiste	0.20 —0.25
Grüne Bohnen, per 1½ Bushel	0.60 —0.90
Blumenkohl, per Dutzend	0.75 —1.00
Sellerie, per Kiste	0.40 —0.50
Korn, per Sack, 5 Dutzend	0.20 —0.25
Möhren, 100 Bündel	0.75
Endivien, per Dutzend Bündel	0.15

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Ashland Ave., 24 F. südl. von Dunning Str., 48 F. bis zur Alley, A. Newman an W. C. Heinemann, $2200.
Briar Pl., 200 F. östl. von State St., 37½×125, Lyman M. Drake an Lucy Roth u. A., $6000.
N. 43. Ave., 141 F. südl. von Armitage Ave., 50×125, und anderes Grundeigenthum, E. R. Adams u. A. durch M. in C. an J. D. Loomis, $3300.
Jowa Str., 96 F. östl. von Lincoln Str., 24×100, R. Kolle an A. Sifferle, $2200.
Irving Ave., 180 F. südl. von Kinzie Str., 60×124½, H. M. Morrell an Thomas H. Knowles, $3333.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Elmer B. Decke, Nellie E. Kenyon, 31, 24.
John W. Collins, Lydia Griffith, 23, 21.
Erick Larson, Bertha Peterson, 21, 19.
Vincent Piasecki, Nellie Soboczinska, 21, 18.
Paul Lizak, Eva Warezak, 24, 21.
Stefan Musial, Wiktarya Michalak, 26, 20.
Christen Jacobson, Jennie Nelson, 32, 22.
Franz Schneeberger, Caroline Holinger, 31, 22.
Charles Luebke, Katie Dreß, 21, 21.
Thomas Clohesey, Margaret Egan, 33, 26.
Gottfried Reblitz, Amanda Jorges, 31, 27.
Daniel Trary, Mary Maloney, 25, 30.
John P. Strandquist, Minnie Benson, 21, 18.
J. B. Chipman, Harriette Montgomery, 23, 22.
Fred Duchow, Mathilda Lang, 20, 16.
Will T. Jordan, Eva E. Smith, 21, 21.
John E. Sonin, Mary O'Connor, 24, 20.
William Fine, Lena Smith, 26, 21.
Clifford M. Niles, Mary E. Murray, 25, 25.
Andros Oskrarik, Mary Damin, 23, 20.
Joseph Lukar, Bessie Mansfield, 23, 21.
W. Emielenski, Tiofila Placzejewski, 30, 27.
Hermann Schlund, Annie Simpson, 23, 23.
Charles Krowitz, Emma Dunar, 23, 22.
James Tarvey, Hannah Besey, 26, 23.
John Nebjuß, Caroline Gerwig, 28, 21.
Arthur F. Bendley, Anna Havison, 28, 25.
Karel Jedlicka, Katerina Katinek, 22, 22.
John May, Anna F. Duggan, 23, 29.
Arthur Newson, Emily Krüger, 28, 20.
William Valland, Lizzie Lutolph, 25, 25.
Emil Schram, Paulina Wilkowska, 19, 25.
William H. Taylor, Hilma Linderholm, 24, 20.
Axel Backstrom, Ida Erickson, 29, 26.
Alexander Lapinski, Annie Schwichtenberg, 28, 20.
Josef Kaipuski, Zofie Ulaszek, 28, 20.
Fred Lais, Emma Groth, 19, 18.
Frank Jendraszk, Elizabeth Krohl, 26, 27.
John Kofl, Emma Hromadka, 26, 23.
Charles Reiley, Ida Planek, 24, 21.
John Wagner, Fannie Young, 34, 27.
Herbert Barry, Maud Stonebrecker, 29, 26.
James Carr, Annie Hughes, 20, 18.
Anton K. Westergard, Annie L. Nygard, 26, 25.
Arthur N. Trout, Lillian M. Brown, 23, 20.
Frank L. Smith, Annie L. Bendar, 40, 32.
Philipp A. Lucas, Anna M. Donahue, 22, 20.
Edward P. Ried, Mary Healy, 28, 30.
Charles F. Harloff, Ida Steinbock, 23, 19.
James Smith, Maudie Hale, 27, 18.
Robert G. Bohringer, Ida C. Christensen, 28, 29.
Theodore H. Eichendorf, Rosa Hubka, 21, 20.
Leopold J. Morris, Nora Burley, 36, 23.
Frank Takofsky, Rose Levin, 23, 19.
Robert P. Stevenson, Maud E. Band, 28, 22.
William Kruz, Mattie Elliot, 19, 24.
William Kruz, Hattie Elliot, 19, 24.
Felice Beretta, Mary Corsiglia, 31, 22.
Karl J. F. Lundberg, Hannah Ekdahl, 26, 26.
Vincent J. Hajek, Rosie Dodic, 25, 21.
Fred Müller, Jr., Rose Wieland, 26, 20.
Oscar Larson, Emilie Anderson, 25, 19.
William Mason, Martha Barrett, 32, 19.
Holmes Clanton, Allie B. Stingley, 35, 30.
Frank Spatos, Mary Sochor, 27, 27.
Frederick Koch, Bertha Daly, 42, 42.
John Langen, Kittie Strange, 29, 24.
Alexander Krauß, Martha Koenigsmann, 31, 24.
William J. Merray, Margaret Delaney, 27, 25.
Stephan S. Kendrovic, Fannie Podestad, 26, 24.
Theodore Bock, Jennie Hager, 23, 23.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Anderson, William, 11 J., 5614 Aberdeen Str.
Mock, Bernhard, 58 J., 329 30. Str.
Schroedter, L., 6 J., 2166 N. Marshfield Ave.
Botting, William, 17 J., 4419 Wright Str.
Temps, Abbie, 38 J., 214 Ewing Str.
Robinson, Catherine, 35 J., 5332 Carpenter Str.
Adrian, Clara, 6 J., 35 Tell Place.
Fischer, Fred, 55 J., 27 Lucie Str.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

Erste Evangelische Kirche, 1st. Backstein-Gebäude, 9835 Avenue J, $1900.
Ellen Maughtin, 2st. Backstein-Gebäude, 6533 Evanston Ave., $2500.

(Für die „Sonntagpost.“)

Unser Rechtswesen.

Von Jens L. Christensen, Rechtsanwalt.

X.

Bankerott machen.

Als der alte Müller Voß in Reuter's „Ut de Franzosentid“ zum Amtshauptmann kam, mit der schüchternen Erklärung: „Ick wull Sei man mellen, ick wull nu ok Pankerott spelen“, da erklärte ihm der alte Amtshauptmann, daß er angesichts seines Alters von fünfundsechszig Jahren dazu zu alt sei. „Pankerottmaken“, sagte er, „is en swer Geschäft, dor ward hei in Sinen Oller nich mihr mit farig. Wi sünd dor beid tau alt tau, dat möt wi jung'n Lüd' öwerlaten.“

Ich weiß, wie lange es zu Anfang dieses Jahrhunderts in den mecklenburgischen Landen dauerte, ein Bankerottverfahren durch die Gerichte hindurchzubringen, aber ich weiß, daß es hier, in Amerika unter dem Bankerottgesetz sehr schnell geschehen kann. Ich weiß freilich auch, daß unsere hiesigen Rechtsgelehrten, besonders wenn sie anständig bezahlt werden, in solchen Sachen etwas eifriger sind, wie der alte brave Amtshauptmann in Stevenhagen, der lieber tief in die eigene Tasche griff, als eine Bankerottmeldung entgegenzunehmen.

Unter dem neuen Bundesgesetz, das am 1. Juli 1898 in Kraft getreten ist, wird hier das „Pankerottspelen“ einem leicht gemacht. Alles was man dazu braucht, ist der gute Wille und etwa 75 Dollars. Die letzteren steckt man in die Tasche (den ersteren kann man nöthigenfalls zu Hause lassen), und begiebt sich zu einem Rechtsanwalt, der vom Bankerottverfahren etwas versteht.

Dieser wird dann zunächst ein Verzeichniß der Schulden und der Habseligkeiten des Betreffenden anfertigen und dasselbe nebst der Summe von dreißig Dollars und einem Gesuch um Bankerotterklärung, dem Distrikt-Gericht der Vereinigten Staaten einreichen. Dieses verweist dann die Sache an einen „Referee“ — eine Art Hilfsrichter — der Zeugen vorladen und vernehmen, Dividenden erklären und dem Gericht irgendwelche Empfehlungen machen kann. Zu gleicher Zeit hat der „Referee“ durch eine Zeitung und durch die Post alle Gläubiger des betreffenden Schuldners einzuladen, sich zu einer festgesetzten Zeit zu einer Gläubiger-Versammlung einzufinden. In dieser Zusammenkunft können Einwendungen gegen den Bankerott gemacht werden, woraufhin der „Referee“, wenn er dieselben für begründet erachtet, das Gesuch des Schuldners abweisen kann. — Außerdem kann er Urtheile oder Ueberschreibungen von Grundeigenthum oder beweglichem Eigenthum, welche der Schuldner während der letzten vier Monate vor der Bankerottserklärung gegen sich hat eintragen lassen, um seine Frau, seine Schwiegermutter oder andere wirkliche oder angebliche Gläubiger zu bevorzugen, für ungiltig erklären und das in dieser Weise übertragene Vermögen der Masse zuführen.

Die Gläubiger haben das Recht, in der oben erwähnten Versammlung einen „Trustee“ — eine Art Massenverwalter — zu ernennen — vorausgesetzt, daß irgend eine Masse zu verwalten ist. Derselbe hat den Anordnungen des Gerichts in jeder Beziehung Folge zu leisten und seine Machtbefugniß ist daher eine sehr beschränkte. Sobald der „Referee“ seinen Bericht an das Gericht fertiggestellt hat, aus welchem natürlich hervorgehen muß, daß alles Eigenthum des Schuldners, soweit es nicht als exekutionsfrei von ihm beansprucht worden ist, unter die Gläubiger zur Vertheilung gekommen ist, wird das Gericht den Bankerotteur auf Antrag seines Rechtsanwalts von allen seinen Schulden und Verbindlichkeiten entlasten. Dieses jedoch nur unter der Voraussetzung — und das sollte sich ein Schuldner sehr genau merken —, daß er in dem Verzeichniß seiner Gläubiger seine Gläubiger und die Summen, die er ihnen schuldet, vollständig angegeben hat. Irgend ein Gläubiger, welcher nicht in der Liste enthalten gewesen ist, kann auch nach der Bankerotterklärung seine Ansprüche geltend machen. Aus diesem Grunde sollte auf die Zusammenstellung des Verzeichnisses der Gläubiger die größte Sorgfalt verwendet werden.

Diese ganze Prozedur dauert in gewöhnlichen Fällen etwa sechs Wochen, sodaß hier Niemand zu alt ist, um noch Bankerott zu machen. Ein neuer Beweis dafür, daß Amerika dem gesegneten Lande Mecklenburg „in die Fixigkeit über“ ist — um wieder mit Fritz Reuter zu reden. Es würde mich indessen nicht sehr wundern, wenn es sich bei genauerer Untersuchung der Sachlage herausstellen sollte, daß die Mecklenburger dafür uns wieder „in die Richtigkeit über“ sind, wie der Karl Hawermann dem Onkel Bräsig.

Es soll nämlich hier, wie allerdings auch anderwärts, dann und wann einmal vorkommen, daß Jemand einen betrügerischen Bankerott macht. Natürlich kann er das nur dadurch fertigbringen, daß er einen oder mehrere Meineide schwört. Aber da der „fahrlässige Meineid“ hier nicht bestraft wird, und da ferner kein Geschäftsmann verpflichtet ist, Bücher zu führen, so geht die Sache in der Regel ziemlich glatt durch. Gesetzlich hat allerdings ein Gläubiger irgend eines Bankerotteurs zwölf Monate Zeit, um den Nachweis zu liefern, daß die Entlastung durch betrügerische Mittel erzielt worden ist; aber es kommt selten vor und wird auch in Zukunft selten vorkommen, daß Jemand von diesem Rechtsmittel Gebrauch macht. Unsere Gesetze sind in dieser Beziehung leider zu lax, während zu gleicher Zeit unsere Rechtsprechung zu kostspielig ist.

Das Obige bezieht sich in erster Linie auf den Fall eines freiwilligen Bankerotts. Es gibt aber auch einen unfreiwilligen, wenngleich derselbe weniger häufig vorkommt. Ein Gläubiger kann nämlich unter gewissen Voraussetzungen einen Schuldner bankerott erklären lassen, wenn dessen sämmtliche Schulden eintausend Dollars oder mehr betragen, und wenn es sich nicht um einen Lohnarbeiter, einen Farmer oder eine inkorporirte Bank handelt. Diese Drei können nicht zwangsweise bankerott erklärt werden, ebensowenig wie eine Korporation irgend welcher Art einen freiwilligen Bankerott anmelden kann.

Im Falle der zwangsweisen Bankerottserklärung reicht natürlich der Gläubiger das Gesuch gegen den Schuldner ein, und dieser hat dann die Pflicht, ein Verzeichniß seiner Schulden und seines Vermögens, wie oben angegeben, einzureichen, oder bis zu der Zeit, da über die Berechtigung des Gesuches eine gerichtliche Entscheidung erlangt werden kann, Bürgschaft zu stellen. Im Uebrigen ist das Verfahren mit den durch die Natur der Sache bedingten geringen Abweichungen dasselbe, wie im Falle des freiwilligen Bankerotts.

Nach unserem Gesetz kann Jemand so oft Bankerott machen, wie er nur will. Sobald der erste im Gericht erledigt ist, kann er weiter Schulden machen, und, sobald es sich bezahlt, die alte Geschichte von Neuem durchmachen. Wir leben halt im Zeitalter der Elektrizität!

Der Jäger David.

Eine Gestalt aus dem Alpenvolke. Von Peter Rosegger.

Wir sitzen im freundlichen Gemach und lesen die Geschichte zur Kurzweil. Ihnen kommt die Sache gar nicht kurzweilig vor, dort oben auf dem Berghang. Es ist im heißen Brachmonat, und von oben herab schaut die Sonne zu und von der Seite her der Großknecht; da heißt es wacker Hand anlegen, und zu der Hitze, die schon da ist, machen sie noch eine größere. Mitten im Feuer arbeiten sie herum, und ein Fremder, der unten des Weges zieht, schlägt hell die Hände zusammen, ob des schauderhaften Waldbrandes, der da oben wüthet.

Gottlob, es ist kein Waldbrand. Vor Monaten noch war der Berghang mit Weidengestrüppe und Haselgesträuche so dicht bewachsen, daß kein Rind und kein Schaf konnte wandeln, daß nur der Fuchs und das Wiesel und der Marder und manch' ander Raubthier darin konnte hausen. Das war kein Wald und kein Feld und keine Weide, das war ein unwirthsamer Boden, für den aber doch Steuer gezahlt werden mußte jegliches Jahr.

Da hat nun der Landmann das Gesträuche niederhauen lassen der Reihe nach; die schönsten Haselnußbäume sind gefallen, die prächtigsten Weißbirken wurden gestürzt; nur die hohen Lärchenstämme, schon älter, denn der älteste Mann im Thale, und doch immer noch grün, nur diese haben das Vorrecht und blieben stehen, als Alles, Stamm um Stamm, Zweig um Zweig, ringsum fiel. Und nun kam die Sonne und welkte und dörrte das umgehauene Gesträuche, und als die Blätter roth und abgefallen waren, da kam des Bauers Gesinde mit dem Feuer. Die junge Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, die schon manches Grünfrische hat entzündet, derentwillen alle junge Herzen der Gegend brannten, die männlichen aus Lieb', die weiblichen aus Haß und Neid; derentwillen ein alter Mann sich verzehrte in stiller Sehnsucht, die der Leute Meinung nach nicht mehr Liebe, auch nicht Freundschaft heißen konnte, für die alle Sprachen der Welt keinen Namen haben sollten. — Die junge Zilli hat nun das Feuer gelegt an das sich weithinbreitende Gesträuche, und die Flammen züngelten auf und mehrten sich und hüpften von Strupp zu Strupp, und den ganzen Hang hinan leckte die Feuerlohe, und die hohen hellgrünen Kegel der Lärchen ragten über dem unsteten Meer der Flammen und des Rauches.

Weithin ist das Feuer sichtbar, und man weiß es schon allerorts, das ist ein „Brandbrennen“, wie es in der Gegend gebräuchlich, um das nutzlose Gesträuche zu vertilgen, dadurch die Baum- und Graswurzeln des Grundes zu tödten, auf diese Weise den Boden mit Asche zu düngen und so ein fruchtbares Kornfeld daraus zu bereiten.

Die jungen Mannsleute in der Gegend gucken aber doch auf den Brand hin, als auf etwas Besonderes. Sie wissen es eben, dort arbeitet die Zilli mit dem Feuerhaken. Das ist eine liebe, eine herzliche Maid, aber ausgelacht hat sie noch einen Jeden, der ihr das gesagt hat. Sie mag keinen von den jungen Burschen — gar keinen — sie sind alle so gottssträflich schlimm. Sie hat vor ihnen an Werktagen keine Ruhe, da zupfen sie ihr allweg die losen Fäden aus der Joppe; sie hat auf dem Kirchweg keine Ruhe, da schwätzen sie ihr fortan unsinnig Zeug vor und rauchen ihr unter die Nase; sie hat im Kirchenstuhl keine Ruhe, da gaffen sie Alle an, just, als wär' sie der Hochaltar; und das schiert sie, die Zilli, das bringt sie letztlich selber aus der Andacht. Und endlich, was schon gar das Allerärgste ist, die Zilli hat auch in den lieben Nächten, die für einen armen Dienstboten doch nur einzig und allein zum Ausrasten da sind — sie hat auch in den Nächten keine Ruhe. Vor dem Hause bleiben sie stehen und singen oder pfeifen, an ihr Fensterlein klopfen sie mit dem Fingerknöchel. „Was sie nur fortweg wollen von mir“, meint Zilli, „ich bin ja doch gar nicht unterhaltsam. Mein Gott, es ist ein rechtes Unglück, wenn man ein bissel sauber ist“.

Da ist in der Gegend ein alter Jägersmann, der nicht mehr trifft, der schon die Pension und eine große Glatze hat, aber wohl den grünen Federhut darüber und stets die Büchse am Rücken. Der Mann war ein seltsamer Jäger, er hatte sein Lebtag kein Mädel leiden mögen. — „Die Weibsleut' wollen, man sollt' fortan daheim bleiben in der Höhlen. Da sollt einer sitzen am Rocken und mit ihnen schwätzen, und von der Pürsch verstehen sie gar nichts. Kommt man mal spät heim, so flennen sie und machen das Pulver naß. Und früh morgens verschläft man die Hahnenbalz, — nein, ein Weib ist nichts für den Jäger, gescheiter: Speck und Branntwein“. — So hat's der Jäger David gesagt und gehalten. Und siehe, wie er nun alt wird, da — es ist sonderbar zu erzählen und schwer zu glauben — da sieht er die Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, und die junge Maid, die heute das Gestrüppe des Hanges hat in den Brand gesteckt, wirft, ohne daß sie es ahnt, Feuer in sein Pulverhorn. Seiner Tag hat er einen guten Appetit und einen guten gesunden Schlaf gehabt, jetzund aber ist's vorbei. 's ist ein Fiebern und Herzklopfen in ihm; aber zum Bader mag er nicht gehen, eher geht er zur Dienstmagd Zilli, daß sie ihm den Zustand abbete. Die Zilli kann ihn leiden; als er sie noch auf den Armen getragen, hat sie ihm schon den grauen Schnurrbart gezupft. — „Jesus, ich kann mich nimmer bewahren!“ hat der Jäger einmal gerufen, „Zilli, Du bist vierzig Jahr zu spät auf die Welt gekommen“.

„Allzufrüh bin ich da“, antwortete das Mädchen, „so ein Findelkind wie ich, sollt' erst am jüngsten Tag anrücken. Ich steh' da, wie ein Zaunpfahl an der Straßen; Jeder meint, er kann mich zum Stecken nehmen“.

Seitdem hat der Jäger schon gar keinen inneren Frieden mehr. Ein einzigmal seiner Tage hatte er im Frühjahr aus Unvorsichtigkeit eine Rehgeis geschossen, aber damals war er trotzdem nicht in der Verzweiflung, in welcher er sich jetzt befand. „Letztlich hab' ich das Malheur und bin durch und durch in sie verbrennt. Was doch Alles über Einen kommen kann noch in den alten Tagen!“

Jahr und Tag hielt er's aus; Pulver nahm er löffelweis ein; das sollte kühlen. — Aber es wurde nimmer besser. Die jungen Burschen machten sich mittlerweile an Zilli, sauber gewachsene Leute; aber sie hielt's mit Keinem. „Vorwitzig Liebschaft treiben, das mag ich nicht“, war ihr Wort, „kommt dabei nichts Redliches heraus“.

„Ja, hättest unter den hübschen Mädchen just Du allein kein Herz?“ hatte ihr einmal der Krämerssohn, der Student, gesagt.

„Herz?“ antwortete das Mädchen lachend, „freilich nicht, und darum red' ich von der Leber weg“.

Mit dem Urlauber Hans machte sie es besonders wacker. Der fand sich eines Sonntags Nachmittags in ihrer Kammer ein, als sie nähte, setzte sich an ihre Seite, fing zu schwätzen an, fädelte ihr die Nadeln ein und wollte ihr schließlich durchaus einen Kuß geben. Da erwischte das Mädchen in der Nothwehr die Scheere und mit einem kecken Schnitt war sein ganzer Schnurrbart weg, auf der linken Seite. Brummend mußte der Hans nun auch den Rest des verstümmelten Bärtchens entfernen, und als er gleich darauf zum Einrücken kam, erhielt er wegen „formwidriger Adjustirung“ achtundvierzig Stunden Arrest.

Das beiläufig war die Vergangenheit des Mädchens, welches heute mitten in Rauch und Flammen stand und das Feuer schürte und nährte. Der Schweiß rann ihr von der Stirn, mancher Funke flog ihr in's Gesicht; sie achtete ihn nicht, der Durst brannte empfindlicher. Es war aber kein Wasser weit und breit, und bis zur Vespermilch waren noch viele Stunden.

Plötzlich drang ein Winseln aus dem rauchenden Strauchwerk; ein Kaninchen war in einem Verstecke überrascht worden, und wußte nun keinen Ausweg aus dem Verderben.

„Du armes Närrchen!“ rief die Zilli, „glaub' es nicht, daß Du das Fegefeuer hättest verdient. Hast etwan doch einmal Dein Männlein gebissen? thust es nimmer, so soll's Dir vergessen sein und ich will Dich in Gnaden erlösen“. Sie fing das Thierchen hervor und trug es aus dem Brandfelde bis zum Wald hinan. Der Großknecht sah's und polterte über die Dirn, die Narretheiten treibe, statt auf ihre Arbeit zu sehen. Aber der Jäger David sah's auch; er lugte vom Walde herüber; und endlich kam er mit einem Hut voll frischen Wassers, das er weit in der Brombeerschlucht geholt hatte, zu den Arbeitern heran und fragte die Zilli, ob sie etwan trinken wolle. „Will ihr's reichen“, sagte der Großknecht, und der Jäger übergab ihm den Hut, daß er diesem durch das Gestrüppe dem Mädchen hinüberlange. Aber anstatt das zu thun, setzte der Großknecht den Hut an seinen eigenen Mund und trank ihn aus bis auf den letzten Tropfen und sagte: „Vergelt's Gott, Jäger!“

Die Zilli arbeitete weiter, sie sah nicht auf, sie mußte Rauch schlucken in ihre durstige Kehle. Und als endlich der Tag zu Neige ging und das Brandfeld schier zu Rande gelodert hatte, daß sich nur mehr ein kohlschwarzer Fleck breitete über den Berghang, da gingen die Arbeiter davon. Nur der Zilli, dem Findelkinde, das zum Beschwerlichen überall vorangeschoben und zum Erquicklichen stets hinterdrein gezogen wurde, gab der Großknecht noch den Befehl, den Rest des Feuers auseinander zu hacken und zu zerstören, damit es in der Nacht nicht weitergreifen könne gegen den Wald hin.

Und als nun Zilli diese Arbeit gewissenhaft vollbracht und den letzten Funken, der schon im Abenddunkel leuchtete, mit einem Fußtritt getödtet hatte, trat plötzlich der alte Jäger aus dem Walde.

„Bin ein friedsamer Mensch“, sagte er, „aber euren Großknecht, den hätt' ich heut' mögen zu Boden tauchen.... Dir Dein bluteigen Trinkwasser vor dem Mund wegzuschnappen! Ein Wildschütz ist nicht so schlecht, bei meiner Seel'!“

„Er ist halt durstig gewesen“, entgegnete das Mädchen, „und der Herrgott läßt das Wasser für Alle rinnen“.

„Aber nicht hertragen!“ fuhr der Alte drein, „Dir ist's vermeint gewesen und Dich mag ich nicht durstig sehen. Schau mich an, wie ich da steh', hast Du mich zum Narren gemacht. Sechzig Jahr ist keine Kleinigkeit mehr, aber alt, nein, alt bin ich nicht. Gleichwohl ist's eine Sünd', daß ich denk, 's laufen Dir so viele junge Leut' herum. Auch ältere, wie ich bin, können noch Narren werden; ich bin frisch, kernfrisch, mein Lebtag' hab' ich kein Mädel angeschaut, denn Jäger dürfen keine Weibsleute haben — heißt das.... Du schaust mich groß an und Du lachst mich brav aus. Und recht hast, ich bin schon gar verrückt. Mädel, 's ist toll, wie ich Dich gern hab'!“

Wild herausgestoßen hatte er die Worte; Zilli schwieg, sie sah zu Boden, schleifte mit dem Fuß, als müsse sie noch einen Funken zertreten.

„Auch ich bin Ihm nicht feind, Jäger — gar nicht“, lispelte sie.

„Hab's ja gewußt!“ schrie der alte Waidmann, „und das ist die Noth und das ist die Pein, und sie werden mich noch in den Narrenthurm stecken!“

„Wesweg?“ fragte Zilli und blickte mit ihren großen schwarzen Augen auf, „ist es denn gar so närrisch, wenn mich Einer gern hat?“

„Das ist gescheit; aber wenn mich Eine gern hätt', das wär' eine Narrheit!“ rief der David.

„Ich seh's jetzt schon“, versetzte das Mädchen halblaut, „gern haben wir uns allzwei — was meint der Jäger, wenn wir thäten zusammenheirathen?“

Hat er das Mädchen genommen und zu seiner Brust empor gerissen — mit starken Armen, mit junger Kraft.

Geheirathet ist worden, der Mann hat sich wieder anstellen lassen als Jäger, hat Kernschüsse gethan wie voreinst in seinen Dreißigerjahren. Und die Zilli ist ein prächtig Weibchen und eine vortreffliche Hausfrau; und übers Jahr, da auf dem Brandfeld des Berghanges unter den grünen Lärchen das Korn die reifen, schweren Aehren wiegt — was geschieht? kommen zwei muntere Weiber vom Jägerhaus herab, tragen ein Büblein zur Taufe.

Radfahrer als Feuerwehrmelder.

In dem englischen Städtchen Finchley gibt es noch kein Telephon. Die Stadtfeuerwehr funktionirt infolge dessen nicht mit idealer Geschwindigkeit. Nun hat der Magistrat des Ortes beschlossen, sämmtliche Radfahrer von Finchley — es gibt deren eine ganze Anzahl — in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt zu stellen. Das Haus eines jeden Radfahrers wird mit einer Alarmglocke und einer farbigen Laterne, auf der ersichtlich sein soll, ob der Radfahrer daheim ist, versehen werden. Ist der Radfahrer zu Hause, so hat er sich sofort, nachdem das Alarmsignal gegeben wurde, auf seinem Rad zur Feuerwehrstation zu begeben und sie zu benachrichtigen. Dafür erhält er eine bestimmte Gebühr. Ob sich dieses theoretisch sehr schön gedachte Hilfsmittel auch praktisch bewähren wird, bleibt noch abzuwarten.

Sonntagpost

Chicago, Sonntag, den 17. September 1899.

Für die „Sonntagpost."

Festgehalten!

(Novellette von Albert Weiße.)

Wenn der Adler stolz der Sonne zufliegt, stehen die Menschen bewundernd und preisen ihn als den König der Lüfte; wenn aber die arme Gans, der die Natur gerade wie dem Adler ein Paar Flügel und den Trieb, sich in die Lüfte zu erheben, gegeben, vergeblich und ungeschickt Versuche anstellt, aufzufliegen, dann rufen sie: O, du dumme Gans! Den Thronsessel der Ballkönigin umlagern die Bewunderer in Schwärmen, aber das arme Mauerblümchen sitzt einsam und verlassen in seiner Ecke — nur die lieben Mitschwestern stoßen sich schadenfroh an und flüstern: „Sie hat kein einziges Mal getanzt; was will die auf einem Balle? — Die alte Jungfer!"

Alte Jungfer! Nur zwei Worte, aber o welche Unmasse von Leid, Enttäuschung und Seelenschmerz bedeuten sie für die so Bezeichnete. Der noch kaum zum Mitspielen in der Ehelotterie berechtigte Backfisch rümpft höhnisch das Näschen; die glücklich mit einem Treffer herausgekommene junge Frau sieht hochmüthig auf sie herab, und die wieder konkurrenzfähig gewordene Wittwe erkennt sie zwar als eine Rivalin an, aber nur als eine solche, die sich durch den Mitbewerb lächerlich machen und die nicht gefährlich werden kann. Und die Männerwelt ist nicht um ein Haar besser! — Der junge Mann in den Lümmeljahren erster Auflage versucht sich an ihr als would-be Humorist mit billigen Alten Jungfernwitzen, der Ehemann ignorirt sie vollständig. Der alte Junggeselle fürchtet und meidet sie, wie Gift. Mahnt sie ihn doch daran, daß er an der Existenz wenigstens eines dieser unglücklichen Geschöpfe die Schuld trägt — in jedem Blicke vermeint er die Frage zu lesen: Willst du deinen Fehler nicht gut machen?

Und was hat dieses arme, verachtete Geschöpf eigentlich verbrochen? Nichts, gar nichts. — In dem großen allgemeinen Wettrennen nach dem Eheziele sind ihr die Anderen vorgekommen, sie ist weit, weit zurückgeblieben. Ist es ein Wunder, wenn sie jetzt noch im letzten Augenblicke sich mit Aufbietung aller ihrer Kräfte zu einem kühnen Anlauf anschickt. Aber die spottlustige Welt schaut zu und lacht: „Seht einmal die alte Schachtel, die will mit Gewalt heirathen." —

Miß Nellie Baumann feierte heute ihren 37. Geburtstag. Sie feierte ihn aber ganz allein, selbst ihre allerbeste Freundin hatte sie nicht eingeladen. Sie fürchtete die so naheliegende und doch so schmerzliche Frage: „Den wievielten Geburtstag feiern Sie denn eigentlich, liebe Nellie?" — Für eine unverheirathete Dame in den höheren Semestern ist der Geburtstag ein „kritischer" Tag; er ist ein Meilenstein auf der Chaussee des Unglücks. Bei seiner jedesmaligen Wiederkehr ist eine „Chance" mehr in der Ehelotterie verloren!

Sie war allein hinausgewandert nach dem Lincoln Park, um hier auf diesem herrlichen Stückchen Erde, auf dem Natur und Kunst im edlen Wettstreit sich gegenseitig zu übertreffen suchen, ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können. — Auf eine Bank an der Lagune ließ sie sich nieder. — War denn Alles vergeblich? War sie denn gar so alt und häßlich schon, daß sie Niemand mehr lieben konnte? — Und war es denn ihre Schuld, daß sie erst jetzt an's Heirathen dachte? — Ihre Eltern, reiche Farmersleute, aus Jowa, hatten, als sie noch ein junges Mädchen war, ihre Farm verkauft und waren nach Chicago gezogen, wo sie von ihren Renten in den günstigsten Verhältnissen hätten leben können. Aber die an ländliche Abgeschiedenheit gewöhnten alten Leute fühlten sich in dem Tumulte des großstädtischen Lebens nie heimisch, und nachdem sich die beiden älteren Schwestern nach auswärts verheirathet hatten, mußte Nellie ihnen versprechen, bis zu ihrem Tode bei ihnen auszuhalten und sie nicht zu verlassen.

Nellie hatte ihre Kindespflicht auf's Treuste erfüllt. Vor zwei Jahren waren Beide fast gleichzeitig gestorben. Den weitaus größten Antheil ihres Vermögens hatten sie der treuen Tochter hinterlassen; aber kann Geld den Verlust der verkümmerten Jugendjahre aufwiegen? — Um nicht von ihrer Kindespflicht abtrünnig emacht zu werden, hatte die brave Tochter den Umgang mit allen jungen Männern auf's Peinlichste gemieden! — Kein Wunder, daß, als sie nach Ablauf der Trauerzeit, sich noch unter die Heirathskandidatinnen zählend, Bälle, Konzerte, Vergnügungen aufsuchte, sie überall Anstoß erregte. Ihre ofen zu Tage tretende Absicht, einen Bräutigam zu finden, wurde von der jüngeren Konkurrenz in's Lächerliche gezogen und sie mußte den Wermuthsbecher der Zurücksetzung, der Lächerlichkeit und des Beiseitegeschobenwerdens bis zur Neige leeren. — Ein Landwehrmann zweiten Aufgebots kann eben mit dem frisch eingetretenen jungen Soldaten an Ausdauer und Beweglichkeit nicht konkurriren.

Nellie ließ alle die Kränkungen, Enttäuschungen, fehlgeschlagenen Hoffnungen vor ihrem geistigen Auge Revue passiren. War denn überhaupt der Sieg des schweren Kampfes würdig? — Würde sie überhaupt siegen? War nicht Alles umsonst? Ja, wer das sagen könnte! Niemand! Wie wäre es, wenn sie eine Wahrsagerin aufsuchen möchte? Sie glaubte zwar an keine Wahrsagerin, Gott bewahre! aber die Mrs. Enninger und die Miß Feitel, denen war das doch genau so eingetroffen, wie die weise Frau es vorhergesagt hatte! Man kann am Ende nicht wissen — ein Versuch schadet doch Nichts. —

Die edle Dame, die es versteht, aus Karten, Ei und Kaffeegrund die Zukunft zu ergründen, war bald gefunden. Sie hatte auf Nellie einen sehr glaubwürdigen Eindruck gemacht — was wir nämlich wünschen, glauben wir nur zu gern. — „Sie werden einen großen Herrn mit einem starken, schwarzen Schnurrbarte unter eigenthümlichen Verhältnissen kennen lernen. Den halten Sie unter allen Umständen fest — das ist Ihr Zukünftiger!"

Also doch! Na, festhalten wollte sie ihn schon! Aber ob er kommen wird? —

Sie fährt zurück nach dem Park! Die Blumen scheinen jetzt schöner erblüht zu sein, die Vögel singen lieblicher, das Jubeln der Kinder findet in ihrem Herzen ein freudiges Echo. Ja, er wird kommen! jubelt es in ihr! Er wird kommen! —

Und er kam schneller, als sie erwartet hatte.

Mitternacht war lange vorüber, aber noch immer floh der Schlaf die freudig Erregte, die in hoffnungsvoller Spannung den kommenden Dingen entgegensah. Endlich verfiel sie in einen kurzen Halbschlummer. Aber jäh fuhr sie daraus auf. Hörte sie nicht schlürrende Schritte auf dem Korridor? — Ja, jetzt tappte es an ihrer Schlafthüre herum! Alle Geschichten von unseren „berühmten" Mitbürgern, dem „Kurzen und dem Langen" fuhren ihm mit Schaudern durch den Sinn. Herrgott! Ein Einbrecher! Wenn er ihr nur das Leben ließ, denn sterben — jetzt sterben, da ein neuer Hoffnungsschimmer! — Er tappt bereits in dem Zimmer herum — sie schließt die Augen — es gibt einen furchtbaren Krach — wahrscheinlich hat er das Bureau erbrochen — jetzt zählt er — 10, 12, 14, 16, 18, 20 — (Ach ja, gestern hat sie 100 Dollars in 5-Dollarbills von der Bank geholt — er nimmt Alles) — „Schneider, Schwarz," ruft er (Mein Gott! also noch zwei Partner und diese elenden Kerle sind noch dazu Deutsche) „ich steche die Dame mit . . . ." weiter hörte sie nicht, die Sinne sind ihr vergangen — sie liegt bewußtlos in tiefer Ohnmacht da. — Eine kurze Weile Todtenstille im Zimmer. — Dann ein Ton — erst undeutlich, verworren, wie das Summen eines Bienen-Schwarmes, dann etwas stärker, wie das Geräusch eines in der Ferne dahinrollenden Trains — der Train kommt näher, die Maschine arbeitet stärker — plötzlich erzittert das Zimmer wie von dem Aufbrüllen eines verwundeten Löwen. Das ist das Finale — dann eine Sekunde Stille — und dacapo al fine vom Bienensummen an. — Beim sechsten oder siebenten Aufbrüllen des Löwen — es ist genug um Todte zu erwecken — fährt sie aus ihrer Ohnmacht auf — sie lebt noch! Aber, mein Gott! was ist das für ein Geräusch? Vorsichtig wagt sie es endlich, aufzuschauen — das elektrische Licht von der Straße erleuchtet das Zimmer tageshell — Heiliger Himmel — da liegt der Einbrecher auf dem Sopha — und schnarcht. Sie ist gerettet — denn auch vom Schneider und Schwarz ist Nichts zu sehen — wahrscheinlich haben sie sich allein mit dem Raube davongemacht und ihren Spießgesellen chloroformirt. Ihren „Mother Hubbard" anziehen, in die Slippers schlüpfen, zur Thüre hinaus, den Schlüssel umdrehen, das Alles ist das Werk eines Augenblicks. — Was nun? Soll sie das Haus alarmiren, die Polizei rufen? Gewiß, aber — aber — aber — da fällt ihr plötzlich etwas ein — die Schamröthe tritt ihr in's Gesicht — nein, das geht nicht — die Menschen sind so schlecht — der schlafende Einbrecher könnte mißdeutet werden — ihre Ehre, ihr guter Ruf geht ihr über Alles — nein; nein. — Sie darf keinen Alarm schlagen. Aber was sonst? — Wenn er nur nicht so fürchterlich laut schnarchte! Der alarmirt ja selbst damit das Haus. Das Schließen des „Transoms" hilft etwas. Dabei wirft sie einen Blick auf den Schrecklichen. — Für einen Einbrecher trägt der aber recht feine Kleider! Jetzt wendet er sich im Schlafe. Das elektrische Licht scheint voll in sein Gesicht — er hat einen großen, starken Schnurrbart — sie sieht genauer zu — Allmächtiger! Das ist ja Mr. Klein, der erste Violinist der Th' . . . . schen Kapelle, der bei ihrer Freundin Mrs. Enninger ihr gerade gegenüber wohnt, ein hochfeiner, älterer Herr, der sie bei ihren Besuchen bei seiner Wirthin öfter gesehen und stets in auffallender Weise mit Liebenswürdigkeiten überhäuft hatte. Im Augenblick ist ihr die ganze Situation klar. Der Herr hat sich im angekneipten Zustande im Hause geirrt, der Zimmerschlüssel hat zufällig gepaßt, mit lautem Krach hat er sich auf das Sopha geworfen, und dann in seiner aufgeregten Gemüthsverfassung — wahrscheinlich hatte er den Abend über Karten gespielt — vom Skatspiel — vom Schneider, Schwarz, von Stechen u. s. w. phantasirt. Der schlafende Einbrecher konnte ihrem Ruf gefährlich werden, der schlafende Bekannte mußte ihn vernichten. —

Sie rang in Verzweiflung die Hände. Was sollte daraus werden? Da schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf — es flimmerte ihr vor den Augen — das war ja — das stimmte ja ganz genau, wie die Wahrsagerin prophezeit hatte — ein großer Herr mit starkem, schwarzem Schnurrbart — sie würde ihn unter eigenthümlichen Umständen kennen lernen — „ja, gewiß die Umstände waren hier „sehr eigenthümlich" . . . Aber festhalten sollte sie ihn. Na, vorläufig hatte sie ihn ja fest genug, unter Schloß und Riegel, und kein Fürst hatte eine sichere Leibwache, als Er. — Auf Wachtposten vergehen die Stunden sehr langsam — endlich, endlich wird es Tag. Das Schnarchen hat aufgehört. Sie hört ihn sich erheben. Durch das Transom kann sie ihn beobachten. — Er steht am Fenster und schaut auf die Straße, offenbar um sich zu orientiren, dann auf ihre Blumen, die er sie hat täglich begießen sehen — er scheint sich langsam zurechtzufinden. Dann entdeckt er ihr lebensgroßes Bild an der Wand — seine Miene klärt sich auf — aber es ist nur ein Aufblitzen, dann stützt er sein Haupt in dei Handt und sinnt und sinnt. — Jetzt hält sie den richtigen Moment für gekommen.

„Guten Morgen, Mr. Klein, das ist doch reizend von Ihnen, daß sie so früh gekommen sind, um mich zu einem Spaziergang im Lincoln Park abzuholen. — In fünf Minuten bin ich fertig." Damit schiebt sie ihn in den Parlor. —

Das war Edelmuth, das war Seelengröße. Nur ein Engel von einem Weibe konnte so handeln — O, hätte er gewußt, daß die Erde einen solchen Schatz barg, er wäre nicht der alte Junggeselle . . . .

Aber konnte er seinen Fehler nicht gut machen? Mußte er nicht wenigstens versuchen, ihn gut zu machen? Durch seine Schuld konnte ihr Ruf Schaden nehmen! Ja, er wird um ihre Hand anhalten, ob sie ihn erhören wird? Nach genau fünf Minuten — auch Damen können zeitweise bisweilen schnell sich ankleiden — sind sie auf dem Wege nach dem Park.

* * *

Die Polizisten mit den hellen Anzügen und den weißen Handschuhen sind Experten in Liebesaffairen. — Kein Wunder, wie viel Liebschaften werden in den Parks begonnen, fortgesetzt und beendigt! — „Du, Billy," sagte der Eine zu seinem Partner, „sieh' mal das überglückliche Liebespärchen, auf der letzten Bank da am Busch. Gestern saß sie auf derselben Bank — aber allein — das ist schnell gegangen — well, es ist bei ihr auch hohe eZit, daß sie einen Mann kriegt . . . die alte Jungfer."

Ein Stierkampf in Boulogne.

In der französischen Küstenstadt Boulogne herrschte große Erregung. Schon vom frühen Morgen an sah man Männer in braunen und blauen Blousen in Gruppen umherstehen und heftig gestikulirend ihre Chancen für diesen oder jenen Platz im Zuschauerraum der neu errichteten Arena erwägen. Junge Mädchen aus dem Volke promenirten Arm in Arm durch die Straßen und priesen in überschwänglichen Worten Felix Robert, den ersten und einzigen Matador Frankreichs, der seine Lehrzeit in Spanien absolvirt hat und nun in dem auf vier Nachmittags angesetzten Stiergefecht sich vor den erwartungsvollen Boulognern produziren sollte. Die Geduld der des seltenen „Genusses" harrenden Leute wurde aber auf eine harte Probe gestellt. Gegen Mittag verkündeten zahllose, an allen Ecken und Enden der Stadt angeklebte gelbe Plakate, daß die Vorstellung erst um neun Uhr Abends bei elektrischer Beleuchtung stattfinden würde. Die Ursache dieser Verzögerung war der Umstand, daß die für den Kampf angekauften Stiere noch nicht in Boulogne angekommen waren. Als dann bald nach 8 Uhr die Schaulustigen zu dem „Plaza de Toros" strömten, um das noch unvollendete, mit keinem Dach versehene Zirkusgebäude bis zum letzten Platz zu füllen, fing es an zu regnen. Niemand aber rührte sich von dem einmal eroberten Sitz und selbst die holde Weiblichkeit, deren helle Sommerkleidung vom Ruin bedroht wurde, harrte aus, ohne auch nur den Mangel von Regenschirmen zu bedauern. Man war ja gekommen, um ein Schauspiel zu sehen, bei dem das Blut von gepeinigten Stieren und Pferden in Strömen fließen würde und bei dem möglicherweise auch Menschen verunglücken könnten — was kam da ein verdorbenes Kleid oder ein verregneter Hut überhaupt in Betracht. Die erste „Corrida" begann endlich um 10 Uhr und das Gefecht zwischen Menschen und Thieren hörte nicht eher auf, bis der entsetzlich zugerichtete Körper des letzten der sechs tapferen jungen Stiere todt aus der Arena geschafft worden war. Tosender Beifall von den Männern und ein wahrer Blumenregen aus zarten Frauenhänden belohnten den Helden der Arena und die Schaar der echt spanischen Banderilleros und Picadors.

— Etwas Neues. — Obmann (eines Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in den Alpen): Wie könnten wir nur unsere Berge belebter machen? — Ein Mitglied: Wie wär's, wenn wir einmal ein Preisabstürzen arrangiren würden?

Ein Weiberfeind.

Humoreske von K. E.

„Wenn Du Vernunft hättest, würdest Du Deinen Widerstand gegen die Werbung Müller's endlich aufgeben," sprach der Eisenbahndirektor, Geheimer Regierungsrath Bolram, beim Abendtische zu seiner Tochter Laura.

„Ach, laß' mich doch, Papa! Ich mag nun einmal diesen Ausbund aller Manestugenden nicht," erwiderte Laura entschieden. „Du weißt ja, ich lasse nicht um mich werben, wie ein Dutzendmädchen. Ich lasse mich überhaupt nicht heirathen; ich suche mir selbst meinen Mann und ich heirathe ihn. Ich glaube, die einzige Tochter des Eisebahnndirektors Bolram darf sich das erlauben!"

„Der alte Refrain!" rief Papa Bolram ärgerlich. „Ich verwünsche die Stunde, in der ich Dich, Deinem Wunsche nachgebend, aufs Gymnasium brachte. Du bist nun viel zu aufgeklärt, viel zu frei geworden. Deine Mutter muß sich im Grabe umdrehen; jetzt Vater- und Mutterstelle bei Dir excentrischem Mädchen vertreten ist eine zu starke Aufgabe für mich."

„Du hast nichts zu thun, Papa, als mir meinen Willen zu lassen. Warum willst Du nur auch immer statt mir wollen? Ich selbst will und will nicht."

„Meinetwegen! Wenn Du Deine beste Zeit versäumst, wird es nur Deine Schuld sein."

„Ich nehme sie auf mich, diese Schuld," antwortete Laura, indem sie ihr Köpfchen trotzig aufsetzte. Der Geheime Regierungsrath zuckte die Achseln und schwieg.

Ein schreckliches Mädchen, diese Laura, aber auch ein schönes! Ihr üppiges, dunkelbraunes Haar in zwei dichten Zöpfen um den Kopf geschlungen, gleich einer Krone, mit glühenden braunen Augen unter den schön geschwungenen Brauen, mit frischen Wangen, einem reizenden Mund und kirschrothen Lippen — so stand sie da in stattlicher, anmuthiger Gestalt, siegesgewiß, herausfordernd und nicht zu bändigen, nicht zu gewinnen. Sie spottete der Freier und ging keck und stolz ihre eigenen Wege.

* * *

In dem schattigen Garten „Zum rothen Hahn" saß zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags eine Gesellschaft von fünf Herren an einem Tische nahe an einem Heckenzaun. Es galt die Hitze des schwülen Sommertages mit kühlem Bier zu dämpfen. Schon nach dem ersten Glas erhob sich der Eine, um mit Berufung auf seine gestrenge Frau die Gesellschaft zu verlassen.

„Halt, Du bleibst da, Meyer!" rief ihm sein Sitznachbar kräftig zu. „Schämst Du Dich nicht, Dich immer und immer wieder als Pantoffelhelden zu verrathen?" Zugleich drückte des Sprechers starker Arm Herrn Meyer auf dessen Sitz nieder. Die allgemeine Heiterkeit, welche diese Szene begleitete, ermöglichte es, daß eine elegante junge Dame an einem nahen Tische ungesehen Platz nehmen und, von einem Strauche gedeckt, unbemerkt bleiben konnte.

„O ihr armen Männer alle! Keiner hat eine Freiheit, keiner ein Recht zu Hause." Die kräftige Stimme, die das höhnend rief, gehörte dem Eisenbahnsekretär Hugo Grimmer. Er war ein Junggeselle von sechsunddreißig Jahren und Allen, die mit ihm verkehrten, als unverbesserlicher Weiberfeind bekannt.

Jetzt war er durch Freund Meyer wieder einmal auf sein Lieblingsthema gebracht worden und es hagelte nur so Spott- und Stichelreden auf die Frauen. Er wußte, worunter seine Freunde von ihren Frauen zu leiden hatten und seine Beredsamkeit glich einem Wasserfall. „Ja, diese Weiber! Sie sind die Plage und das Verderben der Männer. Hinter jeder Dummheit oder Schlechtigkeit, die ein Mann begeht, steckt ein Weib. Alles Unheil kommt von den Weibern, sagt schon Juvenal. Dabei werden die Geschöpfe noch gehätschelt. Man läßt sie sich „emanzipiren", statt sie als Sklavinnen niederzuhalten. Darum geht alles verkehrt in der Welt. O, wenn ich zu sagen hätte, ich wollte den Weibern schon den Uebermuth austreiben!"

„Schade, daß Du nichts zu sagen hast!" bemerkte Freund Schmitt zustimmend und spitzig zugleich.

„Ja leider! Eitle Modepuppen sind die Weiber und geistlose Klatschbasen sind sie. Dabei sind sie zänkisch und bissig; und zumeist sind sie auch beschränkt und einfältig. Habe ich nicht recht?"

Alle stimmten zu, keiner widersprach.

„Und dieses Geschlecht regiert die Welt! Da haben wir's ja, warum es auf dem ganzen Planeten so verrückt zugeht," schloß Grimmer vorläufig seine Philippika.

„Ja, Du hast recht, Grimmer, hast recht auf der ganzen Linie; aber wie kommst Du Junggeselle nur zu so tiefgehenden Erfahrungen?"

Heiteres Lachen folgte dieser Frage der Rache Schmitts. Auch Grimmer lachte mit.

„Mich hat nur eine drangekriegt!"

„Aha!" fiel Freund Krüger ein, „die Dir den Korb mit Pfefferminze gegeben hat?!"

Neuer Ausbruch der Heiterkeit.

„Das war eben auch so eine, wie die andern alle. Mein Stand war ihr zu bescheiden, mein Einkommen zu gering, natürlich; da hat sie denn einen Schuhwichsfabrikanten vorgezogen, die eitle Tulpe von einer Kaufmannstochter. Virtus post nummos sagt Horaz — zuerst das Geld, dann die Tugend."

Die Freunde schmunzelten. „Da hättest Du Dich aber in einem „Salon der Zurückgewiesenen" ausstellen lassen sollen," stichelte Hofer.

„Ein blutiger Witz! Schon gut!" erwiderte Grimmer bitter lächelnd. „Ein gütiges Geschick hat mich vor einem lebenslänglichen Unglück bewahrt und jetzt falle ich keiner mehr 'rein und wenn eine auch alle Minen weiblicher Künste springen ließe — das schwöre ich, so wahr ich Hugo Grimmer heiße!"

„Na, na, verred's nur nicht so feierlich, lieber Freund!" neckte Meyer, „Du bist über das Schwabenalter noch nicht hinaus."

„Da kennst Du mich noch zu wenig. Ich habe für die Weiber, diese Ungeheuer, kein anderes Gefühl, als das der Verachtung . . ."

„Fügen wir vorsichtshalber hinzu: bis auf weiteres," fiel Krüger ein; „bis Du eine von der rosigen Seite kennen lernst."

„Das möchte ich sehen, ein Weib mit einer rosigen Seite, wie Du duftig sagst," spottete Grimmer. „Ich fürchte die drei F: Frauen, Flammen und Fluth. Nein, nimmermehr!" —

In diesem Augenblicke rauschte es hinter dem Strauche. Die junge Dame war aufgestanden und entfernte sich eiligen Schrittes. Die Gesellschaft wurde aufmerksam und man schwieg vor Ueberraschung und — Verlegenheit; aber die Blicke der Herren folgten unwillkürlich der eleganten Erscheinung. Man bewunderte ihren elastischen, schwebenden Gang, die schöne Gestalt, die prächtigen Haare, die geschmackvolle Kleidung und daß ihr Gesicht geröthet war, hatte man flüchtig auch bemerkt.

„Die wird sich etwas Schönes von Dir denken!" brach Freund Schmitt, Grimmer neckend, das Schweigen.

„Lächerlich!" entgegnete dieser. „Mir höchst gleichgiltig. Eben auch so ein Ungeheuer . . ."

Es nützte nichts, die Verlegenheit behielt die Oberhand, die „Stimmung" war dahin; denn ein Restchen von Galanterie war ihnen trotz allem geblieben. Man zahlte und ging mit der Abmachung, den nächsten Schoppen anderswo zu nehmen.

Als Grimmer sich von seinen Freunden verabschiedet hatte, trat ein Dienstmann an ihn heran und überreichte ihm einen zusammengefalteten Zettel. Darauf stand mit Bleistift geschrieben: „Wollen Sie sich morgen auf dem Postamte Nr. 3 einen dort lagernden Brief unter Ihrem Namen abholen!"

Grimmer schüttelte den Kopf. „Teufel! Wer will mich da narren?" All sein Grübeln darüber war vergebens; aber neugierig war er doch und so erhob er am folgenden Tage den angezeigten Brief. Er las und sein Gesicht wurde immer länger. Das Schreiben lautete: „Mein Herr! Sie haben gestern Nachmittag in Gesellschaft von vier verheiratheten Freunden ganz lästerlich über die Frauen losgezogen. Ich habe mich höchlich daran ergötzt. Ich will die Frauen gegen Ihre Vorwürfe nicht in Schutz nehmen; sie verkörpern eben den Gegensatz und den Widerspruch, bilden also den negativen Pol zu dem positiven der Männer. Daraus ergibt sich Ihr Recht und Unrecht. Nach Hegel hat alles, was besteht, seine Berechtigung. Die Frauen, wie sie heute sind, sind auch nur ein Produkt der Entwicklung. So, wie sie sind, sind sie durch die Verhältnisse geworden; sie zanken, weil sie nicht raufen können, sie klatschen, weil das die billigste Unterhaltung ist; und die Putzliebe, mein grundgescheiter Herr, ist Ihnen offenbar eine Sphinx geblieben. In Wirklichkeit sind es die Frauen, die das Leben interessant machen, die Bewegung und Abwechslung in dasselbe bringen, die es würzen. Putz und Mode sind für die Frauen beiläufig das, was für die Männer Uniformen und Kanonen sind; nur wird damit friedlich und unblutig gespielt, manöverirt und der Fortschritt in Gang erhalten. Modische Kleidung und Putz kosten Geld, allerdings, aber auch die Kanonen. Man schimpft darüber und — bezahlt beides. Ohne die Weiber wäre das Leben ohne Reiz für die Männer und auch Sie könnten nicht einmal Ihren Witz an ihnen üben. Doch eben deswegen, weil Sie den Weibern, diesen Ungeheuern, wie Sie sie mit einem Kosenamen eigener Prägung kräftig-zart bezeichnen, so gram sind, und als „Zurückgewiesener" interessiren Sie mich. Ich glaube, Sie werden mein Mann werden. Ich werde Ihnen alle Freiheit (Hausschlüssel inbegriffen) lassen; denn der Mann muß einen Ort und Gelegenheit haben, das Herbe und Derbe, das in ihm steckt, in gleicher Gesellschaft abzulagern. Er ist dann zu Hause genießbarer. Im übrigen wird es meine Aufgabe sein, Ihr Urtheil über die Frauen durch mein Verhalten zu mildern. Sie lieben klassische Zitate; ich könnte auch damit dienen, aber Sie würden Ihren Schimpfworten über die Weiber ein weiteres hinzufügen, daß sie Affen sind. Wer ich bin, werden Sie noch rechtzeitig genug erfahren. Einstweilen bin ich eine gute Fee, oder wie Sie sagen würden, eine Hexe, die Sie beglücken will. Ich stelle Sie vor der Wahl: entweder werden Sie mein Mann, oder Sie werden versauern und zeitlebens bei der Flasche über die Weiber schimpfen und zuletzt von Ihren Freunden selbst als Narr stigmatisirt und gemieden werden. Also: ein Weib oder die Flasche. Wählen Sie! Ihre Entscheidung belieben Sie mir mitzutheilen unter „Schwarze Rose," Postamt Nr. 3 lagernd. In drei Tagen wird Ihre Antwort abgeholt."

Grimmer lachte. „Das ist stark! Das ist unerhört!" rief er ein über das andere Mal. „Das muß die elegante Dame von gestern sein mit der schlanken Taille und dem schwebenden Schritt, keine andere. Na warte!" Seine Antwort war kurz: „Mein Fräulein! Ich hatte die Schwäche, den mir angezeigten Brief abzuholen. Sie schreiben recht interessant. Das macht Sie gefährlich. Aber ich will einem Frauenzimmer überhaupt nichts zu verdanken haben. Es ist mir daher ganz gleichgiltig, ob Sie eine Fee oder eine Hexe sind; mich bezaubern und behexen Sie nicht. Ich bin schon gefeit. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mir alle Freiheit in Aussicht stellen; ich glaube aber, daß ich sie mir am besten selber wahre. Timeo Danaos . . ! Jedes fernere Attentat auf meine Freiheit wäre fruchtlos, schöne Lauscherin hinterm Busch! Mit der „Flasche" hat es gleichwohl noch seine guten Wege; die ist auch nur für die unglücklichen Sklaven der Ehe. Ich bleibe nüchtern und — unbeweibt.

Im übrigen mit aller Achtung

Hugo Grimmer."

„Das ist ein Hartgesottener!" rief Laura, als sie diese Zeilen gelesen. „Den muß man anders packen und das braucht Zeit . . . ."

* * *

Lange Wochen waren vergangen, Grimmer hatte längst den Brief und die gute Fee vergessen; da fand er eines Tages auf seinem Bureautische ein Dekret, mit welchem er „in Anerkennung seiner ausgezeichneten Verwendbarkeit" zum Bureau-Chef ernannt wurde. Er war starr vor Erstaunen. Er war sich immer gleich geblieben, und jetzt auf einmal diese Anerkennung! Die neidischen Kollegen witterten Unrath, aber er schwur, daß er selbst nicht wisse, wie er dazu komme. Endlich, es blieb nichts anderes übrig, mußte er sich bei dem Geheimen Regierungsrath Direktor Bolram, mit dem er seit Jahren nicht in Berührung gekommen, vorstellen und bedanken. Bei dieser Gelegenheit hoffte er auch den Grund seiner plötzlichen Beförderung, durch die er ein „gemachter Mann" wurde, zu erfahren. Vergebens. Der Herr Direktor war sehr freundlich, sehr gütig, lobte immer wieder Grimmers Fähigkeit und Tüchtigkeit, die doch schon älteren Datums war, aber über die Ursache der unverhofften Ernennung war nichts herauszubringen; es konnte angeblich kein Würdigerer gefunden werden. Schließlich bemerkte der Herr Direktor, er sei gewohnt, jeden neu ernannten Amts-Vorsteher einmal bei sich zu Tische zu sehen; Herr Grimmer möge also die Güte haben, am nächsten Sonntag sein Gast zu sein. — „Aha!" dachte Grimmer, als er wieder draußen war, „er will mich kennen lernen, mir Winke und Instruktionen geben, der Herr Direktor . . . ."

* * *

In glücklichster Stimmung und mit gehobener Brust betrat Grimmer am Sonntag die Wohnung des Herrn Direktors. Er wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Der Herr Direktor und dessen Tochter Laura wetteiferten in Aufmerksamkeit und die Liebenswürdigkeit gewann einen förmlichen Schimmer von Herzlichkeit. Herr Grimmer war entzückt, ja es wurde ihm völlig warm unter der Weste. Jetzt kam ihm die Bedeutung seiner neuen Würde klar zum Bewußtsein: er war „gesellschaftsfähig" geworden. Aber auch der Weltmann in ihm erwachte. Nur konnte er noch immer nicht begreifen, wie gerade er zu der Anerkennung gekommen. Der Herr Direktor war ihm immer fremd gewesen, einflußreiche Freunde hatte er keine. Die Hauswirthin, d. h. die schöne Tochter des Herrn Direktors, war doch nur ein hausbackenes Frauenzimmer — Pardon — ein artiges Fräulein, korrigirte sich in Gedanken der Weltmann gewordene Herr Grimmer — das sich liebenswürdig gab, weil Papas Beispiel es so forderte. Laura kannte ihn doch so wenig, wie er sie. — Doch halt! Diese elastische Gestalt, diese herrlichen Zöpfe — hatte er die nicht doch schon wo gesehen? Oder neckte ihn eine zufällige Aehnlichkeit? Alle Wetter! — aber nein, es ist nicht möglich.

Die vortreffliche Mahlzeit wurde mit heiteren, sprühenden Reden köstlich gewürzt. Von dienstlichen Angelegenheiten kein Wort. Herrn Grimmer überkam ein Gefühl wohliger Behaglichkeit. Der duftige Wein wirkte mit — er löste auch die Zunge des Gastes. Leichte Witz- und Scherzworte flogen nur so herüber — hinüber. Herr Grimmer richtete einige feine Komplimente auch an Fräulein Lauras Adresse. Damit war er aber auf dem Punkte angelangt, wo man ihn haben wollte.

„Sie sind aber, wie ich gehört habe, ein schrecklicher Weiberfeind," scherzte der Direktor mit feinem Lächeln.

„O, nur ganz akademisch, Herr Direktor!" antwortete leicht betroffen abwehrend Herr Grimmer, der Weltmann, „Frauenschönheit und Frauentugend weiß ich sehr wohl zu schätzen."

„Ei, ei! Seit wann denn?" fragte nun Fräulein Laura schelmisch.

„Ich habe es immer so gehalten; meine Freunde haben mich nur verleumdet," erwiderte Herr Grimmer kühn.

„Das denke ich mir auch," bemerkte gütig der Herr Direktor.

„Ich glaube aber doch, der Hahn hat das erste Mal gekräht," versetzte Laura schalkhaft. „Der Wechsel Ihrer Gesinnung kann doch nur neuesten Datums sein."

Herrn Grimmer wurde heiß. „Sie thun mir unrecht, verehrtes Fräulein! Sie verkennen mich . . ."

„Hahaha!" lachte Laura, „der Hahn hat zum zweiten Male gekräht."

Der Herr Direktor lachte still in sich hinein, das Gesicht so weit als möglich zum Teller neigend.

„Welcher Hugo Grimmer ist nun der rechte," platzte Laura plötzlich heraus, „jener, welcher diesen Brief geschrieben hat, oder der, welcher als unser lieber Gast hier sitzt?" Dabei hielt sie Grimmer triumphirend seinen Brief vor die Augen.

Herr Grimmer verfärbte sich. Er war gefangen.

„Was heißt das? Sie kennen meine Tochter?" fragte der Direktor erstaunt. Und zu Laura gewendet: „Und Du kennst Herrn Grimmer?"

Dieser suchte indeß rasch seine Fassung wieder zu gewinnen. Der Bureauchef und Weltmann erschlug eiligst den trotzigen Subalternen . . .

„Nun?" drängte Laura, siegesfroh lachend.

„Nun ja," antwortete Grimmer, so ungezwungen als möglich lächelnd, „die Person ist wohl dieselbe; aber der echte Grimmer sitzt hier, angesichts des reizendsten, liebenswürdigsten Fräuleins." Dabei verneigte er sich verbindlich.

„O Sie Schelm!" ließ ihn Laura mit ihrem schönsten Lächeln an; „wenn das Ihr Ernst ist, dann reichen Sie mir die Hand!"

Grimmer erhob sich. Eine glückliche Mischung von Schalkhaftigkeit und Ernst belebte seine Züge. Der Herr Direktor blickte überrascht auf.

„Nicht so, verehrtes Fräulein," sprach Grimmer feierlich und freundlich zugleich, „nicht so; aber wenn Sie in so unwiderstehlicher Weise mich zur Kühnheit stacheln und — der Herr Papa nichts dagegen hat, dann bitte ich um Ihre Hand!"

„Mit Vergnügen, Herr Grimmer!" rief Laura herzhaft und stolz.

Grimmer ergriff die dargebotene Hand Lauras und küßte sie.

„Unter solchen Umständen," sprach der Direktor mit heiter wirkender Feierlichkeit, „bleibt mir nichts anderes übrig, als auch zuzustimmen."

„Hoffentlich werden Sie das Opfer Ihrer Freiheit nie bereuen," schäkerte Laura.

„Das lasse ich Ihre Sorge sein, verehrtes Fräulein," erwiderte Grimmer.

Stundenlang währte noch die launig-heitere Unterhaltung, bis Herr Grimmer sich mit den Worten, daß dies der schönste Tag seines Lebens gewesen sei, für heute verabschiedete. Er war gezähmt . . .

Grimmers Freunde spotteten freilich bitter; aber mit der vorausgesagten baldigen Ehescheidung war nichts.

Laura war und blieb die gute Fee Grimmers und der grimmige Weiberfeind war und blieb „bezaubert und behext."

Ein fürstliches Geschenk.

Ein wahrhaft fürstliches Geschenk hat die Herzogin Ravascherl der neapolitanischen „Heiligen Hütte der Unheilbaren" gestiftet, indem sie ihre schöne Villa Filangieri bei Pozzuoli als Sanatorium für Schwindsüchtige schenkte. In einem warmherzigen Briefe an Professor Cardarelli schildert sie die Vortheile, die das Landhaus für diesen Zweck besitzen dürfte. Es steht auf dem Hügel Madonnella, von wo es auf die blauen Wasser von Bajä herabsieht, umgeben von reicher und guter Vegetation und in unmittelbarer Nachbarschaft der Solfatara, die das Haus nicht nur vor nördlichen Winden schützt, sondern auch die Luft in mildem Grade mit schwefligen Dämpfen schwängert, die für Schwindsüchtige eine wohlthätige Wirkung besitzen. Im Innern könnte die Villa für ein Sanatorium gar nicht besser geeignet sein. Die Stadt Neapel brauchte in der That ein solches Geschenk recht nöthig, obgleich schon ziemlich viel im Kampfe gegen die Schwindsucht geschehen ist. Das dortige Komite zur Verhütung von Schwindsucht zählt 2000 Mitglieder und hat schon große Summen zur Errichtung von Heilstätten aufgebracht. Im Frühjahre nächsten Jahres soll ein Kongreß gegen die Tuberkulose abgehalten und in Verbindung damit eine reichlich ausgestattete Ausstellung für Hygiene und Gymnastik eröffnet werden, die bis in den Oktober hinein geöffnet bleiben soll. Nach einer Adresse, die der Senator de Renzi als Vorsitzender an das Komite gerichtet hat, hat die Schwindsucht in Italien innerhalb dreißig Jahren zwei Millionen Menschenleben und im letzten Jahre allein über 50,000 dahingerafft.

— Bedingt. — Tourist (begeistert): Ja, auf den Bergen wohnt die Freiheit! — Führer: Wann S' net verheirath san!

Der Prokurist.

Roman von **K. Orth.**

(4. Fortsetzung.)

Sie versuchte zu lächeln, aber was um ihre Lippen zuckte, glich vielmehr einem verhaltenen Weinen. „Weil ich mit diesen Leuten da drinnen lache und scherze, weil ich auf ihren leichtfertigen, oberflächlichen Ton eingehe und ihre faden Huldigungen dulde — darum mußte ich Ihrer Meinung nach nothwendig ein lebhaftes Wohlgefallen an alledem finden, nicht wahr? — Daß ich unsere Gäste unterhalte gleich einer bezahlten Tänzerin und daß ich ein Kleid wie dieses hier trage — Sie halten es jedenfalls für eine Folge meiner besonderen Neigungen und für einen Ausfluß meines freien Willens?“

„Und wie hätte es anders sein können, Senorita Isabella? Wer kann Sie zu solchen Dingen zwingen, wenn Ihr natürliches Empfinden sich dagegen auflehnen will?“

„Wer mich dazu zwingen kann? Ja, bin ich denn meine eigene Herrin? Lebe ich nicht im Hause meiner Eltern und habe ich nicht die Pflicht, ihnen gehorsam zu sein?“

„Auch Ihre Eltern dürfen nichts von Ihnen verlangen, was Ihnen in innerster Seele widerstrebt. Haben Sie sich denn niemals in diesem Sinne gegen Ihre Mutter ausgesprochen?“

„Wie wenig Sie doch noch immer die Menschen und die Verhältnisse unseres Landes kennen, Senor! Gewiß hat auch meine Mutter keine Freude an dem Gebrauch, den ich von meiner Persönlichkeit machen muß, und sie gehorcht nur einem unwiderstehlichen Zwange, wenn sie es trotzdem von mir verlangt. Aber hier führt jeder einzelne beständig einen heißen Kampf um seine Existenz und um seine Stellung in der Gesellschaft. Und dieser Kampf ist darum nicht weniger rücksichtslos und erbittert, weil er sich hinter liebenswürdig lächelnden Mienen und verbindlichen Formen verbirgt. Wer über die wirksamste Waffe verfügt und wer sie am besten zu gebrauchen versteht, hat auch die meiste Aussicht, sich als Sieger zu behaupten. Mein Unglück ist es eben, daß man den Reiz, den die Jugendfrische eines lediglich hübschen Mädchens auszuüben vermag, für eine besonders gute Waffe ansieht.“

„Aber das ist namenlos traurig, Senorita,“ rief Werner erregt, „nein, es ist abscheulich und verbrecherisch. Ihr weiblicher Stolz und Ihre Selbstachtung müssen Ihnen gebieten, sich dagegen zu empören.“

Sie schüttelte in wehmüthiger Resignation den Kopf. Solche Empörung würde mir wenig frommen — ja, man würde sie vielleicht nicht einmal verstehen. Sie aber werden nun besser begreifen als vorhin, was ich meinte, als ich von einer zerstörten Hoffnung sprach. Es war die Hoffnung, einen Menschen gefunden zu haben, der sich in allem und jedem von den Männern meines bisherigen Umganges unterschied — einen Menschen, zu dem ich bewundernd aufsah, weil ich ihn seiner Rasse und seiner Erziehung nach von vornherein hoch über meine Landsleute stellte. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich für einige kurze Tage mein schrankenloses Vertrauen in Ihre Ritterlichkeit gemacht hatte.“

Das waren ganz ähnliche Worte, als er sie aus dem Munde Conchitas gehört hatte. Hier wie dort derselbe Appell an seine Ritterlichkeit, dasselbe ohne jedes eigene Zuthun auf für ihn geradezu unerklärliche Weise gewonnene Vertrauen! Und auch hier durfte er nach dem, was er soeben gehört hatte, nicht länger an Lüge und Verstellung, an eine geschickt gespielte Komödie glauben — die Stimme des Mitleids, die sich so mächtig in seinem Herzen regte, sagte ihm, daß er es nicht dürfe. Aber Conchita betrachtete dieses Mädchen als ihre Feindin! — Gerade mit Rücksicht auf Isabella del Vasco hatte sie ihm bedeutsam gesagt, daß er als rechtschaffener Mann nicht zwei feindlichen Parteien gleichzeitig dienen könne. Fürwahr, das waren unlösliche Räthsel, und er hatte sich nie zuvor in einer gleich zwiespaltigen Lage befunden. Aber er mußte ihr antworten, und seine Unerfahrenheit und Vertrauensseligkeit, sowie sein warmes Herz gestatteten ihm nicht, kühl und zurückhaltend zu bleiben.

„Ich müßte es tief beklagen, Senorita,“ sagte er, „wenn ich Ihr Vertrauen inzwischen verscherzt hätte. Verfügen Sie über mich, und wenn ich etwas dazu thun kann, Sie aus Verhältnissen zu befreien, die Sie selbst als unwürdig empfinden, so soll es gewiß mit Freuden geschehen.“

Isabella machte eine verneinende Gebärde und in einem tiefen Seufzer hob sich ihre Brust. „Lassen Sie es gut sein!“ erwiderte sie, „was Sie für mich thun konnten, hätte Ihr eigenes Herz Ihnen sagen müssen. Nicht ich darf es Ihnen offenbaren. Es ist wohl am besten, wenn wir jetzt zu den anderen zurückkehren und nie mehr von diesen Dingen sprechen.“

Sie schickte sich an, von ihrem hohen Sitz herabzugleiten, aber ob sie plötzlich von einem leichten Schwindelanfall heimgesucht worden war oder aus irgend welcher anderen Ursache für einen Moment das Gleichgewicht verloren hatte — jedenfalls suchte ihre Hand nach einer Stütze, und es war nur natürlich, daß sie dieselbe an der Schulter des vor ihr stehenden jungen Mannes fand. In dem Glauben, daß sie im Begriff sei zu fallen, breitete er fast unwillkürlich die Arme aus, sie aufzufangen, und im nächsten Moment ruhte sie an seinem Herzen. Er erwartete, daß sie sich sogleich wieder losmachen würde, aber etwas Unvorhergesehenes, Ueberraschendes geschah. Laut aufschluchzend drückte sie ihr Gesicht an seine Brust und schlang die weißen Arme so fest um seinen Hals, als ob sie ihn nie mehr freigeben wollte.

„Um Gottes willen, Senorita,“ bat er, betroffen von diesem leidenschaftlichen Ausbruch, den er noch immer nur für einen Ausbruch ihres verzweifelten Schmerzes hielt, „fassen Sie sich! Und sagen Sie mir, was ich thun soll! Was ich vermag, bei Gott, es soll geschehen!“

Ohne die seinen Nacken umklammernden Arme zu lösen, erhob sie den Kopf, und ihre in Thränen schwimmenden Augen waren erfüllt von einem wunderbaren Leuchten.

„Was Du thun kannst? — O, Du thörichter Mann — muß ich es Dir denn wirklich — wirklich erst sagen? Nimm mich auf Deine starken Arme und trage mich hinaus aus diesem abscheulichen Sumpf in Dein Haus und an Deinen Herd, oder wohin immer Du sonst willst. Es gibt ja für mich kein Glück auf Erden außer bei Dir.“

Er hätte nicht von Fleisch und Blut sein müssen, wenn nicht der süße, bestrickende Klang ihrer Stimme und die glühende Zärtlichkeit ihrer Worte ihn verwirrt und zu ruhiger Ueberlegung unfähig gemacht hätten. Er that nichts, sie von sich abzuwehren, er sagte ihr nicht, daß sie in einem verhängnißvollen Irrthum über die Natur seiner Empfindungen befangen sei — er duldete vielmehr den Kuß ihrer schwellenden Lippen, und vielleicht hätte er ihn sogar erwidert, als unmittelbar neben ihnen der Kiessand des Weges knirschte und eine wohlbekannte, kühle Stimme an sein Ohr schlug: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich gestört habe. Es ist gewiß nicht absichtlich geschehen.“

Werner wandte den Kopf, aber er sah nur eben noch, wie Henninger sich nach einer leichten Verbeugung wieder dem Hause zuwandte. Die ungewisse Beleuchtung hatte ihn verhindert, den Ausdruck seines Gesichtes zu erkennen, und vielleicht war es eine Täuschung gewesen, als er einen ironischen Klang in seinen Worten zu hören geglaubt hatte.

Auch Isabella mußte natürlich das Erscheinen des Prokuristen bemerkt und seine Entschuldigung vernommen haben, aber sie hatte sich dadurch nicht veranlaßt gesehen, Werner aus ihrer Umarmung freizugeben.

Ohne seine Bestürzung zu verbergen, flüsterte er: „Man hat uns beobachtet, Senorita — ich bitte Sie, lassen Sie uns vorsichtig sein, denn auch andere könnten uns überraschen —“

„Ach, was kümmert uns das!“ rief sie. „Mögen sie es doch alle sehen und mögen sie es alle wissen! Einen Tag früher oder einen Tag später — mir gilt es ganz gleich. Ich will mich nach all den Qualen dieser letzten Tage auch nicht um eine Minute meines Glückes mehr bestehlen lassen.“

Vielleicht wäre jetzt noch der rechte Augenblick gewesen, ihr zu sagen, daß ihr vermeintliches Glück nur ein Wahn sei, daß sie einen durch die gewaltige Ueberraschung herbeigeführten Moment des Selbstvergessens mit Unrecht zu ihren Gunsten gedeutet habe, aber Rodewaldt ließ diese letzte Gelegenheit für eine Aufklärung ungenützt vorübergehen, denn es fehlte ihm an Muth, durch ein grausames Wort, das sie tödtlich verwunden mußte, die Einbildung zu zerstören, die für sie so unverkennbar der Inbegriff aller Seligkeit war.

Es war vielleicht die erste wirkliche Feigheit seines Lebens, als er nach kurzem Kampfe sagte: „Aber nicht jetzt kann ich mit Ihren Eltern sprechen, Senorita — nicht an diesem Abend. Bis morgen wenigstens müssen wir das Geheimniß bewahren.“

Sie küßte ihn noch einmal, dann löste sie die verschlungenen Hände und erwiderte: „Wohl, ich füge mich Deinem Willen. Bis morgen also! — Gehen wir denn in das Haus zurück! Man gönnt uns ja nicht, hier noch länger allein zu sein.“

Ihre letzten Worte bezogen sich auf einige Damen und Herren, deren Gestalten in der offenen Thür des Musiksaales aufgetaucht waren, und die offenbar im Begriff standen, zwischen den Pflanzengruppen des Patio ebenfalls Kühlung zu suchen. Werner fühlte, wie ihm das Blut in's Gesicht stieg, während er mit Isabella an ihnen vorüberging. Es war ihm, als sähe er überall zudringliche forschende Blicke und spöttisch lächelnde Mienen. Nicht eine jubelnde Glücksempfindung, sondern nur ein Gefühl der Beschämung und des bittersten Grolles gegen sich selbst war es, das ihn erfüllte. Am liebsten wäre er auf der Stelle von hier entflohen, weit, weit hinweg an einen Ort, wohin kein fremdes Menschenauge drang, und wo er ganz allein war mit dem Bewußtsein des begangenen Unrechts. Denn die Erkenntniß dessen, was er durch sein zaghaftes Schweigen über sich heraufbeschworen, lastete schon jetzt mit Centnerschwere auf seiner Seele.

Es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt eine gleichgiltige Unterhaltung zu führen, und er begrüßte es wie eine Erlösung, als Isabella gleich nach ihrem Eintritt von einigen Freundinnen ungestüm in Beschlag genommen und von seiner Seite entführt wurde. Mit nahezu fluchtartiger Hast zog er sich in das Rauchzimmer zurück, wo die Politiker noch immer beim schäumenden Champagner über die Lage debattirten.

Gerade als er die Schwelle überschritt, hatte der Minister sein Glas erhoben, um in übermüthigster Weinlaune auszurufen: „Wohlan denn, meine Herren — es lebe die Revolution, die uns Gelegenheit gibt, unsere Feinde mit einem Schlage zu vernichten. Ich trinke auf einen fröhlichen und ruhmvollen Kampf!“

Zustimmende Rufe und lautes Gelächter ertönte ringsum. Die Gläser klangen zusammen, und man war in der heitersten Stimmung. Werner fühlte sich peinlich berührt, ja, fast angewidert durch die frivole Art dieser Männer, die dazu berufen waren, bestimmend auf die Geschicke eines ganzen Volkes einzuwirken. Er setzte sich in eine Fensternische, wo er von Niemand beobachtet zu werden hoffte. Aber er sah sich in seiner Erwartung getäuscht, denn schon eine Minute später stand, wie aus der Erde gewachsen, der Prokurist Henninger mit dem gefüllten Champagnerglase vor ihm.

„Gestatten Sie mir, Ihnen als der erste meine Glückwünsche darzubringen, Herr Director,“ sagte er mit einer Höflichkeit, die jeden Verdacht eines beabsichtigten Spottes ausschließen mußte. „Ich hoffe, daß Sie mir nicht zürnen, weil ein Zufall mich zum Mitwisser Ihres Geheimnisses machte, und Sie dürfen natürlich versichert sein, daß es als ein solches bei mir wohl aufgehoben sein wird, so lange nicht Sie selbst mich von der Pflicht der Verschwiegenheit entbinden. Aber meine Freude über Ihren beneidenswerthen Erfolg ist eine so große und aufrichtige, daß Sie es mir nicht versagen dürfen, dieses Glas auf Senorita Isabellas Wohl und auf das Ihrige zu leeren.“

Niemals war Werner's Zuneigung für seinen deutschen Landsmann geringer gewesen, als in diesem Augenblick. Das alte, fast instinktive Mißtrauen gegen den Prokuristen, das er in der letzten Zeit mit aller Energie zu bekämpfen und zu unterdrücken versucht hatte, war mit verstärkter Gewalt von Neuem in ihm erwacht, und es kostete ihn Ueberwindung, dem Manne eine so freundliche Miene zu zeigen, wie sein verbindlicher Glückwunsch sie erheischte.

Mit einigen kurzen Dankesworten that er ihm Bescheid, um dann in raschem Entschluß hinzuzufügen: „Ich bitte Sie um Ihre Verschwiegenheit, Herr Henninger, bis ich mit Senor del Vasco und seiner Gemahlin gesprochen habe.“

Der Prokurist verbeugte sich zustimmend. „Ich verstehe vollkommen und ich hoffe, Sie geben sich hinsichtlich der Einwilligung des Senor del Vasco keinen Besorgnissen hin. Unsere verehrten Gastfreunde werden sich glücklich schätzen, Sie als Sohn zu begrüßen.“

„Wir werden sehen,“ sagte Werner kühl, indem er sich zugleich erhob und, um eine Fortsetzung des Gespräches abzuschneiden, sich zum Verlassen des Rauchzimmers anschickte. Henninger mußte den Wink verstanden haben, denn er zog sich mit einer Verbeugung zurück. Werner aber wurde auf halbem Wege von einem der Herren aufgehalten, der in Bezug auf eine Börsenangelegenheit seinen Rath einzuholen wünschte, und ehe er sich's versah, befand er sich inmitten einer der lebhaft politisirenden Gruppen. Die Dinge, von denen die Rede war, interessirten ihn jetzt nicht mehr als vorhin, aber er betheiligte sich nichtsdestoweniger an der Unterhaltung, weil ihm in diesem Augenblick jede Möglichkeit, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, willkommen war.

Eine Stunde verflog, ohne daß er Isabella wieder gesehen hätte. Dann begann zu seiner Erleichterung der Aufbruch der Gäste, die sich nach Landessitte verhältnißmäßig frühzeitig verabschiedeten. Diesmal war er darauf bedacht, sich nicht unter den letzten zu befinden, die der Dame des Hauses mit artigem Dank für die genossene Gastfreundschaft die Hand küßten. Dona Maria, mit der er während des ganzen Abends kaum ein halbes Dutzend Worte gewechselt hatte, und die sich dadurch wohl hätte gekränkt fühlen können, lächelte ihm überaus huldvoll zu, als er in vergeblich bekämpfter Verwirrung vor sie hintrat.

„Sie haben ein schlechtes Gewissen, Senor,“ sagte sie scherzend, „ich lese es in Ihren Augen. Bereiten Sie sich darauf vor, mir morgen eine große Beichte abzulegen.“

Er stammelte etwas Unzusammenhängendes und beeilte sich, einem anderen Platz zu machen. Gleich darauf fühlte er seine Hand mit innigem Druck ergriffen und hörte Isabella's Stimme, die ihm zärtlich zuraunte: „Laß mich morgen nicht zu lange warten, Geliebter! Denke daran, daß ich die Minuten zählen werde bis zu Deinem Kommen. Und nun — gute Nacht! — Träume süß von mir und von unserer Liebe!“

Er wußte kaum, was er ihr erwidert hatte; er wußte nur, daß er den innigen Druck der kleinen weichen Hand zurückgegeben und ihr irgend eine neue Lüge gesagt. Wie ein Missethäter, den Furcht und Reue von dem Orte seiner Verfehlung hinwegtreiben, wollte er sich davonstehlen. Aber er konnte nicht verhindern, daß ihn draußen im Vorzimmer auch Manuel del Vasco noch für einige Sekunden zurückhielt.

„Ei ei, Don Werner,“ sagte der liebenswürdige Hausherr in scherzhaft drohendem Tone. „Ein Vöglein, das draußen im Patio gesessen, hat mir gar wunderliche Geschichten ins Ohr geflüstert. Wenn es nicht gelogen hat, müßte ich Ihnen gewaltig böse sein. Aber ich verstehe mich schlecht darauf, und ich fürchte, daß mir schließlich doch nichts anderes übrig bleiben wird, als Ihnen zu verzeihen.“

Er wußte also offenbar bereits alles, und es war kein Zweifel, daß er es nur von Isabella erfahren haben konnte. Unschlüssig suchte Werner nach Worten für die Erklärung, die er unter solchen Umständen für sofort geboten hielt; aber Don Manuel kam ihm zuvor: „Nicht jetzt, nicht jetzt! Wir werden morgen in aller Gemächlichkeit darüber reden, nicht wahr?“

Andere kamen hinzu; ein etwas angeheiterter Deputirter schob seinen Arm unter den des jungen Deutschen und zog ihn ahnungslos mit sich fort. Wie ein Träumender legte Werner an der Seite des eifrig schwatzenden Porteno den Weg zu seinem Hotel zurück. Er hörte nicht, was jener sprach; die letzten, zärtlich sehnsüchtigen Worte Isabella's klangen ihm noch immer im Ohre nach, und dazwischen glaubte er eine andere jugendfrische Stimme zu vernehmen, die ihm mahnend zurief: „Auch Rosenketten können eine unzerreißbare Fessel sein. Kein redlicher Mann kann zwei feindlichen Parteien gleichzeitig dienen.“

12. Capitel.

Gegen Morgen erst hatte Rodewaldt den stundenlang vergeblich ersehnten Schlummer gefunden, einen unruhigen Schlummer mit wirren Träumen, die keineswegs süß und wonnig gewesen waren, obgleich Isabella del Vasco in jedem von ihnen eine bedeutsame Rolle gespielt hatte. Früher als sonst erwachte er mit benommenem Kopf und schweren Gliedern. Eine dumpfe Müdigkeit wollte ihn an das Lager fesseln, aber er schüttelte sie energisch ab, um sich, wie er hoffte, durch einen Spaziergang in der frischen Morgenluft von den üblen Nachwirkungen der ruhelosen Nacht zu befreien. Seine Toilette war rasch beendet, und er klingelte nach dem Kellner, der ihm das Frühstück zu bringen pflegte. Der junge Mensch erschien sofort, aber die Platte mit dem Kaffee und dem frischen Gebäck war nicht das einzige, was er brachte.

„Schon vor einer halben Stunde ist dieser Brief für Sie abgegeben worden, Senor,“ sagte er mit jenem vielsagenden, vertraulich dreisten Lächeln, das Hotelbedienstete anzunehmen pflegen, wenn sie sich zu halben Mitwissern einer zarten Angelegenheit gemacht glauben. „Eine niedliche kleine Chola (farbige Kammerzofe) hat ihn gebracht.“

Mit rascher Bewegung streckte Werner seine Hand nach dem Briefchen aus, das sein Interesse um so mehr erregen mußte, als es, wie er sofort erkannt hatte, von der nämlichen Form und Farbe war wie das Billet, das ihm am Tage seiner Ankunft bei der Rückkehr von dem ersten Spaziergange durch Buenos Aires zugesteckt worden war. Auch die Handschrift der Adresse zeigte dieselben feinen, doch charaktervollen Züge, die ihn damals verhindert hatten, die unverständliche Warnung wie den ersten besten werthlosen Papierfetzen zu zerreißen. Er war gespannt, den Inhalt dieser zweiten Zuschrift kennen zu lernen, aber er konnte sich nicht entschließen, den Verschluß des Umschlages zu lösen, so lange der neugierig zaudernde Kellner im Zimmer war. Erst als sich der theilnehmende Jüngling mißvergnügten Antlitzes zurückgezogen hatte, entfaltete Werner das Blatt, und ein Ausruf der Ueberraschung kam von seinen Lippen, als er einen Blick auf die Unterschrift geworfen hatte. Denn der Gedanke, daß jene unbekannte Warnerin und seine in Don Manuels Patio gewonnene geheimnißvolle Freundin Conchita dieselbe Person sein könnten, war ihm bisher niemals gekommen. Und doch durfte er nicht daran zweifeln, denn das Briefchen, das so überzeugend die Handschrift des ersten Billets aufwies, lautete:

„Senor!

Schneller, als ich es vermuthet oder gefürchtet, ist der Tag gekommen, an dem ich der Hilfe eines aufrichtigen Freundes bedarf. Erwarten Sie mich heute Vormittag um neun Uhr auf dem Cimenterio de la Recoleta an dem Grabmal des Präsidenten Rivadavia, wo wir uns kürzlich nach unserem gemeinsamen Spaziergange trennten. Es ist wichtiges, was ich Ihnen mitzutheilen habe — wichtig freilich vor allem für mich, aber ein wenig vielleicht auch für Sie. Wenn Sie indeß verhindert sind zu kommen, oder wenn Ihre Gesinnung sich geändert hat, so bedarf es keiner besonderen Nachricht. Ich werde eine Stunde lang auf Sie warten.

Conchita.“

Werner überzeugte sich zu seiner Beruhigung durch einen Blick auf die Uhr, daß es noch früh genug sei, die für die Zusammenkunft angegebene Zeit pünktlich inne zu halten, und er zögerte nicht, sich sofort auf den Weg zu machen. Es fehlten fünf Minuten an neun Uhr, als er den Friedhof erreichte; schon von weitem aber gewahrte er die dunkle weibliche Gestalt neben der dem Eingange gegenüberliegenden Grabkapelle. Conchita war also noch früher zur Stelle gewesen als er — gewiß ein Beweis dafür, wie viel ihr an dieser Zusammenkunft gelegen war.

Sie ging ihm denn auch um einige Schritte entgegen und bot ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Senor — ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

„Dazu haben Sie nicht die geringste Veranlassung, Senorita! War es denn nicht so zwischen uns verabredet? Und haben Sie an meinem Erscheinen gezweifelt?“

Nein — um ganz aufrichtig zu sein — ich war fest überzeugt, daß Sie kommen würden. Aber ich war selbst nahe daran, wieder fortzugehen, denn am Ende wäre es immer noch besser gewesen, Sie hätten mich hier nicht gefunden, als daß Sie durch mich in Ungelegenheiten oder vielleicht gar in eine ernste Gefahr gebracht werden.“

„Nun, dem Himmel sei Dank, daß Sie diesen höchst überflüssigen Bedenklichkeiten nicht nachgegeben haben. Sie haben mir einmal verheißen, mich zu Ihrem Ritter zu wählen, und ich nehme es darum als mein gutes Recht in Anspruch, Ihnen zu dienen. Welchen Werth aber hätte ein Dienst, der nicht mit Unbequemlichkeiten oder Gefahren verknüpft wäre!“

Er hatte versucht, einen heiteren Ton anzuschlagen, aber Conchita war heute offenbar nicht geneigt, in ihn einzustimmen.

„Lassen Sie uns etwas tiefer in den Friedhof hineingehen,“ sagte sie ernst, „denn hier würden wir den neugierigen Blicken aller Besucher ausgesetzt sein.“

Sie schritten zwischen den zahllosen, eng bei einander stehenden Mausoleen, die dem Cimenterio de la Recoleta fast das Aussehen einer Miniaturstadt mit schmalen, winkligen Straßen verleihen, dahin, bis Conchita an einem ganz versteckt liegenden Plätzchen Halt machte.

„Hier wird uns kaum Jemand belauschen. Aber ehe Sie erfahren, wer ich bin und was ich von Ihnen erbitte, lassen Sie mich Ihnen noch einmal sagen, daß meine gute Meinung von Ihnen sich auch nicht im mindesten verringern wird, wenn Sie sich aus irgend einem Grunde weigern, mir in meinem Kampf gegen Personen beizustehen, die Ihnen vielleicht werth und theuer sind. Es gewährt mir schon eine Erleichterung, mich endlich einmal rückhaltlos auszusprechen — und daß ich es vor Ihnen unbedenklich thun darf, dessen bin ich gewiß.“

Sie hatte sich auf den Stufen eines Grabdenkmals niedergelassen, und Werner war neben ihr stehen geblieben. Er hielt es nicht für erforderlich, ihre letzten Worte durch eine erneute Versicherung zu beantworten und sie hatte derartiges wohl auch nicht erwartet, denn sie fuhr sogleich fort: „Haben Sie in Senor Manuel del Vascos Hause jemals von Ruiz Ortegas gehört, dem Gatten seiner Schwester?“

Werner verneinte.

„O, ich begreife es wohl, daß man es dort nicht liebt, von ihm zu sprechen. Nun wohl, Ruiz Ortegas war mein Vater. Er wurde mir allzu früh durch den Tod entrissen, nachdem meine geliebte Mutter ihm bereits vorangegangen war. Sie hinterließen mich als ihr einziges Kind und als die alleinige Erbin eines großen Vermögens. Dieses Erbtheil soll mir, wie es scheint, jetzt zum Verderben gereichen, denn ich hatte das Unglück, meinen Oheim Manuel del Vasco zum Vormunde zu erhalten, und all sein Trachten ist nur darauf gerichtet, sich meines Besitzthums zu bemächtigen.“

„So also erklärt es sich, daß ich Sie in seinem Hause traf!“ rief Werner, der durch ihre Enthüllung auf das äußerste überrascht war. „Aber es ist eine furchtbare Anschuldigung, die Sie da gegen den leiblichen Bruder Ihrer Mutter erheben. Glauben Sie denn einen Beweis für ihre Berechtigung zu haben?“

„Würde ich sonst einen solchen Verdacht aussprechen? — Aber urtheilen Sie selbst!“

Sie erzählte ihm die Geschichte von der Heirath ihrer Mutter und von dem Verhalten der Familie del Vasco gegen sie. Thränen glänzten in ihren Augen, während sie von ihren Eltern, von ihrer glücklichen Kindheit sprach.

„Wäre mein edler Vater nicht von seiner letzten Krankheit gleichsam blitzartig befallen worden, so daß ihm vor seinem Tode nicht mehr Zeit blieb, letztwillige Verfügungen zu treffen, so hätte er die Sorge für mich sicherlich anderen Händen anvertraut als denen seines Schwagers, gegen den er von tiefster Verachtung erfüllt war, wenn er es auch vermied, diesen Empfindungen mir gegenüber Ausdruck zu verleihen. Aber sein Krankenlager währte nur wenige Tage, und schon am ersten hatte er das Bewußtsein verloren. Vielleicht würde das Gericht mir einen anderen Vormund gestellt haben, wenn ich gegen die Wahl meines Oheims, der sich sofort freiwillig zur Uebernahme erboten, Einspruch erhoben hätte. Aber mein Schmerz über den grausamen Verlust war ein so grenzenloser, daß mir in den ersten Wochen und Monaten vollkommen gleichgiltig war, was mit mir und um mich her geschah. Und das Benehmen meines Oheims mußte mich ja auch vermuthen lassen, daß wir alle ihm bei der Beurtheilung seines Charakters Unrecht gethan. Er war gegen mich von einer so zarten Aufmerksamkeit, und er wußte so trefflich den Biedermann zu spielen, daß ich mir manchmal ernstliche Vorwürfe machte wegen der unüberwindlichen Abneigung, die ich trotzdem gegen ihn empfand. Nur einem einzigen Menschen, einem alten Freunde meines Vaters, wagte ich einmal meine Zweifel und Besorgnisse anzuvertrauen. Auch er gehörte nicht zu den Verehrern des Senor del Vasco, aber die Rücksicht auf seine einflußreiche Stellung hielt ihn ab, sich ganz unumwunden auszusprechen. Er suchte mich nur durch die Versicherung zu beruhigen, daß mein Vermögen für die Dauer meiner Minderjährigkeit in der Verwaltung des Oheims am Ende ebenso sicher sei als in jeder anderen, denn durch die klugen und fürsorglichen Bestimmungen, die mein Vater in seinem schon vor vielen Jahren verfaßten Testamente getroffen, wäre eine Veruntreuung so gut wie ganz ausgeschlossen. Das war mir genug, und ich machte mir wegen dieser Vermögens-Angelegenheiten überhaupt sehr wenig Sorge. Viel peinlicher und bedrückender empfand ich, daß ich mich auf das immer wiederholte Verlangen meines Vormundes dazu verstehen mußte, meinen bisherigen Wohnort zu verlassen und hierher nach Buenos Aires überzusiedeln, wo ich völlig fremd war und außer der Familie del Vasco weder Verwandte noch Freunde besaß. Ich sträubte mich dagegen, so lange es möglich war, endlich aber blieb mir nichts mehr übrig, als mich zu fügen. In einem nur blieb ich fest. Mein Oheim wünschte, daß ich in sein eigenes Haus käme, um fortan mit meiner Base Isabella wie mit einer Schwester zu leben. Aber ich erklärte schon nach den ersten Tagen meines Aufenthaltes, daß ich dies nimmermehr thun würde, weil die kurze Zeit hingereicht hatte, mich zu überzeugen, wie wenig aufrichtig die Liebes- und Freundschafts-Versicherungen waren, mit denen Donna Maria und ihre Tochter mich überschütteten. Sie verabscheuten mich um der fremden Beimischung in meinem Blute willen — sie haßten mich wegen meines Reichthums — und sie fürchteten mich wohl auch ein wenig, weil sie sahen, daß ich offene Augen hatte, alle die Abscheulichkeiten zu durchschauen, die in ihrem Hause geschahen. Namentlich Isabella wollte es nicht immer gelingen, die Komödie durchzuführen, zu der sie von ihren Eltern angehalten worden war. Mehr als einmal offenbarte sie mir ihre tiefe Abneigung, und es wäre sicherlich bald zu einer Katastrophe gekommen, wenn man mich gezwungen hätte, unter jenem Dache zu bleiben. So gestattete man mir denn, in das Kloster der Dominikanerinnen überzusiedeln, wo ich mit der Behandlung, die man mir zu Theil werden ließ, wohl zufrieden sein konnte. Man war dort vom ersten Tage an freundlich und rücksichtsvoll gegen mich, man beschränkte mich nicht allzu sehr in meiner persönlichen Freiheit, und ich würde kaum einen Grund gehabt haben, mich zu beklagen, wenn ich in der Stadt nur einen einzigen Menschen besessen hätte, dem ich mich vertrauensvoll hätte anschließen und dem ich in Stunden der Betrübniß oder der Rathlosigkeit mein Herz hätte ausschütten können. Aber ich kannte Niemand und wußte, daß mein Oheim, sobald es nur immer in seinen Kräften stand, jeden meiner Schritte überwachte. — Aber ich langweile Sie mit meiner umständlichen Erzählung, nicht wahr?“

„Gewiß nicht, Senorita! Ich bitte Sie vielmehr, mir nichts zu verschweigen, damit ich völlig klar sehe. Aus Gründen, die ich Ihnen vielleicht später mittheilen werde, haben alle diese Dinge für mich ein starkes persönliches Interesse.“

„Seine Pflicht als Vormund schien mein Oheim mit fast übergroßer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Er unternahm keine mit der Verwaltung meines Vermögens in irgend welchem Zusammenhange stehende Handlung, ohne mich davon zu unterrichten und ohne meine Zustimmung einzuholen. Ich mußte mein Besitzthum in den allerbesten Händen glauben, bis er eines Tages mit einer Eröffnung zu mir kam, die zu überraschend war, als daß sie nicht hätte meinen Argwohn wachrufen müssen. Mein Vater hatte seine selbstständige kaufmännische Thätigkeit vor Jahren im Verein mit einem Theilhaber begonnen, an dessen Persönlichkeit ich keine Erinnerung mehr habe, und von dem ich nur aus gelegentlichen Mittheilungen meiner Eltern weiß, daß er seiner Kränklichkeit wegen bald wieder aus der Firma ausgeschieden sei, um dann bald nachher in vollständige geistige Umnachtung zu verfallen. In diesem Zustande hat er dann noch eine Reihe von Jahren verbracht, bis er, ohne auch nur vorübergehend wieder zu geistiger Klarheit gelangt zu sein, beinahe gleichzeitig mit meinem Vater aus dem Leben schied. Es ist selbstverständlich, daß er bei seinem Ausscheiden für den Verzicht auf seinen Geschäftsantheil vollständig abgefunden worden war. Ich weiß das aus meines Vaters eigenem Munde, wenn ich mich auch nicht mehr erinnern kann, bei welcher Gelegenheit davon die Rede gewesen ist. Auch die schriftlichen Belege für diese Abfindung waren natürlich vorhanden und müssen noch heute vorhanden sein, denn bei einem Brande, von dem unser Haus später einmal heimgesucht wurde, sind zwar die Geschäftsbücher, sonst aber keine Dokumente von irgend welcher Bedeutung verloren gegangen. Weder von dem Kranken noch von einem seiner Angehörigen sind denn auch zu Lebzeiten meines Vaters irgend welche Ansprüche erhoben worden. Erst nachdem beide Männer todt waren, und mein Oheim bereits seit einer Reihe von Monaten mein Vermögen verwaltete, traten plötzlich die Erben jenes im Wahnsinn Verstorbenen mit der Behauptung hervor, er hätte für seinen Besitzantheil an ausgedehnten Ländereien in der Provinz Tucuman keine Abfindung erhalten, und die Hälfte jener Ländereien sei darum ihr rechtmäßiges Eigenthum. Nun bedeuten aber gerade diese Ländereien bei weitem den größten Theil meines Vermögens, und sie sind in der Zwischenzeit durch Eisenbahnbauten und durch das Entstehen neuer, stark bevölkerter Ansiedelungen etwa um das Dreißigfache ihres einstigen Kaufpreises an Werth gestiegen. Die einst beinahe unverkäufliche Wildniß würde heute bei einer Veräußerung mehrere Millionen eintragen, und Millionen sind es, um die man mich zu berauben versucht.“

Erstaunt blickte Werner auf das junge Mädchen, das in seinem schlichten schwarzen Kleide so einfach und anspruchslos vor ihm saß.

„Wie, Senorita!“ sagte er, „Sie wären danach die Besitzerin eines fürstlichen Reichthums?“

Eine fast verächtliche Bewegung der Schultern begleitete Conchitas Antwort. „Ach, dieser Reichthum! Um wie viel glücklicher würde ich sein, wenn mein Vater mir nicht mehr hinterlassen hätte, als ein kleines Kapital, das eben hinreicht, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Meine Habe hätte dann nicht die Begehrlichkeit schlechter Menschen gereizt, und alle diese traurigen und widerwärtigen Erfahrungen wären mir erspart geblieben. Handelte es sich um nichts anderes, als um den Verlust, den ich durch die geschickt eingefädelte Intrigue meiner Widersacher erleiden soll, so würde ich ihnen vielleicht freiwillig gegeben haben, was sie verlangen. Aber es handelt sich um etwas viel Werthvolleres, um etwas für mich ganz Unschätzbares — um die Ehre meines todten Vaters. Den Anspruch dieser Leute anerkennen heißt, ihn des Betruges fähig glauben, des schändlichsten Betruges gegen einen armen Geisteskranken.. Und ich bin darum entschlossen, bis zum letzten Athemzuge für mein gutes Recht und für seinen ehrlichen Namen zu kämpfen.“

„Wie dürften Sie auch anders denken, Senorita! Aber ich verstehe noch nicht, welcher Vorwurf in dieser Angelegenheit den Senor del Vasco treffen kann. War er denn willens, Ihre Rechte preiszugeben?“

Conchita erhob den Kopf. Er sah, wie ihre Augen in leidenschaftlichem Zorne blitzten, und wie die kleine Hand, die in ihrem Schoße ruhte, sich unwillkürlich ballte. „Mehr als das — viel mehr! Kein Anderer als er ist der Urheber des ganzen Anschlages. Er macht gemeinsame Sache mit meinen Feinden, um sich nachher mit ihnen in die Beute zu theilen. Weil die Bestimmungen des Testamentes es ihm unmöglich machen, mich auf andere Art zu bestehlen, versucht er es auf diese Weise.“

„Senorita!“ rief Werner entsetzt. „Wenn das möglich wäre! Aber nein, es ist undenkbar — Sie müssen sich in einem Irrthum befinden, einer so unerhörten Schurkerei kann del Vasco nimmermehr fähig sein.“

„Hören Sie weiter! — Als er mir jene Mittheilung machte, war er anscheinend außer sich vor Entrüstung. Er glaube für seine Person natürlich nicht einen Augenblick an die Berechtigung des Anspruches, und wenn er es auch sogleich tief beklagte, daß er unter den nachgelassenen Papieren meines Vaters auch nicht den kleinsten Zettel habe finden können, der über jene Angelegenheit Aufschluß gegeben hätte, so hege er doch nicht den geringsten Zweifel, daß der von den Erben des Theilhabers angestrengte Proceß zu unseren Gunsten entschieden werden müsse. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir sein Benehmen an jenem Tage trotz alledem verdächtig erschien. Alles, was ich jemals Ungünstiges über ihn gehört hatte, stand plötzlich vor meiner Seele, und wenn ich auch meinem Argwohn noch keine bestimmte Gestalt zu geben vermochte, so wollte doch die Stimme in meinem Innern, die mir zuflüsterte, daß er unaufrichtig gegen mich sei, nicht mehr zum Schweigen kommen. Ich gab ihm nichtsdestoweniger die Vollmachten, die er von mir verlangt hatte, und beunruhigte mich nicht allzusehr, denn noch schien mir die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges völlig ausgeschlossen. Monate vergingen, und die ersten Termine in dem Proceß hatten bereits stattgefunden. Mein Oheim versäumte nicht, mir jedesmal sofort Bericht zu erstatten, und noch immer war er guten Muthes, wenn auch seine Erklärungen jedesmal etwas weniger zuversichtlich klangen. Da erhielt ich eines Tages einen anonymen Brief, der meinem dunklen und bis dahin mehr instinktiven Verdacht endlich eine bestimmte Richtung gab. Man schrieb mir, daß ich das Opfer eines nichtswürdigen Gaunerstreiches werden solle. Der ganze Proceß sei auf eine geheime Abmachung zwischen meinem Vormunde Manuel del Vasco und dem Rechtsanwalt der Gegenpartei, dem Deputirten Juan Martinez, aufgebaut. Mein Oheim besitze in Wahrheit die Dokumente, von denen er behaupte, daß sie unauffindbar seien. Aber er halte sie verborgen, um einen Sieg der Gegenpartei möglich zu machen. Denn für den Fall, daß die Hälfte jener Ländereien in Tucuman den Klägern zugesprochen würde, sei ihm eine hohe Belohnung verheißen.“

„Diesen Brief haben Sie Ihrem Vormunde natürlich gezeigt?“

„O, ich wäre sehr thöricht gewesen, wenn ich es gethan hätte. Gerade weil ich überzeugt war, daß er nichts als die volle Wahrheit enthielt, hütete ich mich wohl, meinem Oheim etwas zu verrathen. Ich bemühte mich nur, soweit ich es unauffällig thun konnte, den Absender des Schreibens zu ermitteln. Das ist mir nun zwar leider nicht gelungen, wohl aber wurde ich von Monat zu Monat sicherer, daß er mich nicht belogen.“

„Und aus welchen Anzeichen gewannen Sie diese Sicherheit, Senorita? Sie müssen verzeihen, wenn ich mich noch immer nicht entschließen kann, einer so ungeheuerlichen Anschuldigung gegen einen Menschen, den alle Welt für einen Ehrenmann hält, Glauben zu schenken.“

„Ich weiß nicht, wofür die Welt ihn hält. Aber ich weiß, daß er sich seit langem in arg zerrütteten Vermögensverhältnissen befindet. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler, und die Verschwendungssucht meiner Tante mag auch dazu beigetragen haben, ihn zu ruiniren. Daß man aber in der Familie del Vasco vor keinem Mittel zurückschreckt, wenn es gilt, irgend ein wünschenswerthes Ziel zu erreichen, habe ich während des Verkehrs mit meinen Verwandten hinlänglich erfahren, wie ängstlich man auch bemüht sein mochte, die Geheimnisse des Hauses vor mir zu verbergen. Seitdem ich gesehen habe, wie schändlich man diesen unglücklichen Strahlendorf behandelt und wie man ihn in den Tod getrieben hat — seitdem halte ich nicht nur meinen Oheim, sondern auch seine Gattin und seine Tochter jedes Verbrechens fähig.“

Werner vermochte nicht länger an sich zu halten. „Verzeihen Sie, Senorita, wenn ich Sie unterbreche! Es war nicht meine Absicht, Ihnen jetzt davon zu reden, nun aber, da Sie selbst den Namen meines Vorgängers nennen, drängt es mich doch, eine Frage an Sie zu richten. Die Warnung, die Sie mir am Tage meiner Ankunft zukommen ließen, sollte also wirklich auf die Familie del Vasco Bezug haben, und der Mann, der, wie Sie schrieben, seine Verblendung so theuer habe bezahlen müssen, war der Director Strahlendorf?“

Conchita war sichtlich betroffen. „Eine Warnung? — Ja, sind Sie denn auch ganz sicher, daß sie von mir gekommen ist?“

„Die Handschrift Ihres heutigen Briefes hat es mir verrathen.“

„Ah, ich war thöricht genug, nicht daran zu denken. Aber gleichviel — ich brauche mich meiner Handlungsweise nicht zu schämen. Ja, ich war es, die Ihnen jenes Billet schrieb, und ich war es auch, die es Ihnen zusteckte. Mein Herz war voll von so namenloser Empörung über das, was ich mit eigenen Augen hatte ansehen müssen, daß ich mir heilig gelobt hatte, eine Wiederholung dieses Verbrechens nicht zu dulden. Daß meine Warnung überflüssig sein würde, konnte ich damals ja noch nicht voraussehen.“

„Und worin bestand das Verbrechen, das man gegen Strahlendorf begangen? Auf welche Weise sollen Ihre Verwandten ihn in den Tod getrieben haben? Und aus welchem Grunde?“

„O, lassen Sie mich darüber schweigen! Man kann einen Todten nicht wieder erwecken. Mögen sich die, welche an ihm gesündigt, mit ihrem eigenen Gewissen deswegen abfinden.

Werner aber gab sich mit dieser Weigerung nicht zufrieden. Und so lebhaft drang er in Conchita, daß ihr zuletzt eine Ahnung zu kommen schien, weshalb er es that.

Der ernste Ausdruck ihres Gesichts wurde plötzlich noch düsterer, und es hatte einen seltsam harten Klang, da sie sagte: „Sie bestehen darauf — wohl, mögen Sie es denn hören! Zu einer Zeit, da ich noch beinahe täglich auf kürzere oder längere Zeit in meines Oheims Hause verweilte, war ich eines Abends ohne mein Zuthun zur Mitwisserin eines für meine Augen und Ohren gewiß am allerwenigsten bestimmten Geheimnisses geworden. Wie ich es immer zu thun pflegte, wenn andere Gäste erschienen, hatte ich mich auch an jenem Abend in das bergende Dunkel des Patio zurückgezogen. Isabella aber mochte der Meinung sein, daß ich mich bereits entfernt habe, denn als sie am Arm des deutschen Senors aus dem Innern des Hauses in den Hof hinaustrat, benahm sie sich so, als hielte sie jede Möglichkeit des Belauschtwerdens für ausgeschlossen. So wurde ich zu einer unfreiwilligen Zeugin der zärtlichen Scene, die sich da unmittelbar vor mir am Springbrunnen abspielte und deren ausführliche Schilderung Sie mir, wie ich hoffe, erlassen."

Aber er durfte ihr nichts erlassen. Jetzt, nachdem er so viel gehört hatte, mußte er alles erfahren, wenn er auch sah, daß es ihrem mädchenhaften Empfinden widerstrebte, seinem Verlangen Folge zu leisten, und daß die Worte nur widerwillig von ihren Lippen kamen. Mit Mühe und wahrscheinlich nur unvollkommen verbarg er selbst seine von Sekunde zu Sekunde wachsende Erregung, als er nun bestätigt hörte, was er bei ihrer ersten Andeutung geahnt. Glaubte er doch, in einen schwindelerregenden Abgrund zu blicken, während er ihr zuhörte.

Seine gestrige Unterhaltung mit Isabella del Vasco, dieses von ihr herbeigeführte Gespräch, das mit einer so überraschenden und verhängnißvollen Wendung geendet, war nur eine getreue Wiederholung dessen gewesen, was sich an der nämlichen Stelle schon einmal zugetragen, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß statt seiner damals sein unglücklicher Vorgänger die schöne Tochter Don Manuels in seinen Armen gehalten. Auch ihm hatte sie von ihrer heißen Sehnsucht gesprochen, aus den unwürdigen Verhältnissen befreit zu werden, deren Schmach sie nicht länger ertragen könne — vielleicht waren es sogar die nämlichen Worte gewesen, mit denen sie gestern auch ihn bethört hatte, nachdem sie schon einmal ihre Wirksamkeit erprobt.

Die erste Empfindung, die sich bei der Erkenntniß von so viel Lüge und Verworfenheit in Werner geregt, war begreiflicherweise die eines heftigen Zornes gewesen, aber sie hatte, noch ehe Conchita geendet, bereits ganz anderen Gefühlen, den Gefühlen namenloser Erleichterung und jubelnder Freude Platz gemacht. Wenn es sich so verhielt, war er ja aller Verpflichtungen ledig, und keine Rücksicht mehr hinderte ihn, die Schlinge zu zerreißen, mit der man ihn hinterlistig zu fesseln versucht hatte. Es war ihm zu Muth, als wäre plötzlich eine Bergeslast von seiner Brust genommen worden. Er athmete freier, und der dumpfe Druck, den er so lange noch immer in den Schläfen gespürt hatte, war mit einemmal wie verschwunden.

„Und weiter?" drängte er, als Conchita innehielt. „Was geschah dann weiter?"

„Ich mußte natürlich glauben, daß die beiden sich für alle Ewigkeit angehörten. Bauten sie doch allerlei Zukunftspläne, wie nur Verlobte es thun können. Und spielte Isabella ihre abscheuliche Rolle doch so gut, daß selbst mir, die ich sie zur Genüge kannte, kein Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit kam. Es wunderte mich auch nicht, daß die beiden während der folgenden Zeit ihre Liebe zunächst noch als ein Geheimniß zu bewahren schienen. Sie mochten ja triftige Gründe dafür haben, und ich sah aus hundert kleinen Anzeichen, wie sie uns Frauen nicht so leicht entgehen, daß sie nach wie vor in stillem Einverständniß miteinander waren. Dann aber kam ein Tag, den ich niemals vergessen werde, weil er meine Abneigung gegen Isabella und ihre Mutter bis zu Haß und Verachtung steigerte. Ich war aus irgend einem Grunde früher als sonst in das Haus meines Oheims gekommen, und als ich durch das Musikzimmer ging, sah ich draußen im Patio Strahlenborf mit todtenbleichem, verstörtem Gesicht auf und nieder rennen. Ich zweifelte nicht, daß irgend etwas Schlimmes geschehen sein müsse, und erwartete, meine Base in Thränen oder doch in großer Aufregung zu finden. Aber ich traf sie zu meiner Ueberraschung mit ihrer Mutter am Fenster eines Zimmers im ersten Stock, von wo aus sie den deutschen Senor beobachteten und allerlei spöttische Bemerkungen über sein Benehmen untereinander tauschten. Sie nahmen meinen Eintritt nicht sogleich wahr, und so vermochte ich einige Aeußerungen Isabellas aufzufangen, die mir offenbarten, daß sie ebenso grausam und herzlos sei wie ihre Mutter, ja, vielleicht noch schlechter. Sie sprach von der Komödie, die sie dem Vater zuliebe mit dem deutschen Dummkopf so lange habe spielen müssen, als von einer faden und widerwärtigen Posse, die schon längst aufgehört hätte, sie zu amüsiren. Und sie sagte noch manches andere, das ich nicht wiederholen mag. Da, als sie eben eine besonders häßliche Bemerkung über den armen jungen Mann gemacht hatte, konnte ich mich nicht länger beherrschen und verrieth durch ungestüme Bewegung meine Anwesenheit. Isabella erschrak, und wenn ich bis dahin nichts von ihren Gesinnungen gegen mich gewußt hätte, der Blick, den sie mir in jenem Moment zuwarf, würde mich darüber belehrt haben, daß es ihr nur an einer Möglichkeit, nicht aber an dem guten Willen fehlte, mich umzubringen. Am nächsten Tage hörte ich, daß man den Senor in seinem Zimmer erschossen gefunden habe. Glauben Sie nun, daß ich berechtigt bin zu sagen, die del Vasco hätten ihn in den Tod getrieben?"

„Ich darf wohl nicht länger daran zweifeln. Was aber brachte Sie auf die Vermuthung, daß man auch mir ein ähnliches Schicksal zugedacht hatte? War denn in Don Manuels Hause schon vor meiner Ankunft von mir gesprochen worden?"

„Ja. Nicht so zwar, daß ich es hören sollte und daß ich von einem bestimmten Plane in Bezug auf Sie Kenntniß erhalten hätte. Aber ich hielt jetzt Augen und Ohren viel aufmerksamer offen als früher. Die inzwischen gewonnene Erklärung, daß ich das Opfer eines nichtswürdigen Betruges werden sollte, und die Gewißheit, mich unter Menschen zu bewegen, denen jede Schändlichkeit zuzutrauen sei, hatten meinen anfänglichen Abscheu vor dem Horchen und Spionieren besiegt. Aus einzelnen Worten, die ich hie und da erhaschte, lernte ich ziemlich sichere Schlüsse auf die Absichten meiner Verwandten ziehen, und ich verstand mich bald ein wenig auch auf ihre Blicke und ihr Mienenspiel, wenn sie sich untereinander verständigten."

„Und weil Sie mich für bedroht hielten, warnten Sie mich, obwohl ich Ihnen ein Fremder war? Fürwahr, Senorita, ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll."

„Gerade weil Sie mir ein Fremder waren, und weil ich damals für jeden anderen dasselbe gethan hätte wie für Sie, bedarf es keines Dankes, Senor! Und ich verdiene ihn um so weniger, als ich ja nachher schlecht genug war, Sie Ihrem Schicksal zu überlassen. An dem Abend, da Sie Ihren ersten Besuch in del Vascos Hause machten, sah ich, daß Sie meine Warnung entweder nicht verstanden oder daß Sie ihr kein Gewicht beigelegt hatten. Ich glaubte wahrzunehmen, daß Sie dem bestrickenden Zauber von Isabellas Schönheit vom ersten Augenblick an ebenso rettungslos verfallen seien wie jener andere. Und ich fühlte mich nicht berufen, Sie gegen Ihren Willen diesem Zauber zu entreißen."

„Da aber ein Zufall uns an diesem nämlichen Abend Gelegenheit gab, unbelauscht miteinander zu sprechen, warum offenbarten Sie mir nicht sogleich, was Sie mir heute gesagt haben?"

Er sah, wie sie unter ihrer bräunlichen Haut erröthete, und er mußte ein paar Sekunden lang auf ihre Antwort warten.

„O, ich kannte Sie doch wohl noch nicht genügend, um das zu wagen," sagte sie endlich, „und dann — dann war ich Ihnen auch um Ihrer vermeintlichen Thorheit willen ein wenig böse."

Wieder gab es ein längeres Schweigen. Die eigenthümlich freudige und beglückte Stimmung, in die das Bewußtsein seiner wiedererlangten Freiheit Werner versetzt hatte, erfüllte ihn noch immer. Aber erst während der letzten Worte Conchitas hatte er angefangen, ihre eigentliche und tiefste Ursache zu begreifen. Am Ende hatte ihn ja nicht so sehr die Aussicht, an die schöne Tochter Don Manuels gefesselt zu sein, gestern so tief elend gemacht, als vielmehr die Gewißheit, daß eine andere, noch halb uneingestandene Glückshoffnung damit in nichts zerstoben sei.

Und diese Glückshoffnung war jetzt von neuem aufgelebt, und sie hatte zugleich eine viel bestimmtere Gestalt angenommen als je zuvor. Den Empfindungen, die sich in ihm geregt, als er vor der Pforte der Kirche Santa Catalina auf Conchitas Erscheinen gewartet — jetzt wußte er ihnen den rechten Namen zu geben. Ein verrätherisches Wort wollte sich ihm auf die Lippen drängen, aber er sprach es nicht aus. Da Conchita noch immer beharrlich stumm blieb, sagte er vielmehr, indem er sich zwang, den ruhig herzlichen Ton festzuhalten, in welchem er die Unterhaltung begonnen: „Sie hatten vielleicht in der That einigen Grund, mir wegen der Nichtbeachtung Ihrer Warnung zu zürnen. Aber wir haben wohl schon zu lange von Dingen gesprochen, die nur für mich eine Bedeutung haben. Verzeihen Sie mir, Senorita, und lassen Sie mich erfahren, was Sie mir noch mitzutheilen wünschten. Wie hat der Verlauf Ihres Prozesses sich weiter gestaltet?"

„Es schien, daß ein glücklicher Zufall mir zu Hilfe kommen wolle, um den abscheulichen Plan zu durchkreuzen. Ich erhielt eines Tages einen Brief von einem gewissen Senor Pedro Alvarez, der viele Jahre in den Diensten meines Vaters gestanden hatte, bis er zu seinem Unglück in eine unserer häufigen politischen Unruhen verwickelt worden war. Zum Tode verurtheilt und nur durch die aufopfernden Bemühungen meines Vaters aus dem Gefängniß befreit, hatte er in das Ausland flüchten müssen und galt uns für verschollen. Auf irgend einem weiten Umwege war mit großer Verspätung die Nachricht von meines Vaters Tode zu ihm gedrungen, und er hatte es für seine Pflicht gehalten, mir aus Dankbarkeit gegen den Verstorbenen seine Dienste anzubieten. Auf ihn setzte ich jetzt meine Hoffnungen. Ich wußte, daß er von allen Vorgängen im Geschäft meines Vaters genaue Kenntniß gehabt, und hielt mich überzeugt, daß er auch von den Abmachungen zwischen den beiden ehemaligen Compagnons wissen müsse. So theilte ich ihm denn mit, was sich hier zugetragen hatte — allerdings ohne des Antheils zu erwähnen, den mein Oheim an der ganzen Intrigue hatte. Und Pedro Alvarez that, was ich von seiner Treue und Anhänglichkeit erwartet hatte. Obwohl er eine sehr weite Reise machen und Frau und Kinder zurücklassen mußte, brach er doch unverweilt von seinem jetzigen Wohnort nach Buenos Aires auf, um durch sein Zeugniß die Hinfälligkeit der gegen mich erhobenen Ansprüche zu beweisen. Vor drei Tagen traf er hier ein und ließ sich von mir in einer langen, heimlichen Unterredung, die wir miteinander hatten, noch einmal ganz genau über die Sachlage unterrichten. Auch jetzt trug ich Bedenken, ihm von dem Verdacht zu sprechen, den ich gegen meinen Vormund hege. Ich nahm ihm nur das Versprechen ab, sich mit seinen Mittheilungen nicht an Manuel del Vasco, sondern direkt an das Gericht zu wenden. Ob er dennoch gegen diesen Rath gehandelt hat, oder ob mein Oheim auf andere Weise von seinen Absichten erfuhr — jedenfalls ist es auf keinen anderen als auf Senor del Vasco zurückzuführen, wenn Pedro Alvarez gestern früh verhaftet wurde. Kann man sich eines gefährlichen Zeugen nicht mit List oder Bestechung entledigen, so muß es eben mit Gewalt geschehen."

„Wenn Ihr Verdacht zuträfe — es wäre der abgefeimteste Schurkenstreich, von dem ich jemals vernommen. Aber sagten Sie mir nicht vorhin, Alvarez sei zum Tode verurtheilt gewesen? Beging er da nicht eine verhängnißvolle Unvorsichtigkeit, hierher zurückzukehren, und könnte nicht auch irgend ein anderer ihn erkannt und seine Festnahme herbeigeführt haben?"

Conchita schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Alle unter dem General Rocca wegen politischer Vergehen Verurtheilten sind beim Amtsantritt des neuen Präsidenten begnadigt worden. Die Verhaftung dieses Mannes ist eine Handlung rohester Willkür und ein himmelschreiendes Unrecht. Meinem Oheim aber wird es zu statten kommen, daß wir eben wieder in einer Zeit politischer Unruhen leben. Es ist in solchen Zeiten bei uns zu Lande nicht schwer, einen Menschen für immer verschwinden zu lassen. Als ich gestern in der Wohnung des Senor Alvarez von seiner Verhaftung erfuhr und mich dann während des ganzen Tages vergeblich bemühte, die Erlaubniß zu einer Unterredung mit ihm zu erlangen, wurde es mir immer mehr zur festen Ueberzeugung, daß mein Oheim entschlossen ist, die Früchte des ersten Verbrechens durch ein zweites, noch schändlicheres zu retten."

„Das aber soll ihm nicht gelingen," rief Werner. „Sie werden mir gestatten, Senorita von dieser Stunde an Ihre Sache zu der meinigen zu machen, und Argentinien müßte nicht das geringste Anrecht darauf besitzen, unter die civilisirten Staaten gerechnet zu werden, wenn es unmöglich sein sollte, der Wahrheit und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen."

„Vielleicht sind wir in der That viel weniger civilisirt, als Sie es bisher angenommen haben. Den Beistand, den Sie mir großmüthig anbieten, weise ich nicht zurück. Ich habe während des gestrigen Tages hinlänglich Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß ich selbst ohnmächtig bin, dem unglücklichen Alvarez zu helfen. Ja, wenn ich frei über mein Vermögen verfügte und die Mittel zu Bestechungen besäße! Dann würden sich wohl ohne weiteres alle Thüren vor mir öffnen. Aber mein Vormund ist klug genug, mich immer nur mit geringen Summen zu versehen, und ich kann mir so große Beträge, wie sie hier erforderlich wären, auf andere Weise nicht verschaffen. Dazu kommt, daß ihm keiner meiner Schritte lange verborgen bleiben würde. Ich bin also auf fremde Unterstützung angewiesen, auf die Hilfe eines entschlossenen Mannes, der sich nicht einschüchtern und nicht von jeder gleißnerischen Lüge umgarnen läßt."

„Ich bin stolz darauf, Senorita, daß Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben. Lassen Sie mich denn keine Minute mehr ungenützt verlieren. Wenn Ihr Argwohn berechtigt ist, und Ihre Gegner sich wirklich mit verbrecherischen Absichten tragen, könnte ja jeder Augenblick des Zauderns dem armen Alvarez verhängnißvoll werden."

Conchita hatte sich erhoben. „Sie haben recht," sagte sie, „und da Sie alles wissen, giebt es für mich keinen Grund mehr, Sie länger zurückzuhalten. Eines nur lassen Sie mich Ihnen noch sagen — eine Bitte, eine dringende, inständige Bitte lassen Sie mich noch aussprechen! Was Sie auch thun mögen, niemals dürfen Sie in Ihren Bemühungen für Alvarez und mich weitergehen, als es ohne Gefahr für Ihre eigene Person geschehen kann. Es würde mich für den ganzen Rest meines Lebens unglücklich machen, wenn Ihnen um Ihrer edelmüthigen Hilfsbereitschaft willen etwas Schlimmes widerführe."

Er beruhigte sie, indem er ihr versprach, jeder Gefahr vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Nur wenige Worte noch waren es, die sie miteinander tauschten. Sie verabredeten, morgen zu einer noch früheren Stunde an der nämlichen Stelle zusammenzutreffen, dann reichten sie einander die Hände, und Werner schlug als der erste den Rückweg nach der Stadt ein.

13. Kapitel.

Es hatte keiner langen Ueberlegung bedurft, um Werner zu dem Schlusse zu bringen, daß die Angelegenheit des unglücklichen Pedro Alvarez jeder anderen vorangehen müsse. Er schickte an Henninger ein Billet mit der Nachricht, daß er heute erst zu einer späteren Stunde in der Bank würde erscheinen können, und daß der Prokurist die Güte haben möge, ihn inzwischen zu vertreten. Von seiner ursprünglichen Absicht, sich bei Henninger Rath darüber zu erholen, welche Schritte die geeignetsten für die Befreiung des Verhafteten sein möchten, war er bald wieder zurückgekommen. Es schien ihm besser, sich ganz auf den eigenen Scharfsinn und die eigene Energie zu verlassen. Aber er mußte bald innewerden, daß die Erfüllung seines Auftrags noch viel schwieriger war, als er gefürchtet.

Die hohen Beamten, bei denen er sich melden ließ, weil er erwarten durfte, von ihnen Auskunft über dis Schicksal des Verhafteten zu erhalten, schienen heute durchweg sehr wenig geneigt, sich mit derartigen Privatangelegenheiten zu befassen. In den Ministerien wie im Justizgebäude und auf der Polizei, überall herrschte eine ungewöhnliche Erregung, die sich des letzten Unterbeamten in demselben Maße bemächtigt zu haben schien, wie des höchsten Würdenträgers. Mußte doch auch in der That selbst ein mit den Verhältnissen völlig unbekannter Fremder schon bei einem Gange durch die Straßen den Eindruck gewinnen, daß sich außerordentliche Ereignisse vorbereiteten.

Das Straßenleben von Buenos Aires hatte mit einemmal all die harmlose Fröhlichkeit eingebüßt, die es sonst trotz allen Schmutzes und allen ohrenzerreißenden Lärmes zu einem so vergnüglichen Schauspiel macht. Die Leute standen eifrig debattirend bei einander, und hie und da durchzogen, von der Polizei seltsamerweise nicht im mindesten belästigt, größere Trupps mit höchst bedenklichen Rufen, wie „Es lebe die Freiheit!" oder „Nieder mit den spitzbübischen Ministern!" die Gassen. Die Zeitungsjungen, deren schrille, kreischende Stimmen beständig selbst über den lautesten Tumult hinweg zu vernehmen waren, hatten niemals bessere Geschäfte gemacht als heute, und Werner hatte die Empfindung, daß er kaum je zuvor so viel zerlumptes, verdächtig aussehendes Gesindel in den vornehmsten Stadttheilen Buenos Aires gesehen habe als an diesem Tage.

Da durfte es ihn freilich kaum wundernehmen, wenn man ihn halbe Stunden lang in den Vorzimmern warten ließ, um ihn dann, wenn er anfing, ungeduldig zu werden, mehr als einmal mit der Auskunft fortzuschicken, der Beamte, den er zu sprechen begehre, sei durch wichtige Staatsangelegenheiten leider zu sehr in Anspruch genommen, um ihn empfangen zu können. Aber auch da, wo es ihm nach langem Harren endlich gelang, vorgelassen zu werden, war das Ergebniß nicht danach angethan, ihn zu befriedigen. Die Herren empfingen ihn zwar stets mit ausgesuchter Höflichkeit und hörten ihn geduldig an, doch nur, um zuletzt unter der Versicherung ihres lebhaftesten Bedauerns zu erklären, daß die Angelegenheit nicht in ihren Amtsbereich falle, und daß sie darum nicht im Stande seien, irgend etwas für die Erfüllung seiner Wünsche zu thun. Keiner von ihnen wollte auch nur die geringste Kenntniß von der Verhaftung eines gewissen Alvarez haben, und je häufiger sich Werner mit dem nämlichen Bescheide abgefertigt sah, desto unabweislicher mußte sich ihm die Befürchtung aufdrängen, daß zwischen all diesen höflichen Caballeros ein geheimes Uebereinkommen bestand, sich ihre Kreise gegenseitig nicht zu stören. Einer schickte ihn zu dem anderen, aber das Resultat war immer dasselbe; niemals gelangte Werner an die richtige Stelle. Die Uhrzeiger aber rückten mit unbarmherziger Gleichmäßigkeit vorwärts, und der Spätnachmittag war bereits herangekommen, ohne daß er seinem Ziele auch nur um einen Schritt näher gerückt wäre.

In halber Verzweiflung hatte er schon zweimal versucht, bis zu dem Präsidenten selbst vorzudringen. Jedesmal aber hatte er dies Unternehmen als ein völlig hoffnungsloses wieder aufgeben müssen, denn er hatte die Vorzimmer mit so vielen Deputirten und anderen bedeutenden Persönlichkeiten erfüllt gefunden, daß er sich sogleich sagen mußte, Seine Excellenz werde schwerlich geneigt sein, ihm Gehör zu schenken.

Da begab er sich denn, als er alle anderen Möglichkeiten erschöpft hatte, noch einmal zu dem Polizeipräfekten, fest entschlossen, sich diesmal nicht wieder mit einem artigen Achselzucken abspeisen zu lassen. Auch hier fand er eine Menge von Leuten, die vorgelassen zu werden wünschten. Aber ob nun die dringende Bitte, die er auf seine Visitenkarte geschrieben, diesen Erfolg bewirkt hatte, oder ob der Präfekt andere Ursachen für seine Liebenswürdigkeit hatte, jedenfalls wurde er sofort eingeführt, und der hohe Beamte kam ihm sehr freundlich um einige Schritte entgegen.

„Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, Senor", sagte er, „daß Sie genöthigt waren, sich zweimal zu bemühen. Es geschah lediglich infolge eines Mißverständnisses oder vielmehr einer Namensverwechslung, daß ich Ihnen bei Ihrem ersten Besuche erklärte, nichts von einer Affaire Alvarez zu wissen. In der That ist ein Mann dieses Namens verhaftet worden, weil er die Unklugheit begangen hatte, hierher zurückzukehren, obwohl ein rechtskräftiges Todesurtheil gegen ihn vorlag. Das Verbrechen, wegen dessen er seiner Zeit vor das Kriegsgericht gestellt worden war, hatte allerdings einen überwiegend politischen Charakter, aber er gehörte dessenungeachtet aus Gründen, die ich Ihnen hier nicht ausführlich wiedergeben kann, nicht zu denen, die in die allgemeine Amnestie einbegriffen waren. Nach den Buchstaben des Gesetzes hätte das Urtheil jetzt an ihm vollstreckt werden müssen. Seine Excellenz der Herr Präsident aber hat auf die Verwendung einer angesehenen Persönlichkeit hin von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht, und Senor Pedro Alvarez wurde bereits gestern Abend aus dem Gefängniß entlassen."

Das war allerdings eine so günstige Auskunft, wie sie Werner kaum zu erhoffen gewagt hatte. Mit großer Lebhaftigkeit gab er seiner aufrichtigen Freude Ausdruck, um dann die Frage hinzuzufügen, wo er den Freigelassenen jetzt finden würde.

Mit demselben verbindlichen Lächeln, das seine vorige Eröffnung begleitet hatte, erwiderte der Polizeipräfekt: „Das dürfte Ihnen allerdings nicht leicht werden, Senor, denn der Herr, an dessen Schicksal Sie so menschenfreundlichen Antheil nehmen, wurde sogleich unter sicherer Bedeckung über die Grenze befördert. Es war die denkbar gelindeste Strafe für seinen Leichtsinn und überdies eine Maßregel, die zu seiner eigenen Sicherheit geboten schien."

Etwas weiteres war an dieser Stelle nicht in Erfahrung zu bringen, und da Werner mit dem Augenblick, wo er über das Schicksal des Senor Alvarez beruhigt war, den dringendsten Theil seiner Aufgabe als erledigt betrachten konnte, begab er sich jetzt zunächst nach dem Bankgebäude, wo die bedrohliche politische Lage seine persönliche Anwesenheit gerade heute mehr als sonst nothwendig machen mochte.

Es überraschte ihn nicht allzusehr, als er beim Betreten seines Arbeitszimmers Senor Manuel del Vasco darin vorfand. Der Gerant hatte ihn hier wohl schon seit geraumer Zeit erwartet, denn er ruhte mit ausgestreckten Beinen in einem der Lehnsessel, und ein bläulicher Nebel von Cigarettenrauch erfüllte das ganze Gemach. Bei Werners Anblick sprang er auf und ging ihm lächelnd entgegen.

„Wie heißt es doch in Ihrem deutschen Sprichwort?" rief er gut gelaunt.

„Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet sich wohl bequemen, zum Berge zu gehen. Wir haben Sie während des ganzen Vormittags erwartet, und ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wer dabei die meiste Ungeduld an den Tag gelegt hat. Aber es bedarf keiner Entschuldigung. Ich hörte ja hier, daß Sie durch Außergewöhnliches in Anspruch genommen seien, und zweifle nicht, daß die Gründe Ihrer Abhaltung von sehr wichtiger Natur waren."

Er hatte das alles in seiner liebenswürdigen Weise so hastig hervorgesprudelt, daß Werner nicht Zeit gefunden hatte, ihn zu unterbrechen. Dabei schien er es in seinem Eifer nicht einmal zu bemerken, daß der Bankdirektor die dargebotene Hand nicht berührt hatte, sondern sogleich an seinen Arbeitstisch gegangen war, um sich in den Schreibsessel niederzulassen.

„In der That, Senor del Vasco," erwiderte Werner jetzt, als der andere endlich innehielt, in kühlem und gemessenem Tone, „es waren sehr wichtige und sehr dringende Angelegenheiten, die mich heute Vormittag verhinderten, zu Ihnen zu kommen — die Angelegenheiten eines Mannes, der auch Ihnen, wie ich vermuthe, nicht ganz unbekannt sein dürfte — des Senor Alvarez."

Für einen Moment verrieth sich etwas wie Betroffenheit in Don Manuels Zügen; aber es ging blitzschnell vorüber.

„Alvarez?" wiederholte er, „derselbe, der durch meine Fürsprache vor dem Schicksal des Erschossenwerdens bewahrt wurde? Wie in aller Welt konnten Sie mit der Sache dieses Mannes behelligt werden?"

„Sie werden mir gestatten, Ihnen die Antwort darauf einstweilen noch schuldig zu bleiben. Aber Sie sagten soeben, daß Sie es waren, dem der Mann seine Begnadigung zu danken habe. Darf ich diese Erklärung ganz buchstäblich nehmen?"

Senor del Vasco machte ein erstauntes Gesicht. „Ich verstehe nicht, Senor! Glauben Sie etwa an der Wahrheit meiner Worte zweifeln zu sollen?"

„Man sagte mir freilich, daß die Haftentlassung des Gefangenen auf die Verwendung einer angesehenen Persönlichkeit erfolgt sei," erwiderte Werner, wie wenn er die letzte Frage nicht gehört hätte, „aber ich hielt es jetzt nicht für sehr wahrscheinlich, daß Sie diese Persönlichkeit gewesen seien."

„Und warum nicht?" fragte del Vasco mit gut gespielter, naiver Verwunderung. „Sie würden es im Gegentheil sehr begreiflich finden, wenn man Ihnen zugleich gesagt hätte, daß Niemand ein so großes Interesse an seiner Begnadigung hatte, wie gerade ich. Der Mann war nach Buenos Aires gekommen, um als Zeuge in einem Prozeß aufzutreten, den ich als Vormund für die verwaiste Tochter meiner seligen Schwester führe. Seine Aussage sollte uns, wie ich noch gestern glaubte, zum Siege über unsere Gegner verhelfen, und es war also, wie ich offen eingestehe, nicht nur das rein menschliche Mitgefühl, das mich bewog, alles nur Erdenkliche für die Freilassung des Menschen aufzubieten. Wenn ich gewußt hätte, daß ich mich nur für einen gewissenlosen Schwindler verwandte, so hätte ich es freilich nicht so eilig damit gehabt."

„Für einen Schwindler? Was wollen Sie damit sagen, Senor?"

„Verzeihen Sie, mein lieber, junger Freund, wenn ich mich nicht näher darüber auslassen darf. Ich bin ein wenig erstaunt zu sehen, ein wie großes Interesse Sie an der Person des Senor Alvarez nehmen. Aber es fällt mir nicht ein, Ihnen mit zudringlichen Fragen lästig zu werden. Jeder Mensch hat ja seine kleinen Geheimnisse und darf mit gutem Recht verlangen, daß man sie respektirt. Diejenigen, über welche Sie von mir Auskunft verlangen, sind vollends nicht einmal die meinigen, sondern es handelt sich dabei um Dinge, die ich lediglich in meiner Eigenschaft als Sachwalter einer anderen Person erfahren habe. Und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß mich schon mein Advokateneid da zu unbedingter Verschwiegenheit verpflichtet. — Aber meinen Sie nicht, lieber Sohn, daß wir eigentlich zunächst von ganz anderen Dingen reden sollten? Ich habe erwartet, daß Sie mir in Bezug auf die gestrigen Vorkommnisse eine Erklärung zu machen wünschten."

„Das ist in der That meine Absicht. Aber ich muß zu meinem Bedauern den vertraulichen Namen ablehnen, den Sie mir zu geben belieben. Ich habe weder ein Recht darauf, ihn zu empfangen, noch den Wunsch, ihn mir zu erwerben."

Jetzt machte Don Manuel doch große Augen, und zum erstenmal verschwand das verbindliche Lächeln gänzlich von seinem Gesicht. „Wie, Senor? Verstehe ich Sie recht? Wollen Sie damit sagen, daß — —"

„Ich will damit sagen," fiel Werner ruhig ein, „daß ich auf die Ehre verzichten muß, in nähere Beziehungen zu Ihrer Familie zu treten."

Del Vasco trat auf ihn zu. Die Hand, die er auf den Rand des Schreibtisches gestützt hatte, zitterte merklich. „Was Sie da aussprechen, Senor, wäre eine unerhörte, eine tödtliche Beleidigung, wenn ich nicht vorläufig noch annähme, daß es sich nur um ein Mißverständniß handelt. Lassen Sie uns also ohne Umschweife reden! Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie ihr eine Erklärung gemacht, daß Sie sie umarmt und geküßt hätten. Als ein Mann von Ehre konnten Sie nicht darüber im Zweifel sein, daß Sie damit gewisse unabweisliche Verpflichtungen übernahmen."

„Und ich würde nicht zögern, diesen Verpflichtungen nachzukommen, wenn ich nicht inzwischen erfahren hätte, daß Senorita Isabella dieselben Beweise ihrer Gunst vor mir schon einem anderen geschenkt habe."

„Ah, eine Intrigue also — eine nichtswürdige Verleumdung! Ihr sonderbares Benehmen ließ mich sogleich etwas derartiges vermuthen. Aber es wird Ihnen genügen, wenn ich als Isabellas Vater Ihnen mein Ehrenwort verpfände, daß niemals —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn der Bankdirektor. „Auch Ihr Ehrenwort könnte mich nicht irre machen in meiner einmal gewonnenen Ueberzeugung und in meinem einmal gefaßten Entschlusse. Sie selbst werden nicht mehr erwarten, daß ich mich um die Hand Ihrer Tochter bewerbe, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich über die Natur von Fräulein Isabellas Beziehungen zu meinem unglücklichen Vorgänger ziemlich genau unterrichtet bin."

Für die Dauer einiger Sekunden blieb Don Manuel stumm. Das war eine Ueberraschung, auf die er offenbar nicht vorbereitet gewesen war, und die ihn seiner sonst nie versagenden Geistesgegenwart für einen Moment beraubte. Aber noch einmal raffte er sich auf, denn offenbar hoffte er noch immer, das Spiel zu gewinnen.

„Darauf also läuft es hinaus? Nun, der Lügner, der Ihnen in irgend welcher schurkischen Absicht ein abenteuerliches Märchen erzählt zu haben scheint, mag es verantworten, wenn ich gegen meinen Willen gezwungen bin, mich unfreundlich über einen Todten zu äußern. Ihr Vorgänger war ein unklarer Phantast, ein eingebildeter Narr, der sich in die Sitten unseres Landes nicht zu finden wußte und der harmlosen Freundlichkeit Isabellas eine Deutung gab, an die sie selbst niemals gedacht hatte. Sie war grenzenlos erstaunt, als er ihr eines Tages seinen Antrag machte, und die zudringliche Manier, in der es geschah, mag sie zu einer etwas scharfen Zurückweisung genöthigt haben. Ob die Enttäuschung einen Antheil hatte an seinem Selbstmordentschluß, vermag ich natürlich nicht zu sagen. Aber ich habe Ursache, zu vermuthen, daß Senor Strahlendorf geistig überhaupt niemals völlig gesund war."

„Diejenigen, die ihm in seiner deutschen Heimath nahe standen, sind darüber anderer Ansicht," unterbrach ihn Werner kalt. „Man würde ihn sicherlich nicht auf diesen verantwortungsvollen Posten gestellt haben, wenn man nicht von seiner Klugheit und Tüchtigkeit überzeugt gewesen wäre."

„Nun, meinetwegen! Jedenfalls hat er sich hier wie ein Verrückter benommen. Und ich bin am Ende nicht die geeignete Person, Ihnen über die Dinge, die sich zwischen ihm und meiner Tochter abgespielt haben, bis ins einzelne Auskunft zu geben. Wenn Sie sich berechtigt glauben, daraufhin einen Vorwurf gegen Isabella zu erheben, so ist es unzweifelhaft Ihre Pflicht, ihr das von Angesicht zu Angesicht zu sagen. Ich werde trotz Ihrer beleidigenden Worte von vorhin einer solchen Unterredung keine Hindernisse in den Weg legen und erwarte, daß Sie eine entscheidende Erklärung erst von dem Ergebniß dieser Auseinandersetzung abhängig machen."

„Ich danke Ihnen für die freundliche Absicht, Senor del Vasco, aber ich bedaure, mich Ihres Anerbietens nicht bedienen zu können. Was ich Ihnen vorhin gesagt habe, war mein letztes Wort. Eine Unterredung mit Senorita Isabella wäre ebenso zwecklos, als sie für beide Theil peinlich sein würde."

Der Gerant hatte sich verfärbt. Die Entschiedenheit der Antwort mußte seine letzte Hoffnung ins Wanken bringen. Er besaß Menschenkenntniß genug um zu fühlen, daß er auch von einer noch tieferen Demüthigung keinen Erfolg zu erwarten habe, und nur die Verzweiflung über den unvermutheten Zusammenbruch des so geschickt angelegten und anscheinend bereits völlig gelungenen Planes ließ ihn noch ein letztes Mittel versuchen.

Er richtete sich hoch auf, und seine feurigen Augen schienen plötzlich Blitze des Zornes zu sprühen.

„Ich bin ein Caballero, Senor! Und so weit die Geschichte meines Geschlechts in die Jahrhunderte zurückreicht — noch niemals hat ein del Vasco sich ungestraft beschimpfen lassen. Ich müßte mich meines Namens und meiner Abstammung schämen, wenn ich eine Beleidigung wie diese ungesühnt ließe. Ueberlegen Sie also wohl, was Sie da thun wollen. Nur in Ihrem eigenen Interesse geschieht es, wenn ich Ihre Erklärung trotz alledem noch nicht als die letzte ansehe. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit für Ihren Entschluß. Es wäre ein Unglück nicht nur für meine arme Tochter, sondern auch für Sie, wenn Sie sich bis dahin nicht auf Ihre Pflichten zu besinnen vermöchten."

„Ich werde zu jeder Art von Genugthuung bereit sein, auf die Sie nach meinen Ehrbegriffen einen Anspruch haben, Senor del Vasco," war Werners gemessene Entgegnung. „Aber ich darf diese Angelegenheit damit wohl als für jetzt erledigt betrachten, denn ich habe Ihnen noch eine geschäftliche Mittheilung zu machen. Ich muß Sie ersuchen, Ihre Thätigkeit für die La Plata-Bank mit dem heutigen Tage einzustellen. Man wird Ihnen Ihr Gehalt zunächst noch fortzahlen, und eine endgültige Regelung des Verhältnisses wird von der Entscheidung des Aufsichtsrathes abhängig sein, die ich unverzüglich einzuholen gedenke."

Don Manuel starrte ihn an, als hätte er in einer unverständlichen Sprache zu ihm geredet. Die hoheitsvolle Haltung, in der er sich noch soeben auf die makellose Familienehre der del Vasco berufen hatte, war unter der niederschmetternden Wucht dieser Eröffnung einer kläglichen Gebrochenheit gewichen, und in seiner grenzenlosen Bestürzung bot er ein wahrhaft mitleidswürdiges Bild des Jammers.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Senor", stieß er mit zuckenden Lippen hervor, „dazu haben Sie kein Recht."

„Sie werden es mir überlassen müssen, zu entscheiden, wie weit meine Befugnisse reichen. Es steht Ihnen natürlich frei, sich auch Ihrerseits an den Aufsichtsrath zu wenden — bis zum Eintreffen der Antwort aber muß es bei dem, was ich Ihnen soeben sagte, sein Bewenden haben."

„Und weshalb — weshalb thun Sie mir das an? Es muß sich doch irgend einen Grund für diese unerhörte, mich tödtlich beleidigende Maßregel geben."

„Ich halte sie im Interesse des von mir geleiteten Instituts für geboten. Zu einer weiteren Erklärung sehe ich mich augenblicklich nicht im Stande."

Es wurde geklopft, und auf Werners Zuruf erschien einer der Buchhalter mit der Meldung, es sei ein Beamter der englischen Bank, der den Direktor, in dringendster Angelegenheit zu sprechen verlange, anwesend. Rodewaldt machte ihm ein Zeichen, den Herrn einzuführen und wandte sich dann noch einmal gegen del Vasco.

„Sie entschuldigen, wenn ich mich Ihnen nicht weiter zur Verfügung stellen kann. Auch haben wir, wie ich denke, nunmehr alles erledigt, was es zwischen uns zu besprechen gab."

Don Manuel kämpfte eine Sekunde lang mit sich selbst, dann neigte er sich dicht zu ihm und raunte ihm mit zischenden Lauten ins Ohr: „Und Sie wähnen, daß dies das letzte Wort zwischen uns gewesen sei, Senor? Bei Gott, das wäre ein verhängnißvoller Irrthum. Noch ahne ich nur dunkel, in wem ich den Urheber dieses nichtswürdigen Anschlages gegen meine Ehre und meine Existenz zu suchen habe. Aber ich werde mir Gewißheit zu verschaffen wissen und wenn ich sie erlangt habe — dann, so wahr ich lebe — —"

„Dann werden Sie sich weislich hüten, irgend etwas Feindseliges gegen diese Persönlichkeit zu unternehmen!" fiel Werner ihm mit erhobener Stimme in die Rede. „Denn daß Sie es wissen, Senor del Vasco, ich kenne Sie und Ihre Absichten ganz genau. Ich werde Sie fortan nicht mehr aus den Augen verlieren und rathe Ihnen dringend, Ihre Handlungen danach einzurichten."

Wenn der andere die Absicht gehegt hatte, etwas zu erwidern, so war es dazu jetzt zu spät, denn eben trat der Engländer in das Zimmer. Don Manuel machte einen verzweifelten Versuch, seinem verstörten Antlitz wieder den gewohnten, verbindlich lächelnden Ausdruck zu geben, und mit einer leichten Verbeugung gegen den Bankdirektor hin sagte er: „Auf Wiedersehen also, Senor! Wir werden morgen oder bei einer anderen geeigneten Gelegenheit weiter über diese Dinge reden."

(Fortsetzung folgt.)

— **Unlauterer Wettbewerb.** Weinhändler: „Denken Sie sich diese Schlechtigkeit von meinem Concurrenten — verkauft der gemeine Mensch reinen Wein!"

— **Gefährlicher Auftrag.** Arzt: „Sie müssen Ihrer Frau befehlen, daß sie infolge der Luftröhren-Entzündung einige Tage so wenig als möglich spricht." — Ehemann: „Möchten's ihr nicht das selbst befehlen, Herr Doctor."

— **Der schlaue Hies'l.** Sepp (zum Hies'l, der ein „Marterl" auf seiner Alpwiese aufstellt): „Wem stellst denn 's Marterl? Is leicht wer abi g'stürzt?" Hies'l: „A na! I stell's blos her, um daß d' Fremden meiner Wies' als g'fährliche Stell' ausweichen!"

— **Die Pflegerin.** „Achten Sie darauf, daß die gnädige Frau regelmäßig einnimmt; die Medizin ist nämlich außerordentlich bitter." „So, Herr Doktor? Na, dann werde ich schon dafür sorgen, daß sie sie regelmäßig bekommt!"

— **Große Auswahl.** Heirathscandidat: „Die Dame gefällt mir aber nicht, mit der Sie mich bekannt gemacht haben. Die schielt ja auf dem rechten Auge." Vermittler: „Wollen Sie eine haben, die auf dem linken Auge schielt?"

— **Modern.** Vater: „Schäm' Dich, Elly, das ist nun schon das zweite Mal, daß Du in dieser Klasse sitzen bleibst." — „Ich bitt' Dich, Papa, sei nicht so gräßlich pedantisch, sorg' lieber für eine anständige Mitgift, damit ich später nicht sitzen bleibe."

(Für die „Sonntagpost“.)

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Ein Raritätenkabinet. — Die Stadt betreibt's, und seine Besichtigung kostet kein Eintrittsgeld. — Mordgewehre, Einbrecherwerkzeuge und gestohlenes Gut. — Wenn's zur Versteigerung kommt. — Auf falscher Fährte. — Die fünfzig Argonauten von der Nordseite. — Sie haben in Alaska weder das goldene Vließ, noch auch nur ganz gewöhnliche Schafsfelle gefunden. — Geschoren kehren sie heim. — Von der Gesundheitszuträglichkeit des Dichtens. — Wer lange reimt, wird alt.

Daß zu den zahlreichen Abtheilungen der Stadtverwaltung auch eine gehört, die eine absonderliche Verbindung von Raritäten-Kabinet, Schreckenskammer und Trödelbude bildet, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Es ist das ein Magazin, an welches von der Polizei gestohlenes Gut abgeliefert wird, das den Dieben abgejagt worden ist, und außerdem Waffen und Werkzeuge, die zur Ausführung von Verbrechen gedient haben, verlorene Gegenstände, die von ehrlichen Findern abgegeben werden, komplizirte Apparate, welche bei der Aushebung von Spielhöllen konfiszirt werden, Lotterien-Automaten, auf welche die hohe Obrigkeit Beschlag gelegt hat, herrenloses Gut aller Art, dessen vormalige Eigenthümer entweder ohne Erben gestorben sind oder die fraglichen Gegenstände, absichtlich oder unabsichtlich, irgendwo haben liegen lassen.

Die Sammlung, obgleich sie alljährlich im März durch öffentliche Versteigerungen stark gelichtet wird, ist eine überaus reichhaltige, und der Herr Kammerverwalter — seit 1887 bekleidet diesen Posten der gleichnamige Sohn des einstmaligen Bürgermeisters De Witt C. Cregier — hat Mühe genug, sich in seinem Lager zurecht zu finden. Er führt aber genau Buch über alle Gegenstände, die eingebracht werden, und da er diese alle numerirt hat, so kann er ziemlich genau Auskunft geben über die Geschichte der einzelnen Nummern. Und so kann man von ihm erfahren, wer sich mit diesem Rasirmesser wegen Mangels an Kleingeld zum Lebensunterhalt die Speiseröhre durchschnitten hat, und wer, in eifersüchtiger Wuth, mit jenem Revolver einem treulosen Weibe und sich selbst das Leben genommen.

In einem Schubfach seines Pultes verwahrt Herr Cregier einige hundert mehr oder minder kostbare Schmucksachen und Edelsteine, welche zusammen einen Werth von mehreren Tausend Dollars repräsentiren. Jedes Stück dieser Sammlung ist in Papier gewickelt, und die Nummer, welche darauf vermerkt ist, ermöglicht es dem Kustos, gegebenen Falles jeden dieser Artikel, der in Nachfrage kommen mag, sofort vorzulegen. Besonders werthvolle Edelsteine, die an ihn abgeliefert werden, und ebenso baares Geld, das ihm amtlich zur Aufbewahrung übergeben wird, hebt Herr Cregier übrigens in einem Sicherheitsgewölbe auf. Dort liegen zur Zeit unter Anderem neun Hundertdollar-Scheine. Dieselben sollen als Beweismaterial gegen einige Frauenzimmer verwendet werden, welche kürzlich einen Vergnügungsreisenden aus Denver um $6,900 beraubten. Der Polizei gelang es ausnahmsweise innerhalb von kaum vierundzwanzig Stunden, diesen ganzen Betrag zurückzuerlangen. $6,000 davon wurden dem Ausgeplünderten — der sich natürlich für den geleisteten Dienst erkenntlich gezeigt hat — zurückgegeben, der Restbetrag aber soll, wie gesagt, bei der Prozessirung der Diebinnen das Corpus Delicti abgeben.

Einen nicht unbedeutenden Theil des zur Verfügung stehenden Raumes nimmt in dem städtischen Raritäten-Kabinet ein riesiger Posten von Kaufmannswaaren aller Art ein, deren Werth von Fachleuten auf mindestens $4,000 veranschlagt wird. Diese Sachen wurden in der Behausung zweier Frauenzimmer — Mutter und Tochter — aufgefunden, welche dieselben ganz zweifellos im Laufe vieler Monate aus den großen Ladengeschäften der unteren Stadt zusammengestohlen haben. Aber so unzweifelhaft die Thatsache des Diebstahls ist, so unmöglich scheint es, den Diebinnen ihre Schuld zu beweisen. Dieselben sind vorsichtig genug gewesen, von den Waaren alle Spuren zu entfernen, welche es Vertretern der geschädigten Firmen ermöglichen könnten, sie mit Bestimmtheit wieder zu erkennen. Dreizehn von den Anklagen, welche gegen die betriebsamen Ladendiebinnen erhoben worden sind, haben unter diesen Umständen schon wegen Mangels an Beweisen niedergeschlagen werden müssen, und wenn die Polizei in den noch schwebenden Fällen nicht mehr Glück hat, wird man die beiden Damen nicht nur außer Verfolgung setzen, sondern ihnen auch ihre Diebsbeute ausliefern müssen.

Bei der jährlichen Versteigerung der nicht reklamirten Gegenstände gibt es — wie bei allen derartigen Auktionen — nicht selten Ueberraschungen. Meistens sind dieselben unangenehmer Natur. Wie weiland der kleine Benjamin Franklin, sehen die Käufer, besonders wenn sie die „Katze im Sack“ erstehen, zu spät ein, daß sie „die Flöte zu theuer bezahlt haben....“ Manchmal entwickeln sich die Dinge aber auch erfreulicher. Bei der Versteigerung im letzten Herbst kam z. B. außer vielem anderen Kram ein uralter, baufälliger Koffer unter den Hammer. Derselbe, bezw. sein Inhalt, hatte die ganze Hinterlassenschaft eines in größter Noth und gänzlicher Verlassenheit gestorbenen alten Weibleins gebildet. Als man den Koffer zum Polizeihauptquartier brachte, war er beim Abladen aufgesprungen, und es waren nichts als zerlumpte Kleidungsstücke zum Vorschein gekommen. Ein Spaßvogel von der Geheimpolizei hatte es gesehen, und als der Koffer nun feilgeboten wurde, gedachte jener, sich einen Spaß zu machen. Er stellte sich interessirt und bot mit Eifer $5 für den unansehnlichen Behälter. Dem Trödler Jacob Einstein, welcher der Auktion von Geschäftswegen beiwohnte, fiel das auf. Er bot mehr, und ließ sich von dem innerlich schon schadenfrohen Geheimrath bis auf $25 hinauftreiben. Der scherzliebende Detektive machte aber ein sehr langes Gesicht, als der Trödler nachher bei sachkundiger Durchforschung des Koffers in alten Strümpfen und anderen Gelassen mehrere goldene Uhren und verschiedene Schmucksachen, im Gesammtwerth von $250, vorfand.

* * *

Jener Detektive war also mit dem kundigen Herrn Einstein hereingefallen, und es darf leider nicht verschwiegen werden, daß Gleiches den klugen Herren von der Geheimpolizei öfters passirt. Keiner von der Gesellschaft dürfte aber jemals ärger auf's Glatteis gegangen sein, als — figürlich und wörtlich gesprochen — der Ex-Detektive Dean von der Nordseite. Dieser ehemalige, besonders im Luetgert-Prozeß vielgenannte Schweißhund der strafenden Gerechtigkeit — er war Derjenige, welcher aus dem unheimlichen Schlamm in dem fatalen Wurstbottich des Paschas von der Diversey-Subdivision die Ringe des ruchlos ermordeten Weibes hervorfischte — ist in Alaska auf der Goldsuche gewesen. Er war einer von den fünfzig Argonauten, die sich unter der Führung des früheren Feuerwehr-Hauptmannes Seeger aufmachten, um auf dem Boden von Wasserläufen und unter Schnee und Eis nach dem gleißenden Metall zu suchen, dessen Glanz die große Mehrzahl der Menschheit blendet und verblendet. Anderthalb Jahre sind es annähernd her, daß die Fünfzig, mit dem eigens für sie gebauten, zerlegbaren Baggerdampfer „Black Diamond“ Chicago verließen. Jeder von ihnen hatte $1000 in das Unternehmen gesteckt, und der Feldzugsplan war so reiflich erwogen und vermeintlich so klug entworfen worden, daß an dem Gelingen kein Zweifel aufkommen zu können schien. Jeder Theilnehmer fühlte sich schon im Voraus recht behaglich als kleiner Kapitalist, und die zurückbleibenden Frauen waren gern bereit, mit ihren Kindern die Trennung vom Gatten und Vater zu ertragen, und bis zur Heimkehr desselben sogar Entbehrungen in den Kauf zu nehmen — würde man sich doch später entschädigen und so recht aus dem Vollen leben können. Es hat nicht sollen sein.

Dean, der Ex-Detektive, ist jetzt aus dem Goldlande zurückgekehrt. Aber Schätze hat er nicht mitgebracht, und seine Gefährten — nicht alle neunundvierzig sind mit dem Leben davongekommen — deren Heimkehr bevorsteht, sind um nichts glücklicher gewesen, als er. Im Polizeidienst ist Dean, wie er heute gelegentlich zugibt, zuweilen auf falscher Fährte gewesen, auf einer falscheren aber nie, als der, welche ihn nach dem fernen Nordwesten geführt hat. Unsägliche Strapazen hat er durchgemacht, und Gefahren mannigfacher Art bestanden — wenn er davon so gewandt zu erzählen wüßte, wie z. B. der Dichtersmann Joaquin Miller, so könnte er heute öffentliche Vorträge halten und seine Erlebnisse nachträglich in dieser Weise gewinnbringend verwerthen — so aber ist's auch damit nichts. Die angelegten Tausend Dollars sind futsch, die einer Chimäre geopferten achtzehn Lebensmonate auch. Als die Gesellschaft, nach zahllosen Fehlschlägen das Vergebliche ihrer Bemühungen einsehend, sich auflöste und den erworbenen, bezw. noch vorhandenen Gemeinbesitz theilte, kamen auf den Mann etwa $400, gerade genug, um die Heimreise zu bestreiten. — Und wie den fünfzig Klondike-Pilgern von der Nordseite und von Lake View so ging es und geht es auch noch vielen Tausend anderen Klondike-Fahrern. Jene Statistiker, welche berechnet haben, daß mehr Gold nach Alaska getragen wird, als von dort zurückkommt, dürften nicht so ganz Unrecht haben. Für den Lotteriespieler mag es auch nicht viel mehr Chancen geben, reich zu werden, als für Den, welcher zu diesem Zwecke nach dem Klondike geht, aber Jener spart sich die Mühsäligkeiten, welche diesem gewiß sind.

* * *

Daß das Dichten, wenn man's nicht übertreibt, eine recht gesunde Beschäftigung ist, wird auch durch das Beispiel unserer geschätzten Mitbürgerin Frau Mary A. Merritt-Cramer bewiesen. Diese Dame darf sich rühmen, so ziemlich die Erste gewesen zu sein, die hier, als am Strande des Michigan-See's noch fast Alles wüst und leer war, voller Ausdauer und Begeisterung, wenn auch etwas unbeholfen, in die Leyer griff und ihr einen Reim nach dem anderen entlockte. Das ist im Jahre des Heils 1836 gewesen, und die inzwischen annähernd zur Siebzigerin Gewordene dichtet auch heute noch, um einen sehr beliebten Ausdruck zu gebrauchen, unentwegt fort. Erst ganz vor Kurzem ist wieder ein Bändchen Gedichte von ihr erschienen, unter dem bezeichnenden Titel „Vom Frühling bis zum Herbste“. — Bleibenden poetischen Werth besitzen diese Verse, welche zumeist irgend einem Anlaß im Privatleben der Dichterin ihre Entstehung verdanken, ja nun wohl kaum; immerhin ist es aber nicht uninteressant, an der Hand derselben, zu verfolgen, was von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die amerikanischen Schöngeister beschäftigt hat. Da finden wir, aus dem Anfang der Vierziger Jahre einen Gruß an Henry Longfellow, der sich damals den ersten Platz in der Dichtung unseres Landes, welchen ihm bisher noch Niemand streitig gemacht, gerade erst erobert hatte. Im Jahre 1851 singt Miß Merritt die zur Zeit sehr gefeierte Schriftstellerin Friederike Bremer an, welche damals eine Reise durch die Vereinigten Staaten machte, deren später von ihr veröffentlichte Beschreibung beiläufig den Meisterwerken dieser Gattung von Literatur nicht beigezählt werden kann. In den folgenden Jahren begeistert sich unsere Dichterin an den Bestrebungen der opfermuthigen Abolitionisten, den Vorläufern der inzwischen schon so alt gewordenen republikanischen Partei. Den Bürgerkrieg hat die reimkundige Mary natürlich auch nicht unbedichtet gelassen, ebenso wenig die abenteuerlichen Anschläge einer Handvoll von Irisch-Amerikanern, welche die gleichzeitigen Putsche ihrer Gesinnungsgenossen in England durch einen bewaffneten Einfall in Canada zu unterstützen versuchten — ein Einfall, der sehr übel für die ausfiel, welche ihn sich hatten einfallen lassen. — Auch in späteren Jahren hat die Dichter-Pionierin unserer Stadt noch manch' hübsches Gedicht geschrieben, und selbst heute gelingt ihr hie und da ein Vers, der Vergleiche mit den amtlichen Arbeiten des derzeitigen lorbeergekrönten Hofsängers der Kaiserin von Indien nicht zu scheuen braucht.

—ss.

Des Löwen Rache.

(Novellette nach dem Englischen, von Wilhelm Thal.)

I.

Der Zirkus und die Menagerie von Littlejohn hatte das Zelt auf einem freien Felde in der Nähe der Stadt aufgeschlagen, und der „große Littlejohn“ stand, mit den Händen in den Taschen, am Eingang und betrachtete das Plakat, das folgenden Wortlaut hatte:

„Die berühmte Prinzessin Celaski, die kleinste und anmuthigste Reiterin der Welt, wird sich heute Abend auf ihrem schönen Schimmelhengste Geisha produziren.“

Ein ärgerlicher Blick flog über das aufgedunsene Gesicht Littlejohns, als er den Zettel las; dann murmelte er vor sich hin: „Prinzessin Celaski, klingt nicht übel,“ und ging in das Zelt.

„Sagen Sie Napoli, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche“, rief er einem der Stallleute zu.

Nach wenigen Minuten trat Napoli vor den Direktor, der sich augenscheinlich in recht schlechter Laune befand.

Napoli war ein Löwenbändiger und verdankte seine Herrschaft über die wilden Bestien wahrscheinlich der Thatsache, daß er ein roher, zu Exzessen neigender Mann war, der namentlich, wenn er getrunken hatte, sich nicht allzusehr von einer wilden Bestie unterschied. In seiner Erscheinung machte Napoli einen eigenthümlichen Eindruck. Italiener von Erziehung und Geburt, doch durch jahrelangen Aufenthalt in Großbritannien zum Engländer geworden, hatte er einen kurzen, tiefschwarzen Bart, große, scharfblickende, blaue Augen und eine Riesenfigur. Ueber seine Stirn zog sich eine lange, häßliche Narbe hin, die er nach seiner Behauptung in einem gefährlichen Kampfe mit einem Löwen erhalten hatte. Thatsächlich hatte er sie in einer Schänke erhalten, und nicht ein Löwe, sondern ein Bierglas hatte sie ihm beigebracht. Merkwürdigerweise war der Mann, der sie ihm versetzt hatte, kurze Zeit darauf von einem Löwen gefressen worden. — — — —

„Nun! Das Weib kommt nicht!“ sagte Littlejohn.

„Was für ein Weib?“ fragte der Löwenbändiger.

„Nun, die Celaski natürlich, sie ist krank, wie sie schreibt. Ich glaube aber nicht daran, wahrscheinlich hat sie ein besseres Engagement bekommen.“

„Was wollen Sie denn nun thun?“

„Ich weiß nicht; wie steht's denn mit Ihrer Tochter? Könnte sie denn die Sache nicht machen?“

Napolis Augen glänzten, wie es immer der Fall war, wenn er sich ein Extrahonorar zu verdienen glaubte.

„Das kommt darauf an,“ versetzte er kurz, „wieviel zahlen Sie?“

„Nun, ich würde ihr zwei Pfund die Woche geben.“

„Sie meinen, Sie würden mir zwei Pfund die Woche geben,“ lautete die Antwort, „nein, das ist nicht genug.“

„Nun, sagen wir drei!“

„Das laß' ich mir gefallen, das ist schon besser, nun, ich werde gehen und zusehen. Ich vermuthe, sie soll den alten Whiskers reiten?“

„Ja, natürlich,“ versetzte Littlejohn, „aber kann sie auch die Tricks ausführen?“

Napoli grinste diabolisch und zeigte eine Reihe kleiner, weißer Zähne.

„Sie wird sie ausführen,“ brummte er, „oder sie soll mich kennen lernen!“

Dann verschwand er und machte sich auf die Suche nach dem Kinde.

Dieses Kind war ein eigenthümliches, kleines Geschöpf. Er war nicht ihr Vater, sondern hatte sie für wenige Schillinge von einem herumziehenden Gaukler gekauft und sich damals gesagt: „Sie wird nicht viel zu erhalten kosten, und ich werde schon im Stande sein, eines Tages etwas aus ihr zu machen.“

Napolis Frau war ein armes, kinderloses Weib von 40 Jahren, und ihre ganze Mission im Leben schien darin zu bestehen, ihrem Manne das Essen zu bereiten und seine häufige böse Laune an sich austoben zu lassen.

Das Kind — Bessie hieß sie — war sozusagen auf der Landstraße aufgewachsen und sich meistens selbst überlassen gewesen. Kein Wunder daher, daß sie sich gewisse Eigenthümlichkeiten angeeignet hatte und sich von anderen Kindern unterschied. Sie war das schweigsamste, kleine Wesen, das man sich denken kann. Sie sprach fast nie, wollte weder schreiben noch lesen lernen und spielte niemals mit anderen Kindern. Ihr einziges Vergnügen war, sich bei den Thieren aufzuhalten. Sie kannte sie alle und schien sie auch zu verstehen — die Pferde, die gelehrten Hunde, das dressirte Schwein und die kleinen Ponnies, und sie schien mehr Einfluß auf alle diese Wesen zu haben, als ihre Herren und Dresseure. Am liebsten aber bewegte sie sich unter den Löwen, und der größte und stolzeste unter ihnen, Peter, war ihr besonderer Liebling.

Doch Peter war auch Napolis Liebling. Er liebte ihn zwar nicht, doch das Thier war so stark und kräftig, daß es die anderen wilden Bestien im Zaume hielt und er sich keinen besseren Wächter für sie wünschen konnte.

II.

Napoli fand sie wie gewöhnlich in Peters Käfig. Sie lag auf der Erde neben dem großen Thiere, drehte die Blätter eines Bilderbuches und schien ihm die einzelnen Bilder zu erklären.

Napoli zog die Stirn kraus. Es ärgerte ihn augenscheinlich, daß dieses kleine, zehn Jahre alte Geschöpf bei dem Riesenthiere durch Güte und Zärtlichkeit mehr auszurichten vermochte, als er durch Peitsche und Eisen; und deshalb war er eifersüchtig auf den Einfluß, den sie auf das Thier hatte. Furcht kannte sie nicht. Wenn Peter nicht nach ihrem Willen that, so zog sie ihn mit ihren kleinen Händen an den Ohren, und Peter jammerte dann ebenso kläglich, als wenn Napoli ihn mit seiner Peitsche schlug.

Wäre Napoli nicht ebenso dumm wie grausam gewesen, so hätte er sich die seltsame Macht des Kindes über die Thiere nutzbar machen können. Schon oft hatte ihn Littlejohn gebeten, Bessie mit Peter auftreten zu lassen und ihm ein gutes Honorar dafür geboten, doch stets hatte Napoli in seiner eifersüchtigen Wuth abgelehnt.

„Komm' heraus“, sagte er zu ihr in rauhem Tone; „ich habe etwas für Dich zu thun!“

Mit erschrockenem Gesichtsausdruck sprang das Kind auf die Füße. Wenn ihr Vater ihr einen Befehl zu geben hatte, so wurde ihr in der Regel derselbe immer mit der Reitpeitsche ertheilt. Sogar Peter schien die Absicht Napolis zu verstehen; denn er stieß ein ärgerliches Brüllen aus und wedelte heftig mit dem Schwanze.

„Du wirst heute Abend einen Voltigen-Akt auf Whiskers ausführen. Komm' sofort in die Ställe und probire“, sagte er hastig, als sie aus dem Käfig trat.

Schrecken erfaßte das Kind, und sie rief: „Einen Voltigen-Akt? Etwa auf ungesatteltem Pferde?“

„Jawohl, auf ungesatteltem Pferde,“ wiederholte der Löwenbändiger.

„Aber ich kann doch nicht auf ungesatteltem Pferde reiten,“ rief sie erregt.

„Du mußt“, versetzte er schroff und heftig; also hüte Deine Zunge!“

Das Kind begrub das Gesicht in den Händen und begann leise zu schluchzen. Es war ein trauriger Anblick, der jeden Andern als Napoli mit Mitleid erfüllt hätte. Niemand wußte besser als er, daß sie einen angeborenen Widerwillen gegen Reiterkunststücke hatte. Obwohl sie in einem Zirkus geboren und erzogen war, und obwohl sie jedes Pferd kannte, so hatte sie doch nie reiten mögen. Das war um so merkwürdiger, als sie sich keinen Augenblick gefürchtet hätte, mit den Löwen aufzutreten. Doch der Gedanke, auf dem Rücken des alten Whiskers zu stehen, über Schärpen zu springen und durch Papierreifen zu fliegen, erfüllte sie mit Entsetzen.

„Ich kann nicht auf ungesatteltem Pferde reiten,“ stöhnte sie.

Er packte sie bei den Schultern: „Was sagst Du da?“ brüllte er, während es in seinen Augen aufblitzte.

„Ich kann es nicht,“ wiederholte sie, „und ich will es auch nicht.“

„Ah, Du willst nicht?“ echote er mit höhnischem Lächeln. Dann packte er sie mit einer Hand und trug sie in das Zelt, so schnell und leicht, als wenn er eine Feder in seinen Armen gehalten hätte.

Eine Stunde später verließen beide wieder das Zelt. Kein Laut war vernommen worden, denn beide waren ausnehmend schweigsam; doch des Kindes Gesicht war leichenblaß, sie zitterte unwillkürlich, und ihre Schultern zuckten in verhaltenem Schmerze. Er hatte sie mitleidslos gepeitscht, buchstäblich gepeitscht, bis sie entweder sterben oder „ja“ sagen mußte.

Der Direktor Littlejohn war, obwohl er ein rauher Mann war, doch keineswegs grausam und bestialisch; er schien zu errathen, was zwischen den Beiden vorgefallen war; denn er sprach ungewöhnlich schroff zu Napoli, und als die Zeit gekommen war, da Bessie das Pferd besteigen mußte, sagte er zu ihr in freundlichem Tone:

„Komm jetzt, mein Kind, und ängstige Dich nicht, wir werden alle auf Dich Acht geben, und ich werde Whiskers nicht zu schnell laufen lassen.“

„Ich habe keine Furcht mehr,“ sagte das Kind, obwohl es am ganzen Leibe zitterte.

Noch eine kurze Pause, dann begann das Orchester einen Galopp, und die Vorhänge flogen auseinander.

Die Brust des Kindes hob sich krampfhaft, und ein leises Schluchzen entrang sich ihrer Kehle. Dann wandte sie sich zu Napoli um, der hinter ihr stand und sie beobachtete, und sagte:

„Das werden Sie bereuen, ich werde es Peter sagen, und er wird Sie eines Tages tödten.“

Napoli wurde blaß vor Aerger, in das sich eine gewisse Furcht mischte. Littlejohn knallte mit der Peitsche und flüsterte ein Wort der Ermuthigung, während Jim, der Clown, mit einem Doppelsalto in die Manege sprang. Dann sprengte der alte Whiskers in die Bahn, auf seinem Rücken ein schauderndes, gezwungen lächelndes, kleines Mädchen in weißem Kleide tragend, das die Zuschauer mit lautem Beifall begrüßten.

Zehn Minuten später wurde sie unter dumpfem Schweigen, das nur von einigen Ausrufen des Damenpublikums unterbrochen wurde, hinausgetragen. Sie war bei ihrem letzten Kunststück vom Rücken des Pferdes gefallen, obwohl Littlejohn, Jim und sogar der alte Whiskers ihr Möglichstes gethan hatten, um den Sturz zu mildern. Sie war sofort in's Hospital gebracht worden.

Die ganze Truppe war im höchsten Grade gegen Napoli aufgebracht; er wurde von jedermann gemieden, und kein Mitglied der Gesellschaft sprach mit ihm ein Wort.

Die Wochen gingen dahin, und der Thierbändiger wurde von Tag zu Tag wüster und roher. Er trank leidenschaftlich und behandelte seine unglücklichen Thiere immer grausamer.

Eines Tages erhielt er die Nachricht, daß Bessie in dem Hospital, in welches man sie nach dem Unfall geschafft, gestorben war.

Am Abend dieses Tages betrat Napoli wie gewöhnlich Peters Käfig, um dem Publikum seine Produktion vorzuführen. Während des Tages war das Thier merkwürdig unruhig gewesen und lag jetzt bewegungslos, nur von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren ausstoßend, das den Zuschauern das Blut in den Adern erstarren ließ.

Napoli trat in den Käfig, schloß die Thür und — wich entsetzt zurück. Er hatte seine gewöhnliche Keckheit und Furchtlosigkeit verloren.

Anstatt mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart auf das Thier zuzugehen, zog er sich, zitternd vor Angst, in die äußerste Ecke zurück. War es nun der Trunk, der ihn geschwächt hatte, oder war es die Nachricht von dem Tode des Kindes, die noch in ihm nachwirkte, jedenfalls war Napoli nicht mehr zu erkennen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er das Thier an, während er, mit zitternden Fingern sich bemühte, die Thür zu öffnen. Doch sein Bemühen war umsonst, die Furcht lähmte ihn, er konnte sich nicht vom Fleck rühren.

Der Löwe schlug wüthend mit dem Schweif, bewegte heftig den Kopf hin und her, während er seine Pranken in den Boden des Käfigs schlug, gerade wie eine Katze, die anfängt, eine Maus zu zerreißen. Dann sprang er mit lautem Gebrüll auf den Dresseur zu, während das Publikum entsetzt nach dem Ausgang stürzte.

Zwei Sekunden später — als es zu spät war, Napolis Leben zu retten, ertönte ein Schuß. Der Löwe fiel tödtlich getroffen neben dem zerfleischten Leichnam des Mannes nieder, der ihn so viele Jahre gemartert hatte.

Eine altmodische Stadt.

In unseren Tagen des Dampfes und der Elektrizität, da Eisenbahnne das ganze Land durchziehen und der Bevölkerung überall den Fortschritt und die Zivilisation hintragen, ist es in der That ein Vergnügen, einmal ein schönes Fleckchen Erde zu entdecken, das noch nicht von der modernen Kultur heimgesucht wird. Ein solches Stück Welt findet man in der Provinz Umbrien. Die Bewohner dieser kleinen, vollkommen vom Verkehr abgelegenen Stadt sind in mancher Beziehung ganz mittelalterlich, ja geradezu biblisch in ihren Gewohnheiten. So hat zum Beispiel jeder Hausbesitzer in seinem Speicher den traditionellen Vorrath an Korn, Wein und Oel. Das Korn wird von den Familiengliedern eigenhändig gedroschen oder vielmehr mit breiten, langen Riemen geschlagen, ebenso eigenhändig gemahlen und zu Brot verbacken. Das Oel wird aus den selbstgebauten Oliven gepreßt und der Wein aus den eigenen Trauben hergestellt. Jede der wohlhabenderen Familien bewohnt einen geräumigen, Jahrhunderte alten Palazzo, der oft mit Kunstwerken angefüllt ist, für deren Besitz mancher reiche Yankee Tausende seiner Dollars geben würde. Nur selten einmal bekommt ein Tourist, der sich dorthin verirrt, diese Schätze zu sehen. Obwohl der Ort nun in mehr als einer Hinsicht weit zurück ist und kaum eine Erfindung der Neuzeit dort praktisch angewandt wird, darf man doch keineswegs voraussetzen, daß die holde Weiblichkeit nicht mit der Mode Schritt gehalten hätte. Man bemerkt mit Erstaunen, daß selbst die Frauen und Mädchen der niederen Klassen sich mit nahezu pariserischem Geschmack zu kleiden wissen. In der edlen Tanzkunst sind die Schönen des weitentlegenen Städtchens Meisterinnen; Terpsichore scheint an der Wiege jedes kleinen Mädchens Pathe gestanden zu haben. Die jungen Damen nehmen keinen Tanzunterricht und doch kennen sie sämmtliche neueren Tänze. In dem elegantesten Pariser oder Wiener Tanzsaal dürfte einem kaum eine so reiche Auswahl von graziösen Tänzerinnen zur Verfügung stehen, wie in einem elegant beleuchteten „Salo da Ballo“ dieser ohne jeglichen modernen Komfort existirenden italienischen Kleinstadt.

Für die Küche.

— **Suppe von Austernpflanze.** Dies ist eine sehr schmackhafte Suppe, ganz ähnlich der von wirklichen Austern.

Man schabt die Haut von 5—6 großen Wurzeln der Pflanze oder 10 kleineren, nachdem diese vorher rein gewaschen wurden, und schneidet sie dann in kurze, dünne Streifen, die man sogleich in kaltes Wasser wirft, dem etwas Mehl beigefügt ward, damit sie nicht schwarz werden. Man nimmt sie bald wieder heraus und setzt sie mit einem Pint kochendem Wasser zu Feuer, läßt sie langsam kochen, bis sie weich sind. Es sollte dann noch eine Tasse Wasser im Topfe sein. Zu diesem und den Wurzeln gibt man 3 Tassen Milch, Butter von der Größe eines kleinen Eies, 1 Theelöffel Salz, ½ Theelöffel gestoßenen Pfeffer. Man läßt dies noch einmal aufkochen und gibt kleine Cracker auf den Tisch, wie bei Austernsuppe.

— **Beignets von übriggebliebenem Fisch.** Man macht eine Farce von einem Stück zerrührter Butter, etwas Muskatnuß und Salz, einigen Eiern, Zitronenschale, geriebenem Weißbrod, etwas Wasser und dem übriggebliebenem, von allen Gräten befreiten und feingehacktem Fisch, formt davon fingerlange und zwei Finger breite Stückchen, wälzt sie in Ei und gestoßenem Zwieback, worunter man Parmesan- oder holländischen Käse mischen kann, und backt sie in Butter hellbraun. Man kann sie mit in Butter gebackener Petersilie garniren und zu Kopf- oder feinem Kartoffelsalat geben.

— **Damenkohlgemüse.** Ein fester, weißer Kohlkopf, in Viertel geschnitten, wird 15 Minuten gekocht, mit reichlich Wasser darauf. Dann legt man den Kohl auf einen Durchschlag, läßt ihn abkühlen und das Wasser ablaufen. Er wird dann fein gehackt und mit 2 gut geschlagenen Eiern, 1 Eßlöffel, Butter, Pfeffer, Salz und 3 Eßlöffeln voll frischer Milch oder Sahne tüchtig vermengt. Nun wird die Masse in einem Pudding-Geschirr in den Backofen gesetzt (das Gefäß muß erst mit Butter ausgestrichen sein) und braun gebacken, dann heiß aufgetragen. Dies Gericht ähnelt sehr dem Blumenkohl, ist recht schmackhaft und leicht verdaulich.

— **Frische Schweinskeule mit einer Kruste.** Nachdem die Schwarte von der Keule abgelöst, wird dieselbe mit kaltem Wasser abgespült, auf etwa 3 Zoll Entfernung mit Gewürznelken besteckt, mit Salz bestreut und in der Bratpfanne mit Wasser in den Ofen gesetzt, der anfangs keine allzu starke Hitze haben darf, damit die Keule nicht von außen gar wird und inwendig blutig bleibt. Es muß diese gut begossen und, so oft es nöthig ist, kochendes Wasser hinzugefügt werden. Nachdem sie gar geworden, was an den Seiten durch leichtes Hineinstechen mit einer Gabel zu erkennen ist, wird das Fett von der Brühe abgefüllt, die Schwartenseite beinahe einen Finger dick mit einer Mischung von geriebener Brodrinde, Zucker und etwas feingestoßenen Nelken bestreut und die Keule, ohne sie weiter zu begießen, noch so lange in den Ofen gestellt, bis die Kruste härtlich geworden ist. — Zeit des Bratens wenigstens 3 Stunden.

— **Ochsenfleisch-Koteletts.** 4 Theile schieres Fleisch ohne Sehnen, 1 Theil Nierenfett mit Salz, zusammen ganz fein gehackt, runde und platte Scheiben davon geformt, in einem Ei, worin Nelken und Muskatnuß gerührt, umgedreht, mit gestoßenem Zwieback bestreut und in steigender Butter einige Minuten wie Beefsteaks gebraten.

— **Brauttorte** (ganz vorzüglich). 1 Pfund gute ausgewaschene Butter, 1 Pfund geriebene Mandeln, 1 Pfund gestoßener und durchgesiebter Zucker, 1 Pfund feines erwärmtes Mehl, 12 Eier, abgeriebene Schale einer Zitrone und ein Theelöffel voll Muskatblüthe. Zum Bestreichen der gebackenen Kuchen gehören 4 Eidotter, ¼ Pfund geriebener Zucker, ¼ Pfund frische ausgewaschene Butter, Saft von 4 Zitronen, wovon 1 Zitrone abgerieben wird. Man reibe die Butter an einem warmen Ort zu Sahne, gebe unter stetem Rühren abwechselnd nach und nach Zucker, Gewürze, Eidotter und Mandeln hinzu und rühre die Masse ½ Stunde. Dann rühre man das Mehl langsam hinzu, sowie auch das zu Schaum geschlagene Eiweiß, und backe davon 4 Kuchen bei 2 Grad Hitze dunkelgelb — nicht braun. Zum Bestreichen der Kuchen koche man ein Zitronenmus wie folgt: Man lasse die bemerkte Butter auf schwachem Feuer schmelzen, rühre Zucker, Zitronenschale, Eidotter und den Zitronensaft hinzu, rühre stark, bis es dicklich wird, nehme es schnell vom Feuer, rühre noch eine Weile, bestreiche damit 3 Kuchen und lege alle 4 Kuchen aufeinander. Andern Tages schneide man den Rand mit einem scharfen Messer glatt, bestreiche die Fläche mit einem Zuckerguß und verziere ihn sinnreich mit Myrthen und feinen Blumenblättern. — Um die Kuchen von gleicher Größe zu bekommen, backe man sie in den flachen, mit einem aufstehenden Rand versehenen Blech-Tellern (Gelée-Kuchen-Formen), bestreiche sie mit Butter, vertheile die Masse darauf und lege sie in eine Platte. Dieser Kuchen gewinnt dadurch, daß man ihn mehrere Tage vor dem Gebrauch backt, wie das bei allen Auflegekuchen der Fall ist. Als gehaltreicher Kuchen wird derselbe in feine Stücke geschnitten.

— **Zuckerguß.** ¼ Pfund feiner durchgesiebter Zucker, 1 zu Schaum geschlagenes Eiweiß, Saft einer saftreichen Zitrone oder 1 Eßlöffel Rum oder Arrak. Zucker und Zitronesaft werden gerührt und das Eiweiß theelöffelweise allmählich hinzu gegeben, während man den Guß fortwährend nach einer Seite hin rührt, bis er schneeweiß geworden.

Die Färöer.

Während im Allgemeinen ein Ausflug zum sagenumwobenen, fernen Island dem Touristen als eine schier unmögliche Heldenthat erscheint, während ihm Mühen aller Art vorschweben und ihn von solchem Wagniß abhalten, eilt der Forscher, der aus irgend einem wissenschaftlichen Interesse das Land aufsucht, mit ganz anderen Gefühlen seinem Ziele zu. Denn er weiß, daß in ultima Thule Eindrücke ganz neuer Art seiner warten, und daß er dort auf dem einsamen Eilande ein Volk antrifft, das in seiner Gesammtheit an Intelligenz und Bildung wohl den meisten Völkern überlegen ist. Die Fahrt dorthin ist freilich für den nicht durchaus seefesten Reisenden etwas unbehaglich. Die dänischen Dampfer, die achtzehn Mal im Jahre den Verkehr zwischen Dänemark, England, Färöern und Island vermitteln, sind ziemlich klein und im Sommer von Leith an durch die zahlreichen englischen Touristen meist so überfüllt, daß jedes Eckchen für die Unterbringung der Reisenden ausgenutzt werden muß. Da nun der Atlantische Ozean ein leicht erregbarer Herr ist und bei ihm infolgedessen die Wellen oft recht hoch gehen, so tanzt das Schifflein meist sehr bedenklich auf den Wogen. Die Mehrzahl aller Vergnügungsreisenden grollt mit ihrem Schicksal und füttert die Fische fast die ganze Zeit hindurch. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Leith kommt für die armen Seekranken eine Erholungspause. Der kurze Aufenthalt auf den Färöern ist ein wirklicher Genuß.

Die Färöer verdanken wie Island vulkanischer Thätigkeit ihr Dasein. Ihren Namen Fär-öer oder im Volksmunde Fär-eyar, „Schaf-Inseln", führen sie mit vollem Rechte, da große Schafheerden, die Sommer und Winter hindurch sich mühsam ihre Nahrung auf den weiten, moorigen Grasflächen und an den steilen Felsabhängen suchen müssen, auch heute noch den Hauptreichthum dieser Inseln bilden. Zwischen Island und den Färöern läßt sich gut eine Parallele ziehen. Die Geschichte erzählt bei Beiden von vielen blutigen Kämpfen. Die wilden, nordischen Gesellen, die zuerst auf diesen Inseln ihren Wohnsitz aufschlugen, hatten aus der Heimath die Lust an Kampf und Streit hinübergebracht, erbittert tobte meist der Krieg zwischen den einzelnen Familien. Aber während dann im frühen Mittelalter, trotzdem im fernen Island Wissenschaft und Dichtkunst blühten, während isländische Skalden als Hofpoeten der nordischen Könige großen Ruhm genossen und das Ansehen Islands weithin verbreiteten, hat die Geschichte der Färöer von keiner derartigen Blüthezeit zu berichten. Auch die Färinger freilich haben die alten germanischen Sagen heute noch im Volksbewußtsein lebendig erhalten, aber nach ihren eigenen Berichten sollen sie diese Lieder erst durch eine isländische Handschrift aus einem gestrandeten Schiffe überliefert bekommen haben. Und während in Island die Sagenschätze gesammelt und aufgeschrieben wurden, verschwand auf den Färöern spurlos auch dieses sagenhafte isländische Buch — hier vertraute nur mündlich die ältere Generation der jüngeren die altererbten Gesänge an. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts begann man, den Schatz an Volkspoesie in der Schrift niederzulegen. Aber da man die färöische Sprache wohl als allgemein gültige Mundart, aber nicht als Schriftsprache je gebraucht hatte, so stellten sich den Aufzeichnungen große Hindernisse in den Weg. Die Einen wollten die lautgetreue Schreibung, die Anderen die geschichtliche, ein Streit, der von der dänischen Regierung klug benutzt wurde, um hier wenigstens das Dänische als Schul- und Amtssprache festzuhalten. Denn auch hier hat, ebenso wie in Island, die dänische Oberhoheit einige Mühe, ihr Ansehen zu behaupten. Beide Inseln waren im frühen Mittelalter unter den Schutz des Mutterlandes Norwegen zurückgekehrt. Als dieses nun durch Heirath mit Dänemark vereinigt wurde, kamen auch diese Inseln unter dänische Herrschaft, zum Nachtheil ihrer Entwicklung, denn der Monopolhandel, der bis 1854 dauerte, hemmte jeden Aufschwung und sog die von der Natur schon an und für sich nicht begünstigten Länder auf's Grausamste aus. 1814 wurde Norwegen von Dänemark getrennt, die Inseln aber wurden nicht auf's Neue mit dem Mutterlande vereinigt, sondern wurden bei Dänemark belassen, was sie als bitteres Unrecht empfanden. Aber während man auf den Färöern einen engeren Anschluß an Norwegen ersehnt, geht in Island die Volkspartei weiter und erstrebt völlige Unabhängigkeit. Und dort hat man denn auch seit 1874 Homerule — Selbstverwaltung — durchgesetzt; auch ist das Isländische als Schul- und Amtssprache anerkannt.

Die 18 größeren und kleineren Inseln der Färöergruppe, von denen nur eine keinen Bewohner hat, erheben sich dicht beisammen, oft lotrecht bis zu 600 bis 900 Metern aufsteigend, aus dem Atlantischen Ozean. Sie bedecken einen Flächenraum von 1300 Quadratkilometer und sind von ungefähr 14,000 Menschen bewohnt. Und was für ein prächtiger Menschenschlag! Die Männer sind in ihrer kräftigen Männlichkeit, die durch die schmucke Landestracht allerdings noch sehr gehoben wird, sehr charakteristische, echte Nachkommen der alten verwegenen Wikinger. Dem Aeußeren der Frauen hat das dürftige, entbehrungsreiche Leben mehr geschadet. Sie altern früh, und auch unter den jungen Mädchen sieht man wenig hübsche Gesichter. Der Charakter dieses Inselvolkes ist sehr sympathisch. Sie sind meist äußerst gutmüthig, freundlich und ehrlich — dabei haben sie eine fast südländische Freude am gemüthlichen Schwatzen. Ihre gesellige Natur, die zum Theil auch in der gemeinsamen Arbeit beim Fisch- und Vogelfang begründet liegt, veranlaßte sie auch, immer ihre Wohnungen zu kleinen Dörfern zu vereinigen. Fast jede dieser Ansiedelungen liegt 8 bis 16 Kilometer von der anderen entfernt, und die immer dazwischen sich ausbreitenden, mit Gras bewachsenen Moorflächen, die vielen zu überquerenden Bäche, die steilen Felsabhänge machen die Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften ziemlich beschwerlich. Ein Dörfchen sieht wie das andere aus. Es ist in einer geschützten Thaleinsenkung an einem Fjorde gelegen. Eng schmiegen sich die einzelnen Häuschen aneinander an, ein jedes schmucklos aus Holz aufgeführt, das Dach mit dichtem Gras bewachsen. Aber auch das armseligste Dörflein hat seine kleine Kirche, die meist weiß angestrichen, den oft winzigen Grashütten gegenüber fast vornehm aussieht, und auch fast jedes Dörflein hat sein aus Stein erbautes Schulhaus. Tritt man in solch ein altes Grashüttlein hinein, so dauert es eine Weile, ehe man sich an die drinnen herrschende Dunkelheit gewöhnen kann. Denn der erste Raum, die sogenannte roykstova, hat in der Regel kein Fenster, sondern nur oben in der Mitte des schrägen Daches, das auch zugleich die Decke der Stube bildet, eine viereckige Oeffnung, die góadhi. Wenn es nicht regnet und das hineinpassende, viereckige Brett entfernt wird, so kann auf diesem Wege etwas Licht und Luft in den Raum gelangen, und hierher auch der dichte Rauch von dem an der einen Wand befindlichen, offenen Feuer entweichen. Da es aber auf den Färöer in vier Tagen mindestens drei Tage regnet, so ist Licht und Luft in diesem Raume meist sehr mangelhaft. An den Wänden sind höchst einfache Bänke zum Sitzen angebracht, und in der einen Ecke steht ein großes Spinnrad, an dem stehend gesponnen wird. Die Stube nebenan, die sogar eine hölzerne Decke und einen hölzernen Fußboden aufweisen kann, heißt wegen des hier befindlichen Fensters die glasstova. Hier findet man auch in die Holzwand eingelassen die Betten der Familie, außerdem füllt den vierten Theil des Zimmers noch ein Webstuhl aus. Ueber der glasstova ist ein Bodenraum, der auch zum Schlafen benutzt wird. Er erhält, allerdings nur sehr mangelhaft, Licht und Luft aus der roykstova, und von hier aus führt auch eine Leiter hinauf. Dies ist das alte Haus eines Färingers, und in dieser Weise kann man die Wohnung in den kleinen, für den Verkehr zu entlegenen Dörfern noch vielfach antreffen. In Thorshavn freilich, der Hauptstadt des Landes, ist man in der Bauart schon weiter fortgeschritten. Das schmucklose Aeußere der Häuser hat man noch beibehalten, sodaß die Großstadt Thorshavn, die 1400 Einwohner zählt, trotzdem zuerst den Eindruck eines armseligen Alpendörfchens macht. Aber drinnen in den Häusern hat man jetzt eine Küche, mit richtigem Herd und außerdem wirklich behagliche Wohnstuben mit prächtig blühenden Blumen in den Fenstern. Klettert man dann eine halsbrecherische Stiege hinauf, so gelangt man wieder in ganz hübsche Stuben, die jetzt als Schlafräume benutzt werden. Thorshavn hat sogar ein sogenanntes „Hotel", eine ureinfache, aber gemüthliche Schenke, das einzige derartige Lokal auf der ganzen Inselgruppe. Es erscheinen hier wöchentlich drei Zeitungen, eine in dänischer und zwei in färöerischer Sprache, die beiden letzteren sind die Oppositionsblätter. Thorshavn hat auch eine von Knaben und Mädchen gemeinsam besuchte Realschule, eine Apotheke, einen Buchhändler, einen Uhrmacher u. s. w. Hier hat auch der von der dänischen Regierung eingesetzte Amtmann seine Wohnung, und hier tagt auch das Lagthing, in dem durch die vom Volke gewählten Vertreter neue Gesetze gemacht werden. Die dort gefaßten Beschlüsse sind allerdings noch nicht bindend. Sie müssen erst durch den dänischen Reichstag ihre Bestätigung erhalten, und zum Folkething wie zum Landsthing entsenden auch die Färinger je einen Vertreter.

Das Klima auf diesen Inseln ist meist rauh und unfreundlich. Fast kein Tag vergeht, ohne Regen oder Nebel zu bringen, und wenn die Sonne einmal scheint, so hat sie hier doch nicht mehr die richtige Kraft. Im Sommerhalbjahr beträgt die mittlere Temperatur 8,5° C. und im Winterhalbjahr 4,5° C. Der Schnee bleibt selten über einen Tag lang liegen, richtiges Frostwetter ist hier eine große Seltenheit. Dafür aber tobt den größten Theil des Winters hindurch ein solcher Sturm, daß oft für längere Zeit eine Verbindung zwischen den einzelnen Inseln unmöglich wird und daß sogar in den geschützten Fjorden die Brandung bis zu den Häusern hinaufspritzt. In diesen trüben und fast lichtlosen Monaten zieht sich der Färinger gern in sein Heim zurück. Während draußen Wind und Regen sich um die Herrschaft streiten und das brausende Meer oft gierig an die Pforte klopft, entwickelt sich drinnen ein behagliches Leben. Männer und Frauen spinnen und weben, stricken und nähen und vertreiben sich die Zeit mit eifrigem Erzählen ihrer alten Sagen. Von Weihnachten bis Fastnacht tritt dann vor allen Dingen die größte Lustbarkeit des Färingers in ihr altes Recht ein, der färöische Tanz. Für ihn gilt kein Unterschied des Alters, noch des Geschlechts. Der würdige Greis wie das kleine Kind, das kaum laufen gelernt hat, alle drängen sich in den Kreis und fassen einander an den Händen, sowie nur einige das Beispiel geben und die erste Strophe eines beliebten Liedes gesungen haben. Der Tanz an und für sich ist sehr einfach. In taktmäßigem, schleifendem Schritte geht die ganze Gesellschaft von rechts nach links im Kreise herum, nur von Zeit zu Zeit erhält dieser Kreis eine Art Einbuchtung. Ein oder zwei Vorsänger singen in einförmiger Melodie die erste Strophe einer alten Heldensage, z. B. aus der Rolandssage. Zuerst ist der Schritt der Tanzenden gemessen, dann werden sie eifriger. Dem Inhalte des Liedes folgen alle mit gespanntestem Interesse, durch Mienenspiel und Geberden sucht man auch beim Tanze diesen zur Darstellung zu bringen, beim Kehrreim tanzt man jetzt in wilder Eile im Kreise herum und durch kräftiges Stampfen, sodaß rings die Erde erbebt, geben die Männer immer den Takt zum Gesange an. Das als Beispiel angeführte Lied hat allein 89 Strophen, aber unermüdlich wird das ganze Lied durchgetanzt und durchgesungen. Die Gesichter glühen, der Schweiß tropft von der Stirn, die Brust keucht, und zu Ende des Gesanges ist der Vorsänger fast heiser. Aber so wie der letzte Ton verlingt, hebt ein anderer schon ein neues Lied an von Sigurd, Brünhild u. s. w. und wieder stimmt der Chor der Tanzenden jubelnd in den neuen Kehrreim ein: Grani bar gulli af hádhi.

So geht es lange Stunden hindurch ohne Unterbrechung fort, und ebenso unerschöpflich, wie der Reichthum an alten Liedern bei diesem interessanten Volke, ebenso unversiegbar ist auch die Lust und die Freude am Tanze.

Wenn die Tage wieder länger werden und das stürmische Meer sich etwas beruhigt hat, dann können auch die Fischer wieder hinausfahren, um einen Theil der täglichen Nahrung dem Meere zu entnehmen. Die wenigen Färinger, die Ackerbau treiben, bearbeiten nun ihre dürftigen Felder, auf denen ein wenig Gerste und schlechte Kartoffeln in guten Sommern Aussicht haben zur Reife zu kommen. Der Blumenfreund pflegt sein armseliges Gärtchen, und wenn auch Bäumchen, die schon vor mehr als fünfzig Jahren gepflanzt wurden, selbst heute noch nicht einmal mehr als zur Höhe eines Strauches herangewachsen sind, wenn auch seine Johannisbeeren Ende August noch nicht anfangen wollen, sich zu röthen und die Knospe am Stock fault, ehe sie sich zur Rose entwickeln kann, so macht ihm doch sein mit schwerer Arbeit errungener Schatz mehr Freude, als bei uns manch einem sein prächtiger Blumenflor. Mit dem Frühjahr kehren auch die Vögel, die in unzähligen Scharen an den steilen Felsabhängen und auf den im Meere liegenden einsamen Holmen wohnen, zu ihren alten Brutplätzen zurück. Anfang Mai legen die Lunde, wie auch die Trottellummen, die beiden für die Färöer wichtigsten Vogelarten, ihr einziges Ei, und nachdem ihnen dieses von den Eingeborenen weggenommen wurde, legen sie noch ein zweites, das ihnen nun zum Bebrüten gelassen wird. Jetzt polstert graußen auf den Holmen auch die Eiderente das Nest für ihre Jungen mit ihren weichen Flaumfedern aus. Auch ihr werden das erste Mal die Daunen weggenommen, so daß zur Brutzeit der Vogel für sein Nest sich selbst fast aller Flaumfedern auf der Brust beraubt hat. Nachdem die jungen Vögel ausgekrochen sind und eine bestimmte Größe erreicht haben, blüht besonders das Handwerk des Vogelfängers. An den sich etwas schräg zum Meer neigenden Felsabhängen klettert der kühne Inselbewohner auf halsbrecherischem Pfade zu den Brutplätzen der Vögel, und dort fällt in jedem Jahre eine bestimmte Anzahl alter und junger Thiere ihm zum Opfer. Wenn aber die Felsen in schwindelnder Höhe fast lothrecht aus dem Meere aufsteigen, so vereinigen sich mehrere Männer zu gemeinsamer Arbeit. Der Vogelfänger legt sich um Oberschenkel und Brust starke Gurte, an die ein langes Seil befestigt ist. An diesem wird er von den Gefährten in die grausige Tiefe hinuntergelassen. Mit einem großen, an langer Stange befestigten Netze fängt er mit Leichtigkeit eine Unmenge Vögel. Diesen bricht er das Genick, wirft sie hinunter, und dort werden sie dann von einem Boote aufgefangen. In dieser Weise arbeitet der Vogelfänger, nur von Zeit zu Zeit auf einem Felsabsatze sich ausruhend, den ganzen Tag hindurch, bis er endlich am Abend den Fuß des Felsens und das seiner harrende Boot erreicht hat.

Nun noch ein Wort über den Walfang auf diesen Inseln. Die Erbeutung des großen Walfisches liegt ganz in den Händen von zwei Norwegern. Die Färöer haben nur insofern Nutzen davon, als die Staatskasse für jeden Wal 25 Kronen einnimmt, und außerdem dem Volke in dem für den Fänger nutzlosen Walfleisch ein ganz schmackhaftes und sehr billiges Nahrungsmittel geboten wird. Anders steht es aber mit dem Fange oder besser gesagt mit dem Abschlachten des wehrlosen Grindwales; dieses liegt ganz allein in den Händen der Insulaner. Einen solchen grindadrap mitzumachen, ist eines der interessantesten, allerdings auch der peinlichsten Schauspiele, die man sich denken kann. Eine Herde Grindwale, die 100—1000 Stück groß ist und von denen manche Exemplare eine Länge von 8 Meter erreichen, verirrt sich aus dem Atlantischen Ozean in einen der Sunde. Wird sie dort von den Fischern entdeckt, so wird sie durch Steinwürfe, Lanzenstiche u. s. w. in den nächsten Fjord, der sich zum Morde eignet, hineingetrieben, und allen nächstliegenden Inseln wird durch Feuersignale das Ereigniß "grindabodh" verkündet. Nach kurzer Zeit treffen von allen Seiten wohlbemannte und gut ausgerüstete Boote ein, um an dem Abschlachten theilzunehmen, und dieses währt mehrere Stunden hindurch. Hochauf spritzt allenthalben das Wasser, immer erregter drängt sich die Herde zusammen, sodaß oft die einzelnen Thiere kaum Platz zum Athemholen haben; von den Booten sticht, hackt und schneidet man auf die wehrlosen Thiere ein; hier kommt ein Schiff zu nahe den mächtigen Schwanzhieben eines Wales, und die Insassen müssen sich durch Schwimmen retten; dort springt ein tollkühner Bursche einem Thiere auf den Rücken, und der verwegene Reiter treibt seinen Wal bis zum Strande, wo er ihm dann mit raschem Schnitt das Rückgrat durchschneidet. Der ganze Fjord ist vom Blute geröthet, und die entfesselten Mordgesellen ruhen nicht eher, bis auch das letzte Thier dieser Herde zur Strecke gebracht ist. Dann jubelt und jauchzt das ganze Volk und tanzt seinen geliebten Tanz die ganze Nacht hindurch, und immer wieder wird der Branntweinflasche zugesprochen. Der Sysselmann (Bezirksvorsteher) und sein Schreiber haben derweilen schwere Arbeit, da jeder einzelne Wal gemessen und verzeichnet wird. Am anderen Tage wird dann nach durchaus kommunistischen Grundsätzen die Beute vertheilt. Der Fischer, der zuerst die Herde entdeckt hat, erhält für sein Dorf den größten Wal und er selbst dessen Kopf. Die Männer, die bei dem grindadrap mitgewirkt haben, bekommen einen größeren Antheil, im übrigen wird der Fang an die einzelnen im Grinddistrikt (auf den Färöern sind fünf solcher Distrikte) befindlichen Dörfer vertheilt. Und hier wieder hat jeder Bewohner, der junge Mann, der Greis, jede Frau wie jedes Kind, auch das kleinste in der Wiege, seinen gleichberechtigten Anspruch auf den Wal. Der gleiche kommunistische Grundsatz gilt auch beim Vogelfang. Am besten stehen sich hierbei noch Staat und Kirche. Vom Grindwalfang, vom Vogelfang, vom Ertrag der dürftigen Felder, von allem muß der Färinger seinen Zehnten zahlen. Ja, es ist noch nicht lange her, daß auch die heimkehrenden Fischerboote allemal der Mann des Gesetzes erwartete, um auch hier vom Fange den Zehnten einzufordern.

Uns scheint das Leben, das der Färinger in fast täglichem Kampfe um seine Nahrung führen muß, in dem rauhen, unwirthlichen Lande wenig behaglich und beneidenswerth, und doch hängt auch er mit starker Liebe an seinen felsigen Eilanden. Wenn sein Leben auch nicht leicht genannt werden kann, und wenn er auch nie wirkliches Behagen in unserem Sinne genießen darf, so ist er doch in der festen Gemeinsamkeit, die ihn mit all seinen Landsleuten verbindet, andererseits vor dem direkten Elend geschützt. Und wahr ist es schließlich, was ein Färinger mir stolz einst sagte: „Arm sind wir alle, aber bei uns braucht doch keiner zu frieren und zu hungern!"

Kohlensaure Trinkerwelt.

Die Zecher-Kreise, in welche diese Zeilen führen, setzen sich zur Abwechslung nicht vorwiegend aus Mitgliedern des starken Geschlechtes zusammen, sondern hier sind vielmehr die Evastöchter entschieden in der Mehrheit, und auch die Kinderwelt ist erheblich vertreten: denn es handelt sich um die kohlensaure Sphäre der Mineralwasser-Fontäne, welche bei uns eine größere Mission zu erfüllen hat, als in irgend einem anderen Lande der Welt, und auch am stärksten dafür ausgerüstet ist. Uebrigens soll hier nicht von den Zecherinnen und Zechern selber die Rede sein, welche sich in dieser lieblichen Sphäre erlaben, noch auch von gewissen Geheimnissen derselben, die sich hinter zwinkernden Augen-Signalen verbergen mögen, sondern einfach von ihren bekannten Getränken selbst, und von dem Born, welcher sie spendet.

Jedenfalls dürfen die Sodawasser mit Allem, was drum und dran hängt, nicht unter den Dingen vergessen werden, in denen unser Land an der Spitze aller Nationen marschirt. Was für eine Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit sich hier entfaltet, davon hat man anderwärts gar keine Vorstellung! Und schon gar manche Amerikaner und Amerikanerinnen, welche das Ausland besuchten, haben selbst in den bedeutendsten entsprechenden Plätzen der Residenzstädte ihre amerikanischen Sommer-Getränke mit ihren vielen Beigaben schmerzlich vermißt. Mag sein, daß sie anderswo mehr wirkliches Sodawasser bekamen, — aber wie arm und schal nahm sich dasselbe gegenüber ihren schäumenden, kunstreich zusammengesetzten einheimischen Mineralgetränken in hundertfacher Auswahl aus!

Jawohl, „hundertfache Auswahl!" Natürlich kann bei Weitem nicht jede einzelne Fontäne eine solche Auswahl bieten; aber im großen Ganzen trifft es zu, und die allergrößten Sodawasser-Fontänen, wo an einem heißen Tag mehr als tausend Gläser an durstige Seelen jedes Alters und Geschlechts verkauft werden, müssen fünfzig bis hundert verschiedene "flavors" halten, mag auch die Mehrheit der Kunden sich nur für ein Dutzend derselben interessiren. Jedes Jahr werden noch neue Zusammensetzungen erfunden, während freilich auch wiederum andere aus der Mode kommen. Es darf natürlich nicht Wunder nehmen, daß die Getränke einer Sphäre, in welcher das schöne Geschlecht die Mehrheit bildet, ebenfalls stark von der Mode beherrscht werden, viel mehr, als diejenigen der „starkgeistigen" Trinkerwelt.

Trotz des theilweisen Aus-der-Mode-Kommens alter, oder vielleicht nur eine einzige Saison hindurch fashionabel gewesener "flavors" ist der Andrang der verschiedenen Zusammensetzungen ein so großer geworden, daß er die kohlensauren Wirthe oder Wirthinnen beinahe zur Verzweiflung bringt, und dieselben sich im Allgemeinen durchaus nicht mehr beeilen, jede neue derartige Erfindung einzuführen, — sie müßte denn einen besonders großen Vorzug haben, oder der Erfinder müßte bereit sein, sich die Reklame für sein Getränk ein gutes Stück Geld kosten zu lassen.

Nicht selten gehen solche Erfindungen von dem Besitzer irgend eines neuen Sodawasser-Schankbrünnleins aus; wenn derselbe gleichzeitig ein bischen Chemie versteht, ist es für ihn nicht schwer, die Zahl der wohlschmeckenden Zusammensetzungen jederzeit noch zu vermehren. Es kommt auch vor, daß unternehmende Apotheker und — nicht zu vergessen! — Allerhandläden oder „Department Stores" eine neue Zusammensetzung in den Markt bringen, um eine größere Kundschaft für ihre sonstigen Geschäfte heranzuziehen. Wo die Evastöchter "shopping" gehen, werden natürlich während jedes Sommertages riesige Massen Soda-Mischgetränke verkauft. Uebrigens hat man beobachtet, daß in neuerer Zeit auch die Männerwelt in den Geschäftsdistrikten unserer Großstädte sich mehr, als früher, der kohlensauren Fontäne zugewendet, — wenn auch nicht auf Kosten der Spirituosen, so doch auf Kosten des Eiswassers. Abends zieht sich naturgemäß dieses Geschäft stärker nach den Apotheken auch der entlegeneren Stadttheile hin. Es wurde oben von „mehr als tausend Gläsern" gesprochen, — indeß gibt es bei uns großstädtische „Sodawasser-Schenken", welche Tag und Nacht offen sind und, dann bis zu 8000 Gläsern verkaufen!

Fügt man noch hinzu, daß die Materialien für die Soda-Getränke meistens sehr wohlfeil sind, so sollte man annehmen, daß ein gewaltiger Profit in diesem Geschäft stecke. Bei wirklich großartigem Verkauf ist dies auch meist der Fall. Aber viele Apotheker versichern, daß sie lediglich ihrer sonstigen Kunden halber Soda-Getränke verschänken. Gutes Eisrahm-Soda kann nicht unter 3 bis 5 Cents das Glas hergestellt werden, und in eleganten Fontänen selbst steckt ein schönes Kapital.

Der schlaue Dackerl.

Förster Bendemanns Dackerl ist berühmt wegen seiner Schlauheit auf zwei Meilen im Umkreis; aber was eigentlich für ein Genie in dem Malefizviecherl steckte, davon hat doch kein Mensch eine rechte Vorstellung gehabt. Alle Vormittag so gegen elf Uhr geht Förster Bendemann in den Rothen Ochsen, trinkt da so ein, zwei Maß und verspeist mit großem Appetit eine Bratwurst mit Kraut. Dackerl sitzt derweil am Fenster und schaut zu, was auf der Gasse passirt, ob dem Metzger Düpfle sein Bullenbeißer wieder mit dem Schmied Felzheimer seinem Pudel karambolirt, ob der Ziehhund vom Krämer drüben alle Vorübergehenden anbellt und was sonst so ein Hundsgemüth interessirt. Aber so bald die Kathi die Wurst für den Herrn Förster aufträgt, dann springt Dackerl vom Fensterbrett, macht schön, und bekommt seine eine Scheibe Wurst; mehr gibt's nicht von wegen dem Appell, meint Förster Bendemann. Dackerl verzehrt mit einem Aufschlucken die Scheibe Wurst und kehrt dann auf seinen Platz zurück. In der letzten Woche hat's ihn aber geärgert, das kalte Wetter nämlich; nicht, weil's den Dackerl an die Beine frieren thät, so was genirt doch einen Jägershund nimmer, wohl aber, weil's Fenster im Rothen Ochsen so dicht zugefroren war, daß der Dackerl nicht hinausschauen konnt'. Das verdroß ihn gewaltig; zuweilen hat er versucht, mit der Zunge das Eis herunterzulecken, aber dabei hat er sich höchstens den Schnupfen geholt. Lang hat er nun nachgedacht, wie dem Uebelstand abzuhelfen sei. In den nächsten Tagen fällt dem Förster auf, daß der Dackerl zwar wie sonst sein warmes Wurstscheibchen nimmt, aber nicht gleich hinunterschluckt. „Was hat er denn nur?" denkt Bendemann und beobachtet einmal genau den Dackerl und was sieht er? Da steht der Dackerl mit den Hinterfüßen auf dem Stuhl, mit den Vorderfüßen auf dem Fensterbrett und mit der spitzen Schnauze drückt er die warme Wurstschnitte gegen die Scheibe, bis ein Guckloch gethaut ist, wie ein Fünfmarkstück groß; dann erst verzehrt er den Bissen. — Und da sag' noch einer, daß so'n Hundsviech kein'n Verstand hat.

— **Früh übt sich.** . . . — „Aber Lieschen! Wie kann denn ein so großes Mädchen wie Du mit Bleisoldaten spielen?" — „Bitte, Mama, das sind ja keine gewöhnlichen Soldaten, das sind ja Leutnants!"

— **Glück im Spiel.** — Na, Kamerad, habe gehört, gestern wieder horrend an alten Kommerzienrath Goldstein verloren? — Ja, aber janz jut so. Jetzt muß er mir seine Tochter geben, ich hänge zu furchtbar bei ihm!

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Zur Universalerbin seines über 60,000 Mark betragenden Vermögens hat der verstorbene Oberarzt der städtischen Anstalt für Epileptische (Wuhlgarten) Dr. med. Vogelgesang testamentarisch die Stadt Berlin eingesetzt. — Der Angestellte einer hiesigen Lederwaarenfirma, Namens Hugo Spielvogel, ist in Begleitung seiner Geliebten und eines Freundes nach Unterschlagung von 12,000 Mark durchgegangen. — Der Fabrikbesitzer Anton Lehmann, einer der bedeutendsten Industriellen Berlins, ist in Borium einem Gehirnschlage erlegen. — Noth und unglückliche Liebe haben die 18jährige Kellnerin Clara Michael aus der Borsigstraße dazu getrieben, Gift zu nehmen. — Auf der Jagd erschossen aufgefunden wurde der im Anfang der 40er Jahre stehende Uhrmacher Max Kirks, welcher in der Holzmarktstraße 58 sein Geschäft betrieb und in verschiedenen städtischen Ehrenämtern thätig war. Kirks soll Selbstmord begangen haben. — Selbstmord in Folge von Familienzwistigkeiten hat der 45 Jahre alte Schneider Karl Haß aus der Lothringer Straße 40 begangen. Haß war seit acht Jahren verheirathet. — Vor den Augen seiner Geliebten, der Plätterin Marie Karsch, erschossen hat sich auf offener Straße der 25 Jahre alte Arbeiter und Händler Johann Grischkowiak aus der Dalldorfer Straße 6. — Aus Furcht vor Strafe beging die Köchin Ida Wagner Selbstmord. — Unter dem Verdacht des Todtschlags ist der Arbeiter August Konatzki festgenommen worden. Er hat den 18 Jahre alten Schneider Ernst Wittmann mit einem Sack so gewaltsam über den Kopf geschlagen, daß W. kurze Zeit darauf verstarb. — Wegen Unterschlagung von Kranken- und Versicherungsgeldern und Cautionsschwindel ist neulich der Subdirector der Krankenkasse „Hilfe", Max Urban, verhaftet worden. Urban, dessen in eleganteste Stil ausgestattete Bureaux im Hause Stalitzer Straße No. 82 etablirt sind, soll 40,000 Mark veruntreut haben. — Durch eine geringfügig erscheinende Verletzung am Finger hat sich die Goethestraße 58 wohnhafte Frau Pirschke eine so schwere Blutvergiftung zugezogen, daß sie in's Krankenhaus transportirt werden mußte, wo sie in Lebensgefahr darniederliegt.

Charlottenburg. Ein erheblicher Brand wüthete in dem Manufacturwaarenlager von Gebrüder Jacob, Wilmersdorfer Straße 56. — Von einem Straßenbahnwagen überfahren und lebensgefährlich verletzt wurde der Wirthschaftsinspector Julius Wolf. — Durch einen Stich in's Auge schwer verletzt wurde bei der Verfolgung von Unfugstiftern der Schuhmachergeselle Josef Schurich.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. In die Tollwuthschutzstation nach Berlin gebracht wurde die 32 Jahre alte Frau des Versicherungsinspectors Richter von hier. Sie ist von einem tollen Hunde gebissen worden.

Allenburg. Dahier entstand in der Werkstätte des Stellmachers Orlowski am Remontemarkte Feuer, welches die großen Holzvorräthe und fertigen Geräthe vernichtete.

Gumbinnen. Der Locomotivführer Schönfeld aus Königsberg beugte sich in der Nähe hiesiger Station, um den Gang der Maschine zu beobachten, mit dem Kopfe aus dem Führerstande heraus. Dabei schlug sein Kopf mit solcher Wucht gegen einen Brückenpfeiler, daß der Tod sofort eintrat.

Schirwindt. Ein Moor- und Waldbrand hat in hiesiger Gegend bedeutenden Schaden angerichtet.

Wehlau. Dem hier gebürtigen Bootsmannsmaaten Gustav Baumann von dem Kreuzer „Greif" ist für die von ihm im Kieler Hafen mit eigener Lebensgefahr ausgeführte Rettung des Heizers Baumann vom Tode des Ertrinkens die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Im Zuge Zoppot — Danzig starb an Herzschlag der Danziger Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrath von Schaewen.

Elbing. Der Postassistent Friedrich Müller von hier, der nach Unterschlagung von 6380 Mark amtlicher Gelder flüchtig geworden, ist in Nidden auf der Kurischen Nehrung ergriffen worden. — Der frühere Hilfsgefangenenaufseher Bendig wurde wegen mehrerer Sittlichkeitsverbrechen, begangen an Gefangenen, zu einem Jahre und sechs Monaten Zuchthaus verurtheilt.

Riesenburg. Als Leiche aus einem Brunnen zog man den 15jährigen Bernhard Gusowski.

Schlochau. Bei einem Brande, dem das ganze Wohnhaus zum Opfer fiel, erlitt der Lehrer Lahn sowie dessen Kind schwere Brandwunden. Das Kind starb bald darauf im Krankenhause.

Thorn. Auf dem Artillerieschießplatz hatte der zwölfjährige Sohn des Hirten Przybilski einige Geschoßzünder gefunden. Beim Versuche, einen zu entladen, explodirte der Zünder, und verletzte den Knaben so schwer am Unterleib, daß er starb.

Provinz Pommern.

Stettin. In der Oder ertränkte sich der Handlungsdiener Fritz Nienkemper. Unglückliche Liebe hat den erst 19 Jahre alten Jüngling zum Selbstmord getrieben.

Altdamm. Ueber das Vermögen des Conditors Vincent Schmidt in Altdamm ist das Concursverfahren eröffnet.

Kolberg. Durch einen Schuß aus seinem Dienstgewehr machte der Füsilier Otto Schulze seinem Leben ein Ende. — Beim Baden ertrank der Schlossergeselle Heinrich Zimmer.

Ost-Dievenow. Das Dienstmädchen der Frau Bankier Jacobs hat ihrem Leben durch Ertränken im Dievenow-Strom ein Ende gemacht.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Sein 25jähriges Jubiläum als Dirigent der Liedertafel des „Clubs Humor von 1872" beging Julius Redders. — Auf eine 50jährige Dienstthätigkeit kann der Bureauvorsteher bei der Provinzialdirektion, Kanzleirath Heinrich Friedrich Ludwig Walther zurückblicken. — Die in der Arnoldstraße wohnende Frau Schatte, eine ältere Dame, wurde in der städtischen Badeanstalt in einer Badewanne ertrunken aufgefunden.

Husum. Auf Nordstrand wurde ein Kind des Arbeiters Bahne Thomsen von einem Arbeitswagen überfahren, wodurch es einen Schenkelbruch erlitt.

Itzehoe. Der 80 Jahre alte frühere Arbeiter Karl Nölke wurde in der kleinen Paaschburg von einem Ochsen umgerannt und auf den Kopf getreten, so daß er in bewußtlosem Zustande ins Julienstift geschafft werden mußte. — In der Wessel'schen Maschinenfabrik wurde durch Feuer größerer Schaden angerichtet.

Kiel. Wegen Verbrechens wider das keimende Leben standen die Ehefrau Wiebke Borgert und die Schneiderin Anna Pagels aus Stubben vor der Strafkammer. Die Erstere wurde der Anstiftung und des Versuchs schuldig befunden und zu 8, die Letztere nur wegen Versuchs zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Provinz Schlesien.

Breslau. Der Direktor der Breslauer Südmolkerei Dr. Paul Schuppan hat sich, aus bisher unbekannten Gründen, erschossen.

Brieg. Der Lazarethinspektor Gramm wurde wegen großer Unterschlagungen verhaftet.

Chorzow. Der Gendarm Röhr von hier hatte eines Nachts den Polizeisergeanten Muschalle überrascht, als dieser mit einem Begleiter die Geleise der Straßenbahn auf der Kattowitzer Straße zu zerstören suchte. Der Gendarm nahm den Polizisten fest, der sich einen falschen Namen beigelegt hatte. Muschalle wurde vom Schöffengericht zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Neustadt. Plötzlich irrsinnig geworden ist die Gärtnersfrau Patermann in Deutsch-Rasselwitz. Sie warf ihr zweijähriges Kind in den Dorfgraben und hielt es so lange unter Wasser, bis der Tod eintrat. Die Frau wurde in's Irrenhaus übergeführt.

Steinau. Die Halm'sche Dampfmühle zu Züchen a. O. ist vollständig ein Raub der Flammen geworden.

Spiller. Stellenbesitzer Reimann starb an Blutvergiftung, die er sich dadurch zugezogen hatte, daß er beim Zerlegen einer an Milzbrand erkrankten Kuh ein an seinem Arme aufgerissenes Blätterchen nicht beachtete.

Provinz Posen.

Posen. Der Student Olbehowski von hier stürzte von der Ruine des Schreckenstein ab und erlitt schwere Verletzungen.

Brody. Der älteste Geistliche der Erzdiöcese Gnesen-Posen, Probst Gieburowski dahier, ist im 94. Lebensjahre gestorben. Probst Gieburowski hatte vor einiger Zeit sein 60jähriges Priesterjubiläum gefeiert und bis zuletzt seines Amtes gewaltet.

Gnesen. Justizrath Meinhardt ist plötzlich infolge Herzschlages gestorben.

Schmiegel. Die Regierung hat einen Gasthofbesitzer dahier und dessen Bruder, einen Hauptlehrer in Deutsch-Presse, mit 150 M. Geldstrafe bedroht, wenn sie sich statt Kurze weiterhin Kurezewski nennen würden. Der Gasthofbesitzer hat gegen diese Androhung Einspruch erhoben.

Znin. Das Kinderfräulein Rehker, welches sich bei Dr. Tietzen in Pianowko in Stellung befindet, hat mit eigener Lebensgefahr einen 7jährigen Knaben von dem Tode des Ertrinkens gerettet. — Im Reckling'schen Walde ist der Kuhhirt Kauß an einem Baume hängend aufgefunden worden.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Der Kutscher Karl Kahle feuerte während eines Streites auf seinen Schwager Trzeczak einen Revolverschuß ab und verletzte ihn schwer an der rechten Seite. Kahle wurde verhaftet. — Den Inhaber des City-Hotels, Peter Liebrecht, ereilte ein bedauerliches Mißgeschick. Er fuhr mit dem Rade nach dem Herrenkrug. Kurz vor seinem Ziele wurde er von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, fiel vom Rade und starb in wenigen Minuten in Folge eines Schlaganfalles.

Bitterfeld. Von einem plötzlichen Tode wurde der 21jährige Sohn des Barbiers Goede hierselbst ereilt. Er nahm im alten Schützenhause an einer Vereinssitzung Theil und hatte eben bei Berathung der Tagesordnung mitgesprochen, als er plötzlich todt vom Stuhle sank. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Mühlberg a. d. E. In das Erbbegräbniß der Familie v. Egidy im nahen Kreinitz ist ein frecher Einbruch verübt worden. Der Einbruch wurde durch einen Zufall von Kindern bemerkt, da den stillen, abseits vom Verkehr gelegenen Begräbnißplatz selten ein Mensch betritt. Einige Särge sind gewaltsam geöffnet und nach Kostbarkeiten durchsucht worden. Von den rohen Einbrechern fehlt jede Spur.

Provinz Hannover.

Hannover. Einen plötzlichen Tod fand in einem hiesigen Hotel der etwa 40-jährige Lehrer Lutz aus Württemberg. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. — Der Kaufmann Max Wiegand wurde in seiner Wohnung, Canal Straße 5 pt., mit einer Schußwunde in der rechten Schläfe todt aufgefunden. Wigand war schwachsinnig und hat Selbstmord verübt.

Behrensen. Der Arbeiter G. Krafft gerieth mit dem rechten Bein in das Räderwerk einer Dreschmaschine. An dem Aufkommen des K., der nach der Göttinger Klinik überführt werden mußte, wird gezweifelt.

Bremervörde. Der in weiteren Kreisen bekannte Fuhrwerksbesitzer Hermann Meinke, welcher vor Eröffnung unserer Eisenbahn den Omnibus zwischen Bremervörde und Himmelpforten unterhielt, machte durch Erhängen seinem Leben ein Ende.

Zefen. In Breddorfermoor brannte das Wohnhaus des Anbauers und Musikers Krogmann vollständig nieder. Wahrscheinlich ist das Feuer durch spielende Kinder entstanden.

Provinz Westfalen.

Münster. Der verstorbene Verlagsbuchhändler Eduard Hüffer vermachte für die Armen und für gemeinnützige Zwecke in Münster 160,000 Mark.

Bielefeld. Die Unfälle durch Radfahrer mehren sich hier in erschreckender Weise. Nachdem kürzlich die 50-jährige Frau Kaufmann Süvern von einem Radfahrer überfahren worden ist, so daß der Tod bald eintrat, hat jetzt ein 73 Jahre alter Bahnarbeiter aus dem benachbarten Schildesche Namens Ludwig Meckler sein Leben auf gleiche Weise lassen müssen. Der betreffende Radfahrer ist der Dachdecker Josef Jünemann aus Schildesche, welcher in so schnellem Tempo fuhr, daß der alte Mann nicht mehr ausweichen konnte. Gegen J. ist Anklage wegen fahrlässiger Tödtung gestellt.

Rehder. Beim Einspannen der Pferde vor den Wagen erhielt der 78 Jahre alte Landwirth Ludwig Kröger von einem Pferde einen derartigen Hufschlag vor den Leib, daß nach kurzer Zeit der Tod eintrat.

Rheinprovinz.

Köln. Abends wurde der Verputzer Christian Küpper auf der Straße Alte Mauer am Bach ohne jeden Anlaß von drei Männern überfallen und mittels eines Beiles, eines Stückes Eisen und eines Schraubenschlüssels derart zugerichtet, daß ihm der Schädel zertrümmert wurde und das Gehirn hervortrat. Schwerverletzt wurde der Mann zum Bürgerhospital gebracht, wo er hoffnungslos darniederliegt.

Aachen. Als der Arbeiter Obsommer wegen Skandalierens von einem Schutzmann festgenommen werden sollte, flüchtete er sich in eine Fabrik und stürzte sich, als der Beamte ihm dorthin nachfolgte, aus einem Fenster des dritten Stockwerkes auf die Straße herab. Er war sofort todt.

München-Gladbach. Auf dem Hauptbahnhof wurde der Wagenputzer Diederichs von einem Personenzuge überfahren. Er starb im Krankenhause.

Mürlenbach. Wenige Tage nach Vollendung ihres 100. Lebensjahres verschied die Wittwe K. Vogel.

Neuwied. Anläßlich des 60. Stiftungsfestes der hiesigen Liedertafel wurde zu Ehren des Dichters Theodor Reck in dem Hause, in dem derselbe im Jahre 1848 das beliebte Mosellied: „Im weiten deutschen Lande" gedichtet hatte, eine von der Trarbacher Casinogesellschaft gewidmete Denktafel feierlich enthüllt.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Auf der Landstraße zwischen hier und Kirchditmold gerieth der Landwirth Fröhlich von Kirchditmold unter die Räder des von ihm geführten Kornwagens; Fröhlich war auf der Stelle todt. — Ein jähes und noch nicht völlig geklärtes Ende fand hier der 16jährige Gymnasiast Spier aus Ziegenhain. Man fand ihn mit zerschmetterten Gliedern todt auf dem Hofe seiner Wohnung, in die er eben erst aus den Ferien zurückgekehrt war. Wahrscheinlich hatte er sich ermüdet aus einem oberen Flurfenster gelehnt, war eingeschlafen und so abgestürzt.

Witzenhausen. Von einem bedauernswerthen Unfall wurde der Stadtbriefträger Kaufhold betroffen. Auf einem Dienstwege begriffen, wurde er von einem Hunde, welcher ihm zwischen die Füße gerieth, derart zu Falle gebracht, daß er sich einen Beinbruch zuzog, welcher seine Ueberführung in die Göttinger Klinik erforderlich machte.

Wippershain. Bei der Bürgermeisterwahl wurde der Bauer Heinrich Eidam I. gewählt.

Mitteldeutsche Staaten.

Bad Harzburg. Pastor Eyme feierte mit seiner Gattin das Fest der silbernen Hochzeit.

Braunschweig. Der Zimmerpolier Hermann Beck hatte in einem anonymen Briefe einen Kaufmann bei der Polizei denunzirt, daß er Sonntags Nachmittags Waaren verkauft habe. Der Angeklagte wurde trotz seines Leugnens für überführt erachtet und wegen falscher Anschuldigung zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Die Ferienstrafkammer verurtheilte den Pastor Quentin in Wolfenbüttel wegen unsittlicher Handlungen mit Kindern zu zweijähriger Zuchthausstrafe.

Brunse. Wohnhaus nebst Stallungen des Reuß'schen Anwesens wurden infolge Blitzschlags eingeäschert.

Königslutter. Der Fuhrmann Ernst Jakobi hatte sich auf dem Springe beim Tanzen vergnügt und trat Abends gegen 11 Uhr mit drei Damen den Heimweg an. Wahrscheinlich aus Eifersucht verfolgte ihn der Klempner Bötel. Es kam zu einem Zusammenstoß, wobei Bötel den Jakobi durch Messerstiche schwer verletzte.

Offleben. Durch einen Sturz von der Leiter zerschmetterte sich der Maurer W. Bosse aus Schöningen, der auf dem hiesigen Klostergut beschäftigt war, den Unterkiefer.

Stadtoldendorf. Die mechanische Weberei und Färberei von A. J. Rothschild Söhne wurde in eine Aktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 2,400,000 Mark umgewandelt.

Wahrstedt. Der Blitz schlug in den erst 1897 vollendeten Kirchthurm, zerstörte an demselben die Schieferdecke, beschädigte zwei Zifferblätter der Thurmuhr und zersplitterte theilweise die alte Kirchenthür, ohne zu zünden.

Wolfenbüttel. Auf eine 25jährige Thätigkeit als Industrielehrerin an den hiesigen Bürgerschulen kann Fräulein Ahrens zurückblicken. — Von einem Hitzschlage wurde der Schafmeister Schwetje aus dem nahen Halchter auf dem Felde befallen. Schwetje liegt schwerkrank darnieder.

Sachsen.

Dresden. Der Reisende Carl Keller, der hier Betrügereien im Gesammtbetrage von 10,000 Mk. ausgeführt hatte, wurde in Hamburg auf Grund eines erlassenen Steckbriefes festgenommen und hierher ausgeliefert. — Beim Schwemmen seiner Pferde in der Elbe ertrank der Fuhrwerksbesitzer Pilz. — Polizei-Inspektor Langguth, Vorstand des Polizeibezirks (Friedrichstadt) feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum als Polizeibeamter.

Adorf. Durch Erhängen hat sich der Gemüsehändler Hermann Wurziger sen. entleibt.

Arnoldsgrün. Eine Feuersbrunst äscherte das Anwesen des Gutsbesitzers Kaiser und das benachbarte Hadlich'sche Anwesen ein. Die Wittwe Hadlich und der Wirthschaftsgehilfe Müller wurden unter dem Verdacht der Brandstiftung verhaftet.

Auerbach i. V. In zwei Häusern, welche äußerst baufällig, daher unbewohnt und in kürzester Zeit zum Abbruch bestimmt waren, kam Feuer aus. Hierbei wurde auch das Zuleger'sche Haus und später die Häuser des Schuhmachermeisters Hendel (jetzt Herrn Eming Wolf gehörig) und des Bäckers Martin von Feuer ergriffen und zerstört.

Leipzig. Von einem Eisenbahnzuge hat sich der Schuhmacher Roßberg aus Zitzschewig, der zuletzt hier wohnte, überfahren. Der Unglückliche war vollständig zermalmt. — In einem im Karl Heine-Kanal aufgefundenen Leichnam wurde der Spinnmeister Bruno Hermann Weise, 1865 in Schellenberg geboren und zuletzt in Lindenau wohnhaft gewesen, recognoszirt.

Löbau. Der Maurer Manitz aus Ebersdorf wurde hier auf einem Neubau von einem seiner Collegen gestoßen und stürzte vom Gerüst. Dabei zog sich Manitz so schwere innere Verletzungen zu, daß er an denselben starb.

Oberhohndorf. Tödtlich verunglückt ist in einem Kohlenschachte der Bergzimmerling Karl Friedrich Kürschner dadurch, daß mehrere im Gange befindliche Hunte Kürschner erdrückten.

Oberwürschnitz. Das zweijährige Söhnchen des Gutsbesitzers Herold fiel in eine Düngergrube und erstickte darin.

Rosenhain. Wohnhaus und Scheune des Kleinbauern Pietzsch brannten nieder.

Schandau. Der seit Jahren auf dem Bahnhofe stationirte Distrikts-Gendarm Thielemann feierte sein 25jähriges Dienst-Jubiläum.

Wiesenthal. Erhängt hat sich der 59 Jahre alte Hausbesitzer und Leineweber Florian Richter.

Weissig. Am Altteiche auf Weißiger Rittergutsflur ertrank der 43 Jahre alte Arbeiter Meißner.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Wegen Urkundenfälschung diktirte die Strafkammer dem im Jahre 1833 geborenen Auszügler und Gemeinderathsmitglied Johann Wißmann von Rai-Breitenbach 6 Monate Gefängniß zu. — Auf eine 25jährige Thätigkeit in der G. Otto'schen Hofbuchdruckerei blickte dieser Tage Schriftsetzer Friedrich Gries zurück.

Alsfeld. Tagelöhner Wagner, der bei den Bauarbeiten für das neue Steueramtsgebäude beschäftigt war, sank infolge Ueberanstrengung plötzlich zu Boden. Kurze Zeit darauf verstarb der Bedauernswerthe.

Alzey. Der dem Trunke ergebene hier wohnende Handarbeiter Theobald wurde wegen unmenschlicher fortgesetzter Mißhandlung seiner Frau und Kinder verhaftet. In seiner Zelle erhängte sich der Inhaftirte.

Mainz. Nachts wurde der Maler Karls durch Messerstiche lebensgefährlich verletzt in der Nähe der Stadthalle von der Polizei aufgefunden. Ueber die Thäter konnte er keine Angaben machen.

Stockstadt. Das Söhnchen eines hiesigen Bäckermeisters gerieth beim Baden im Rhein in eine tiefe Stelle und wäre sicher ertrunken, wenn nicht der des Weges kommende Dammwärter-Aspirant Egry sich ohne Bedenken in die Fluthen gestürzt und mit Einsetzen seines eigenen Lebens das Kind gerettet hätte.

Bayern.

München. Einen schrecklichen Tod fand der 12jährige Sohn des Bauraths Baron v. Schmidt von hier. Während eines Besuchs bei Verwandten in der im Kreise Goslar gelegenen Ortschaft Liebenburg kam er beim Spielen mit Altersgenossen den Flügeln einer Windmühle zu nahe, wurde von diesen getroffen und so schwer verletzt, daß er nach kurzer Zeit starb. — Die Metzgermeister und Charkutiers gründen ein „Münchener Margarinewerk G. m. b. H." zur Verwerthung des Unschlitts.

Augsburg. Ein Brand brach in dem Anwesen des Oekonomen Schreibmüller an der Lechstraße aus. Das Wohnhaus brannte gänzlich nieder, und mit größter Anstrengung konnte das Vieh geborgen werden. Die 11jährige taubstumme Tochter Schreibmüllers kam ebenfalls in den Flammen um.

Bayreuth. Der k. Notar Mader erlag einem Herzschlag, von dem er in einer Cabine der hiesigen Badeanstalt getroffen worden war. Mader war 76 Jahre alt und einer der ältesten Notare Bayerns.

Berchtesgaden. Gestorben ist hier der weit über die Grenzen seiner engeren Heimath hinaus bekannte Kunstschnitzereibesitzer Michael Walch, ein Mann von geradem, biederem Character.

Marienstein. Der 18 Jahre alte Karl Nißler wurde, als er sich von der Kirchweihfeier nach Hause begab, wohl infolge vorhergegangener Streitigkeiten von mehreren Burschen mit Steinwürfen tractirt und dann in den Unterleib geschossen. Nißler starb am nächsten Tage.

Ruderatshofen. Von einem Zuge wurde vor hiesiger Station der 10 Jahre alte Sohn des Oekonomen Schneider überfahren und schwer verletzt.

Schwabach. Der Taglöhner Leonhard Galsterer von Walpersdorf wurde in dem Angermeier'schen Steinbruch infolge Einsturzes der Schutzmauer getödtet.

Straubing. Reichsrath v. Lang-Puchhof hat das Schloßgut Steinach mit Brauerei, 670 Tagwerk Wald und 533 Tagwerk Feld umfassend, gekauft. Ferner wurde von ihm das Gut Rinkam mit einem Areal von 280 Tagwerk erworben, ehemals im Besitze des Oberverwalters Kuchenmeister von Puchhof.

Würzburg. Selbstmord verübte die 16jährige Stieftochter des Eisendrehers Karl Prozner. Das Mädchen hatte eine Mark verloren, weshalb es Strafe befürchtete und bei dem Altwasser nächst der Heidingsfelder Brücke in's Wasser sprang unter den Augen zweier kleiner Geschwister. — Hier wurde der Sergeant Ewald vom 2. Trainbataillon verhaftet, der Nachts auf der Straße aus Uebermuth aus einem Revolver Schüsse abfeuerte und, als Schutzleute ihn verhaften wollten, auch auf diese schoß. Getroffen war Niemand worden.

Württemberg.

Stuttgart. Infolge einer Herzlähmung stürzte Kaufmann Jacob todt von seinem Fahrrad. — Beim Abspringen von einem in Bewegung befindlichen Straßenbahnwagen kam der 40jährige Postsekretär Karl Lang zu Fall; er zog sich einen Schädelbruch zu, der seinen Tod herbeiführte.

Amrichshausen. Pfarrer Joos feierte sein 50jähriges Priesterjubiläum.

Bietigheim. Häuslicher Zwistigkeiten wegen erhängte sich der 63jährige Schuhmacher Grotz von Bissingen. — Bei Renovirungsarbeiten in der im hiesigen Friedhof stehenden Peterskirche wurde von einem Malergehilfen an der nördlichen Längswand unter dem Verputze ein 7 M. hohes und 4 M. breites Gemälde aufgefunden, das aus dem 14. Jahrhundert stammen soll und eine Darstellung des heiligen Abendmahls gibt. Nach der Aussage des Landesconservators Paulus in Stuttgart, welcher das entdeckte Gemälde in Augenschein nahm, hat dasselbe einen bedeutenden Kunstwerth und wird ohne Zweifel mit staatlichen Mitteln wiederhergestellt werden.

Böhlis. Ein Raub der Flammen wurde das Wohn- und Oekonomiegebäude des Bauern Gaibler.

Dalkingen. Bei der gestrigen Schultheißenwahl wurde Gemeinderath Johannes Diemer gewählt.

Eberstadt. Todtengräber Fecht, 64 Jahre alt, hat sich erhängt.

Egenhausen. Bei einem über unsere Gegend gegangenen Gewitter schlug der Blitz in das von Schreiner Brenner, Mesner Walz und dessen Sohn, Amtsdiener Walz, bewohnten Hause ein. Das Gebäude ging in Flammen auf.

Feuerbach. Dem 18 Jahre alten Friedrich Frohnmüller, der seiner Zeit für seine verunglückte Schwester sich einer schweren Operation unterwarf, indem er sich große Hauttheile zur Uebertragung auf den Körper der Letzteren ausschneiden ließ, wurde in Anerkennung dieser muthvollen That im Auftrage des Königs dieser Tage eine prachtvolle goldene Uhr überreicht. Die Königin schenkte dem muthigen Jungen vor längerer Zeit ihre Photographie in prächtigem Goldrahmen mit eigenhändiger Widmung.

Reutlingen. Das Conservatorium für vaterländische Kunst- und Alterthumsdenkmale hat für eine künstlerische Wiederherstellung des heiligen Grabes in der Marienkirche einen Beitrag von 5000 Mk. bewilligt.

Schammach. Der 13 Jahre alte Sohn des Straßenwärters Angele ging in erhitztem Zustande in's Bad und ertrank.

Tübingen. Mit dem Bau einer neuen Neckarbrücke wird nun Ernst gemacht. In den nächsten Tagen wird zunächst mit der Erstellung einer in Drahtseilen hängenden Nothbrücke begonnen werden.

Uhlbach. Gänzlich durch Feuer eingeäschert wurde das Wohnhaus des Weingärtners Schaber.

Unterreichenbach. Der in einer Sägemühle in Arbeit stehende 25 Jahre alte Säger Rocker gerieth beim Wiederauflegen eines Transmissionsriemens in die Kammräder, die ihm die Füße vollständig zermalmten. Er war alsbald todt.

Baden.

Karlsruhe. Baurath Philipp Mittermaier, der Schwiegervater des Leipziger Nationalökonomen Professors Dr. Karl Bücher, ist zu Hof-Gastein im Alter von 82 Jahren gestorben. — Der Buchdruckereibesitzer Moriell, früher Besitzer des Residenzanzeigers in Karlsruhe, wurde in Heidelberg wegen Betrügereien verhaftet.

Bonndorf. Unweit der Schattenmühle ertrank in der Wutach beim Baden der ledige Fabrikarbeiter Konrad Salomon.

Breisach. An den Folgen eines Sturzes starb das 1½jährige Kind des Herrn G. Hoffstetter.

Furtwangen. Niedergebrannt ist der „Rothe Bauerhof" des Landwirths Joh. Fischer. Das Vieh wurde gerettet, dagegen blieben viele Fahrnisse und einiges Mobiliar der noch im Hause wohnenden Familien G. Müller, E. Hertle und L. Schonhart in den Flammen. Fischer hat den Hof vor einigen Jahren übernommen.

Forchheim. Landwirth K. A. Löser, welcher auf dem Felde mit Garbenbinden beschäftigt war, wollte den Strang, der dem Pferde vom Rücken fiel, wieder aufheben. Dabei schlug das Pferd, von Fliegen stark geplagt, aus und traf den Löser so schwer auf den Unterleib, daß der Unglückliche andern Tages starb.

Konstanz. Bis auf die Außenmauern niedergebrannt ist das Wohnhaus des Schuhhändlers Ludwig Müller in der Husenstraße. Das benachbarte Oser'sche sowie das Kempfer'sche Wohnhaus hat stark gelitten.

Mannheim. Auf der Pferdebahn verlor der 15jährige Kaufmannslehrling G. Scheuermann seinen Hut. Als er abspringen wollte, um ihn zu holen, fiel er zu Boden; er wurde an beiden Oberschenkeln von dem Trambahnwagen überfahren. Der Schwerverletzte starb bald darauf.

Pforzheim. Im Laden des Aussteuergeschäfts Baruch brach Feuer aus, dem die ganze Einrichtung und das Waarenlager zum Opfer fielen. Der Schaden an Waaren beträgt 10,000 M., die zum Theil versichert sind. Frau Baruch, welche im Wochenbett lag, mußte, um nicht im Rauch zu ersticken, nebst ihren zwei kleinen Kindern von Feuerwehrleuten aus dem Hause getragen werden.

Rheinpfalz.

Speier. In der Hasenpfuhlstraße entstand in dem Hause von Tagner Hermann Feuer, das sich auf den Dachstuhl von Schiffbauer Ganninger ausdehnte. An beiden Anwesen wurde der Dachstuhl zerstört.

Dirmstein. Infolge Blitzschlages brannte der Fruchthaufen des Ackerers Hahn nieder.

Eppstein. Die 19 Jahre alte Katharina Scheibel von Marbach, Dienstmagd in Studernheim, früher bei Ackerer Hch. Magin, versuchte während ihrer Dienstzeit bei Magin mit Einbrecherwerkzeugen eine Commode zu öffnen. Dieser Tage wurde sie von der Gendarmerie wegen Versuches des schweren Diebstahls verhaftet.

Landau. Vom Tode des Ertrinkens wurde das 4 Jahre alte Söhnchen des Kaufmanns Julius Vogel, das in die Queich gefallen war, von dem Schlossermeister Wassersleben von hier errettet.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Der 32 Jahre alte verheirathete Weinreisende August Opperheimer von hier hat sich in Mülhausen ertränkt. Am Ufer hatte er in seinen Kleidern einen Brief an die Polizeidirection zurückgelassen, in dem er seine letzten Willensbestimmungen erklärte.

Gebweiler. Eine Feuersbrunst wüthete in dem zum hiesigen Kreise gehörigen Dorfe Rumersheim. Neun Wohnhäuser, elf Scheunen und Stallungen, im Ganzen 30 Gebäude, wurden ein Raub der Flammen. Von den obdachlosen Personen haben einige nur das nackte Leben retten können.

Mecklenburg.

Schwerin. Eine Feuersbrunst zerstörte die Vogelsang'schen und Schade'schen Petroleumlager.

Dobbertin. Der Erbpächter Possehl-Techentin fühlte, als er auf dem Felde sich befand, plötzlich einen brennenden Schmerz in seinem Arm, auch schwoll derselbe sichtlich an, was wahrscheinlich von dem Stich eines giftigen Insekts herrührte. Trotz sofortiger ärztlicher Hilfe ist Possehl im hiesigen Krankenhause an Blutvergiftung gestorben.

Klein-Sarau. Durch eine Feuersbrunst sind hier drei Gebäude eingeäschert worden. Der Brand brach in dem Kathen des Landmanns Geerts aus; das Haus war von den Arbeitern Wulff und Bencke bewohnt, die von ihrer Habe fast nichts retteten. Von hier sprang das Feuer auf die Scheune des Landmanns Dehn über, die mit dem angrenzenden Viehhause ebenfalls niederbrannte.

Oldenburg.

Oldenburg. Die Strafkammer des Landgerichts verurtheilte die 25jährige unverehelichte Arbeiterin Antonie Kuper aus Löhningen wegen unmenschlicher Mißhandlung ihres 3½jährigen Sohnes Bernhard dem Antrage des Staatsanwaltes gemäß zu der höchsten zulässigen Strafe von drei Jahren Gefängniß.

Delmenhorst. Der Elektrotechnikerlehrling Knübel, der in der Linoleumfabrik thätig war, stürzte von einem Gerüst. Durch den Fall aus einer Höhe von 7 Meter zog er sich so schwere Verletzungen zu, daß er denselben nach wenigen Stunden erlag.

Iffens. Das Wohnhaus des Tischlermeisters Lübben ist niedergebrannt.

Freie Städte.

Hamburg. Das Landgericht verurtheilte den früheren Cassirer des Centralverbandes der Hafenarbeiter Deutschlands, Namens Heinrich Stehn, wegen Unterschlagung von 4000 Mark in 41 Fällen zu zweieinhalbjähriger Gefängnißstrafe. — Die alleinstehende 87 Jahre alte Wittwe Tönnies, am Brauerknechtsgraben wohnhaft, goß Petroleum in's Feuer und im Nu standen ihre Kleider in Flammen. Die unglückliche Greisin hat so schwere Brandwunden erlitten, daß sie bald darauf gestorben ist. — Die 71 Jahre alte Frau Lehmbeck wurde in der Lohmühlenstraße von einem Motorwagen überfahren und getödtet. — Aus dem Fenster des zweiten Stocks stürzte der 2 Jahre alte Sohn des in der Schellingstraße wohnenden Händlers Grünwald. Der Knabe erlag nach kurzer Zeit seinen Verletzungen. — Der im Nagelsweg wohnende Kaufmann Bellger sprang aus dem Fenster seiner in der zweiten Etage gelegenen Wohnung auf die Straße und trug so schwere Verletzungen davon, daß er bald darauf verstarb. — Postdirector a. D. Franz Wilhelm Friedrich Paalzow ist in Bergedorf gestorben. Er war im Jahre 1816 geboren und trat schon 1832 in den Postdienst.

Bremen. Ein Fahrradmarder, mit Namen Ludwig Hohrmann aus Opperode, wurde vom Bremer Landgericht zu drei Jahren Zuchthaus, fünf Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht verurtheilt.

Lübeck. Ein gräßlicher Unglücksfall ereignete sich auf dem hiesigen Bahnhofe. Der Kofferträger Holst, der das Herannahen eines Zuges nicht gehört hatte, wurde von der Maschine erfaßt und unter die Räder des Zuges geworfen. Gräßlich verstümmelt wurde er als Leiche aufgehoben. Holst hinterläßt eine Familie mit 6 Kindern. — Der Buchdruckerverein, ein Glied des „Verbandes der deutschen Buchdrucker", kann auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken.

Schweiz.

Aarberg. Der 14-jährige Fritz Gerber, Sohn des Schreiners Gerber, welcher seinem Vater beim Fensterglasen in der Zuckerfabrik behilflich war, fiel aus beträchtlicher Höhe in die Tiefe und erlitt einen Schädelbruch.

Aeschi. Vor Kurzem brach hier bei einem Neubau das Gerüst zusammen. Dabei erlitt der Maurer Gottlieb Kaufmann einen schweren Beinbruch.

Andwil. Hier wurde Herr Zeller im Ebnet (früher Wirth zum „Rößli" in Oberdorf-Goßau) von offener Straße mit einem so schweren Schädelbruch aufgehoben, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Zeller machte einen Ausritt und muß Abends auf dem Heimwege vom Pferde gestürzt sein. Das Pferd stand am Morgen ohne Reiter vor dem Stalle.

Attinghausen. Alt-Rathsherr Ma. Muheim, Käufer des schönen Heimwesens z. „Burg", will daselbst eine Musterkäserei einrichten und sind die Vorbereitungen zum Bau bereits getroffen.

Basel. Der sprichwörtliche Reichthum Basels ist keine bloße Sage. Von 7263 Steuerzahlern sind allerdings 5188 „kleine" mit einem eingeschätzten Steuerkapital von 5000 Fr. bis 55,000 Fr., 772 weitere Pflichtige versteuern bis 100,000 Fr., 553 weitere bis 200,000 Fr., 434 weitere bis eine halbe Million und 180 versteuern über eine halbe, aber nicht eine ganze Million. Die Zahl der Millionäre beträgt 154.

Bern. Der in hiesiger Kaserne angestellte Civil-Küchenchef Sahli hat sich mit einem Küchenmesser den Hals durchschnitten, was seinen sofortigen Tod zur Folge hatte.

Brienz. Der durch einen Sturz verunglückte Peter Wyß, Buchhalter der Lammbachbauung, ist an den erlittenen Verletzungen gestorben. — Ein weiterer Unfall traf den Schnitzler W. Großmann, der sich durch einen Sturz von einem Kirschbaum eine lebensgefährliche Verletzung der Wirbelsäule zuzog.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Im Alter von 69 Jahren ist Anton Schnürer v. Waldheim, das Haupt der Apotheker Oesterreichs, Ehrenpräsident ihrer Vereine und Mitglied des obersten Sanitätsraths, gestorben. — Nach Verübung großer Betrügereien ist der Bäckermeister Wilhelm Brande, Ottakring, Stillfriedgasse No. 2, geflüchtet. — Der 64jährige ehemalige Ministerial-Beamte Marquis Andreas de Thierry sprang in den Donaustrom. Der Lebensmüde, welcher bis zum gewöhnlichen Bettler herabgesunken ist, wurde von der Mannschaft eines Baggerschiffes gerettet. — Die Schmiedsgattin Marie Kral, Ottakring, Haberlgasse Nr. 30, hat sich offenbar in einem Anfalle von Geistesstörung, mit einem Rasirmesser den Hals durchschnitten und ist nach wenigen Minuten gestorben. — Aus einem Hoffenster des dritten Stockwerkes der Adamsgasse No. 3 stürzte der 35jährige Rechnungsrevident Alois Sperl in die Tiefe. Er starb bald darauf. — Der 56jährige Maurergehilfe Ignaz Jirka wurde auf einem Bauplatz nächst dem Ziegelwerke in Favoriten erhängt aufgefunden. — Fast zur selben Minute starb das Ehepaar Ignaz und Marie Edlinger, Währing, Abt Carlgasse No. 7. Der Gatte war 83 Jahre alt und die Gattin zählte 86 Jahre.

Innsbruck. Im Gschnitzthal am Habicht stürzte der hiesige Drechslergehülfe Max Neumeister beim Edelweißpflücken ab und war sofort todt.

Oedenburg. Der 25 Jahre alte Leo Pollak, Buchhalter der Weingroßhandlung Wolf, erschoß sich in Eisenstadt. Pollak, der aus Prag gebürtig war, verübte den Selbstmord aus Schmerz über den vor Kurzem erfolgten Verlust seiner Eltern.

Luxemburg.

Luxemburg. Wegen Unterschlagung von 50,000 Mk. wurde der Kaufmann Karl Starbina aus Berlin auf Ansuchen der Trierer Staatsanwaltschaft dahier verhaftet und der Polizeibehörde in Trier übergeben, welche den Transport des Verhafteten nach Berlin durchführte.

Küntzig. Der Briefträger J. P. Dauphin aus Oberkerschen wollte einen von hiesigem Bahnhofe nach Petingen abfahrenden Güterzug besteigen, als er in Folge eines Fehltrittes herabfiel und überfahren wurde. Der Unglückliche wurde so schwer verletzt, daß er bald darauf starb.

Die Mode.

Die Uebertreibungen gipfeln wohl in der Knappheit des Kleiderrockes, von deren äußerster Extravaganz die feingebildete Dame sich sicherlich fern hält. Das versteht die in dieser Hinsicht feingebildete Frau so gut, deshalb findet man eben diese Uebertreibungen mehr in den Modeblättern, als in der Wirklichkeit. In Paris, von wo man sich das Neueste noch immer holen zu müssen glaubt, gleichen neuerdings die Röcke von oben bis über das Knie hinaus einem engen Futteral. Diesem schließt sich der Volant an, der sich in seinem Faltengewoge nach allen Seiten ausdehnt und mindestens handbreit oder mehr dem Fußboden aufliegt. Oben hemmt die Enge jede Bewegung, unten sind den Füßen bei jedem Schritte Fallen gestellt, wo bleibt da die gerühmte Grazie der Französin? Diese soll sie in der Art und Weise bekunden, wie ihre Finger in die Falten greifen und das Hinderniß beseitigen, denn ohne ein Aufheben des Rockes wäre ein Fortschreiten unmöglich.

Die Grundform des Rockes soll nur höchstens 72 Zoll untere Weite betragen, die durch mehrfache, weit heruntergehende Abnäher dem Körper genau angepaßt wird. Die Knappheit zeigt sich auch in der Taille. das Blusige wird wieder einmal gemieden. Die Aermel, längst schon zum Futteral geworden, verlieren nun auch oben jegliche Falte, sie sollen sich vollständig glatt dem Armloch einfügen und neben



der kürzer werdenden Achselnaht abfallende Schultern zeichnen. Die Länge der Aermel, die sich unten zu einer Düte oder Stulpe erweitern, soll natürlich auch nur den Eindruck des Schlanken vermehren. Ob sie in dieser Weise zu Annehmlichkeiten gerechnet werden können, ebenso wie die hohen, in Schnebben bis zu den Ohren hinaufgehenden Stehkragen, mögen die Anhängerinnen derselben entscheiden.

Ein Blick in die Modezeitungen belehrt uns darüber, daß es kaum mehr ein Kleid ohne Tunika giebt, selbst die schlichte englische Form hat sich diesem Gesetz fügen müssen. Sie nimmt die verschiedenartigsten Formen an, erscheint als Prinzeßkleid, vorn oder seitwärts geöffnet, mit geschweiftem oder in Art der Fledermausflügel scharf ausgebogtem Rande. Glücklicherweise bemerkt man noch wenig Raffung, der Stoff soll zwanglos herniedergleiten, und zu diesem Zweck bleibt er ungefüttert und der Rock erhält eine besondere Grundform. Foulard, weißer Batist und die verwandten Gewebe in lichtesten Farbentönen beherrschen zur Zeit die Damenkleidung, und der Luxus selbst bei den einfachsten Geweben be-



steht in der Ausschmückung und mühevollen Art der Anfertigung. Eingefügte Spitzen, Zwischensätze und ausgeschnittene Spitzentheile, unter denen der Stoff fortgeschnitten wird, wechseln mit gezogenen Bändchen, schmalen, durch die Spitzen gezogenen Sammetbändchen, Stickereien und Säumchen und abermals Säumchen. Letztere theilen das Gewebe in Streifenmuster oder Carreux ein, durchziehen es mit schrägen Linien oder begegnen sich in schräger Richtung; Säumchengruppen wechseln mit mühsam ausgenähten schmalen Hohlsäumchen, u. a. m. Das Reizvolle in den Besätzen zeigt sich darin, daß man sich nicht an einer Art genügen läßt, sondern die verschiedensten Verzierungen auf einem Anzuge vereinigt. Ebenso liebt man es stets, die Kleider aus verschiedenen Stoffen zusammenzusetzen, die Spitzentheile bilden oft die Verbindung, und einer geschickten Hand wird dadurch Gelegenheit gegeben, aus vorhandenen, der Mode nicht mehr entsprechenden Kleidern, luxuriöse, hochmoderne Anzüge zusammen zu stellen. Durchsichtigte Gewebe erhalten stets ein — womöglich seidenes — Unterkleid, das kurzärmelig, resp. ohne Aermel, mit tiefem Ausschnitt gefertigt ist, so daß die Haut des Halses und der Arme hindurchschimmert. Dem langen Dütenärmel steht der mehr sommerliche, halblange Aermel gegenüber, der wie jener knapp anliegt und häufig mit breitem Spitzenvolant abschließt. Ihm gesellen sich natürlich die langen Handschuhe zu, die in derselben Farbe gewählt werden, und deren Rand unter dem Aermelrand verschwindet.



Von den in unseren Illustrationen veranschaulichten Toiletten ist die erste aus mittellila Wollstoff hergestellt. Die Tunika des Rockes, vorn spitz und hinten rund, ist mit Seidenfranse in einem etwas dunkleren lila Ton umrandet. Oben nimmt den Rock ein schmaler Stoffgurt auf, mit dem er über das Leibchen tritt. Dieses hat ein anliegendes Futter mit Schluß in hinterer Mitte, das oben kollerartig mit zu Fältchen abgesteppter weißer Seide bekleidet ist. Ueber diesem Koller ist der oben glatte und unten etwas eingereihte Oberstoff gebogt ausgeschnitten und seinerseits in seinen oberen Theilen wieder passenartig mit weißem Tüll gelegt, der Besatz von gezogenen lila Seidenbändchen zeigt und mit Franse abschließt. Die Tüllpasse hat hinten gerade und vorn spitze Form und findet ihre Fortsetzung scheinbar auf den engen Keulenärmeln. Stehkragen aus weißer, zu Fältchen abgenähter Seide.

Zur Herstellung des Kleides, Figur 2, dient grüner Covertcoat. Es besteht aus dem englischen, unbesetzten Rock und dem kurzen, offenen Jäckchen, das durchweg anliegend gehalten ist und hinten und seitlich nur bis zum Gürtel reicht, während es sich vorn pattenartig verlängert. Oben sind die Vordertheile mit weißen, mit Passamenterie belegten Tuchaufschlägen besetzt. Passementeriebesatz zieht sich auch rings um den Jackenrand. Sturmkragen, den Aufschlägen entsprechend. Keulenärmel mit Passementerie an der Hand. Vervollständigt wird der Anzug durch eine beliebige Bluse oder ein Chemisett. Hut aus grauem Stroh mit grünem Band und lila Blumen.



Das Kleid, Figur 3, ist aus lila Wollstoff gearbeitet. Die Tunika, mit Bogen aus Passementerie begrenzt, tritt über die Vorderbahn des Futterrockes die, ebenso wie der Rand des letzteren ringsum, mit Oberstoff belegt ist. Das anliegende Leibchenfutter schließt in vorderer Mitte, während der Oberstoff auf der linken Schulter und unter dem linken Arm hakt; letzterer ist durchweg zu Quersäumen abgenäht und unten eingereiht, oben dagegen glatt genommen. Vorn öffnet er sich über einem Latz aus puffig abgereihter weißer Seide und schließt hier mit Passementeriebesatz, dem Rock entsprechend, ab. Stehkragen aus weißer, Gürtel aus dunkellila Seide. Keulenärmel, oben zu Säumchen abgenäht. Hut aus weißem Stroh mit weißem Band und weißen Federn garnirt.

Das in der letzten Abbildung dargestellte sehr elegante Kleid ist aus hellgrauem Tuch gearbeitet und mit dunkelgrauer Kurbelei verziert. Die Tunika, die vorn und unten ringsherum den unteren Rock sehen läßt, ist mit Kurbelei umrandet; sie ist hinten ohne Falten gearbeitet und oben, ohne mit dem unteren Rock vereinigt zu werden, in einen vorn unter Schnalle schließenden Gürtel gefaßt. Das anliegende, in vorderer Mitte schließende Futter ist im Rücken glatt mit Stoff überspannt; die Vordertheile, unten eingereiht und oben glatt, sind über einem glatten, nach links überhakenden Latz geöffnet und längs ihrer Ränder mit Kurbelei verziert. Stehkragen und Epaulettetheile mit Kurbelei. Keulenärmel. Schleife aus weißer Gaze. Weißer Strohhut mit weißen Gazeplissees und weißen Federn.

— **Selbstbetrachtung.** Vater (eine Qualle betrachtend): „Merkwürdig sieht so'n Dings doch aus!" — Sohn: „Ja, Vater, wie 'ne gefrorene Ohrfeige!"

— **Noth und Hilfe.** — Frau Schulmeisterin: „Wenn morgen die Schwägerin mit ihren Kindern kommt und einige Tage bei uns zu Besuche bleibt, da wird's heißen, öfters Pfannenkuchen machen und es sind weder Eier noch Butter im Hauf'." — Schulmeister: „Und Geld ist auch keins da. — Aber Geduld, ich hab' eine Idee." — (In der Schule): „Kinder, morgen werde ich Euch die schöne Geschichte vom Columbus, der Amerika entdeckt hat, erzählen. Da ist es nöthig, daß Jedes ein Ei mitbringt; wo keine Eier im Hauf' sind, da thut's auch Butter!"

Bilder von der Nahe.

Von den linksseitigen Nebengebieten des Rheines ist wohl keines bekannter und besuchter als das der unteren Nahe. Bingen, Kreuznach, die Ebernburg und die Saline Münster am Stein ziehen fortwährend einen Strom von Fremden an, ganz abgesehen von den unzähligen Hilfebedürftigen, die an den beiden weltbekannten Badeorten Kreuznach und Münster Gesundung und Kräftigung suchen und meist auch finden. Das Nahethal selbst ist durch die Rhein-Nahebahn längst erschlossen und wird täglich von Hunderten und Aberhunderten von Reisenden durcheilt, gewöhnlich allerdings nur im Fluge, nicht selten jedoch auch mit der erforderlichen Muße, die es dem Reisenden gestattet, sich an den reichen, auf der Wegstrecke zwischen Rhein und Saar dargebotenen Naturschönheiten zu erfreuen.

In reicherem Maße bieten sich jedoch diese Schönheiten demjenigen zum Genusse dar, der das Thalgelände, wenn nicht ganz, so doch in einzelnen seiner Theile, als richtiger Wandersmann durchstreift. Reich belohnt wird er sich namentlich finden, wenn er seinen Schritt den kleineren und größeren Seitenthälern zulenkt, wie sie sich vor allem von der Seite des Hundsrückens gegen den Thalgrund der Nahe eröffnen. Sie sind oft wild und rauh in das Gebirge eingeschnitten und in ihrer



In Monzingen.

unregelmäßigen Bildung wahrhaft „romantisch", das heißt von jener Stimmung durchdrungen, welche die Phantasie des Zuschauers unwillkürlich zu eignem Schaffen anregt. Ein derartiges kleines Thal, das Gäulsbachthal, treffen wir gleich bei dem auf einem Hügel gelegenen Flecken Monzingen an der unteren Nahe. Bevor wir es betreten, halten wir uns jedoch einen Augenblick in dem erwähnten Bürgermeistereidorfe auf, theils um den hier wachsenden, wegen seines Feuers berühmten Monzinger Wein zu kosten, theils um einen Blick auf einige alterthümliche Gebäude im Innern des Ortes zu werfen, die in gelungener Weise den bürgerlichen deutschen Renaissancebau aus seiner guten Zeit veranschaulichen. Treten wir dann die Wanderung nach dem Thälchen an, so werden wir erstaunt über die uns entgegentretende Abwechslung sein. Noch reicher gestaltet sich diese, wo eine kurze Strecke hinter dem Orte Langenthal das ohnehin nicht sehr breite Thal in das schluchtenartige, wildromantische Horthal übergeht, das sich, bei der Klebmühle beginnend, etwa eine halbe Stunde lang bis zu den Horzmühlen hinzieht, eine Fülle interessanter Scenerien und kühner Gesteinsbildungen entfaltend.

In größerem Maßstabe wiederholen sich diese Erscheinungen in zwei weiteren, auf das linke Nahe-Ufer einmündenden, ausgedehnteren Seitenthälern, bei dem Kallenbach- und dem Hahnenbachthal. Ersteres, zu dem wir von der Eisenbahnstation Martinstein aus gelangen, müssen wir wenigstens bis zu der noch in seinem Mündungsgebiet gelegenen Ruine des Schlosses Dhaun, der größten und besterhaltenen des Nahethales, aufwärts verfolgen. Wie die Trümmer zeigen, war das

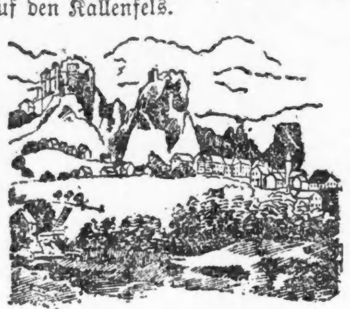


Ruine Dhaun.

Schloß einst ein umfassender Bau, der in der gleichen Weise den Zwecken der Vertheidigung wie denen einer glänzenden Hofhaltung zu dienen vermochte. Die Geschichte des befestigten Ortes geht auf eine sehr weite Zeit zurück.

Einen etwas weiteren Ausflug müssen wir in das bei Kirn sich von dem Nahethal abzweigende Hahnenbachthal machen. In einer Ausdehnung von etwa sechs Stunden wird dieser Gebirgseinschnitt in den östlichen Abfall des Hundsrückens von dem Hahnenbach — mit seinem richtigen Namen übrigens „Kir" und nicht etwa gar die „Hahne" genannt — durchströmt. Sobald wir den Ort Kirn verlassen und die über den Hahnenbach führende Brücke überschritten haben, wird unser Blick unwillkürlich von den malerisch auf drei steilen und schroffen Felsklippen sich erhebenden Trümmern eines alten Burgbaues gefesselt. Es sind die Ueberreste der einst stattlichen Burg Stein-Kallenfels; sie war durch die Vereinigung zweier, ursprünglich gesonderter Burgen entstanden, von denen die eine, „Kaldenfels" geheißen, auf der oberen, die andere, der „Stein", auf der unteren Höhe emporragte. Nach den beiden Burgen nannten sich zwei verschiedene Rittergeschlechter, die später durch Heirath in eines zusammenflossen und die zu einem Ganzen vereinten Burgen als Reichslehen besaßen. Etwas in Verruf gerieth die Burg im vierzehnten Jahrhundert, als sie sich nach dem Aussterben der alten Linie im Besitze einer Erbgenossenschaft, der sogenannten Stein-Kallenfelsischen Ganerbschaft, befand, die sich durch ihre Räubereien weithin bekannt machte. Auch dem einst vielgenannten Räuberhauptmann Johannes Bückler, dem berüchtigten „Schinderhannes", haben die Trümmer des alten, von den Franzosen in ihren unter dem Namen Reunionskriege beschönigten Raubzügen zerstörten Raubnestes zum Schlupfwinkel gedient.

Beim weiteren Verfolgen der Thallandschaft gewahrt man nicht weit hinter den Kallenfelser Ruinen auf einer Bergeshöhe das vielfensterige, weiße Schloß Wartenstein. Es rechtfertigt nicht ganz seinen Namen als „Aussichts- oder Umschaufelsen", gewährt aber doch von seinem schönen Altanbau einen lohnenden Blick in das Thal und auf den Kallenfels.



Kallenfels.

Hinter Schloß Wartenstein verengt das Thal sich bedeutend; die hohen Bergwände treten ziemlich nahe an den Wasserlauf heran und lassen zu unsrer Rechten kaum Raum für die an diesem sich dicht hinziehende Straße. Ueber das Dorf Hahnenberg gelangen wir zu dem etwas weiter aufwärts gelegenen Wirthshaus Rudolfshaus und schlagen hier einen nach rechts führenden Fahrweg und dann einen von diesem sich links abzweigenden Fußpfad ein. Wir suchen zunächst den Ort Budenbach zu erreichen, von dem aus wir leicht auf Wiesenpfaden zu Schloß Schmidtburg gelangen.

Leider ist von diesem auf einem Felsvorsprung gelegenen alten Herrensitze nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen übrig. Die Schmidtburg gehört zu den ältesten Burgen des Nahethales, dem sie wird urkundlich bereits im 10. Jahrhundert als Sitz der Gaugrafen des Nahegaus genannt, aus deren Geschlecht die beiden Linien der Wildgrafen und der Rauhgrafen hervorgingen, von denen die ersteren sich zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts mit den Rheingrafen (den Nachkommen der alten Gaugrafen des Rheingaues) zu dem mächtigen und einflußreichen Geschlecht der Rhein- und Wildgrafen verbanden.

Auch auf der Schmidtburg hat eine Zeitlang der berüchtigte Schinderhannes in der damals noch erhaltenen Burgkapelle gehaust.

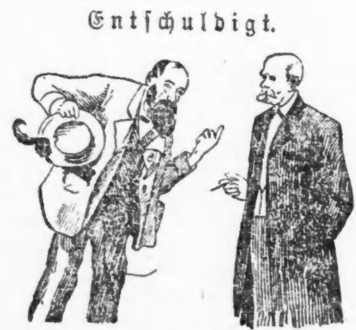
Von den auf die rechte Naheseite auslaufenden kleinen Seitenthälern verdient das nicht weit von der Stelle, wo



Wartenstein.

die alte Römerstraße den Fluß bei dem Orte Sonnenberg überschritt, bei dem Flecken Frauenberg ausmündende Waldthälchen aufgesucht zu werden. In ihm erhebt sich malerisch auf einer waldbestandenen Anhöhe die schöne Ruine der Frauenburg. Man genießt von ihr aus einen zwar etwas eng begrenzten, aber äußerst reizvollen Blick in das Nahethal. Die Burg wurde im vierzehnten Jahrhundert auf den Resten eines römischen Kastells von der in die Schicksale der Nahe- und Mosellande so häufig eingreifenden und darum in deren Geschichte so oft erwähnten willensstarken und thatkräftigen Gräfin Loretta von Sponheim-Starkenburg erbaut. In einer ihrer vielen Fehden mit dem Kurfürsten Balduin von Trier gelang es ihr, den ihr als Gegner gegenüberstehenden mächtigsten der damaligen Reichsfürsten am Fuße der Starkenburg bei Trarbach an der Mosel aufheben zu lassen und längere Zeit auf dieser kaum einzunehmenden Feste gefangen zu halten. Mit dem Lösegeld von 11,000 Pfund Heller, das Balduin ihr zahlte, erbaute sie dann die Burg.

Entschuldigt.



Herr (zu seinem Jäger): „Wie können Sie sich unterstehen, besoffen in aller Früh zu mir zu kommen?" — Jäger: „Ach, verzeih'n S', gnädiger Herr, den Rausch hab' ich für eine Schuld annehmen müssen!"

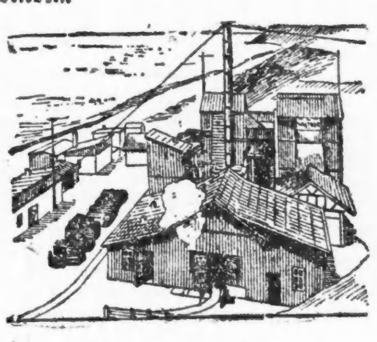
— **Aufgehalst.** Oberst: „Herr Lieutenant, den Leuten stehen die Binden über den Kragen, wie kommt das?" — Lieutenant: „Verzeihen, Herr Oberst, die Leute haben keine vorschriftsmäßigen Hälse."

— **Aufklärung.** „Es hieß doch, der Sekretär werde die junge Wittwe heirathen; wodurch sind die beiden denn auseinander gekommen?" — „Sie haben sich neulich im Leihhause getroffen."

— **Im Eifer.** A.: „Weshalb haben Sie eigentlich dem Bräutigam Ihrer Tochter den Laufpaß gegeben?" — B.: „Weil ich ihn noch zur rechten Zeit durchschaute; denken Sie, als ich ihm das Jawort gab, umarmt' er plötzlich statt seiner Braut — meinen Geldschrank!"

Bernstein-Bergbau.

Den Bergbau auf Kohlen und Erze kennen gar viele, doch ist unter Zehntausenden kaum einer zu finden, der den Bergbau auf Bernstein kennt. Der Grund dafür ist sehr einfach. Die Bergwerke, welche Kohle und Erze fördern, sind Legion und fast über alle Länder verstreut. Dagegen gibt es nur ein Bernstein-Bergwerk, und dieses liegt entfernt und einsam in der nordwestlichen Ecke des ostpreußischen Samlandes bei Palmnicken, wo die merkwürdige blaue Erde das dem Pflanzenreich entstammende Gold birgt. Durch die zwar langsam, aber unaufhaltsam vor sich gehende Senkung der ostpreußischen Küste kam ein Theil des Bernsteinlandes in den Bereich der Meereswellen. Die Wogen rissen das Land der blauen Erde auf und entführten den aufgespeicherten Bernstein in die See, von wo er, da die Meereswelle nichts behält, wieder auf den Strand zurückgeworfen wurde. Daher datirt die Bernsteinfischerei und Baggerei, die bis zum Graben des Bernsteins die einzigen Gewinnungsarten blieben.

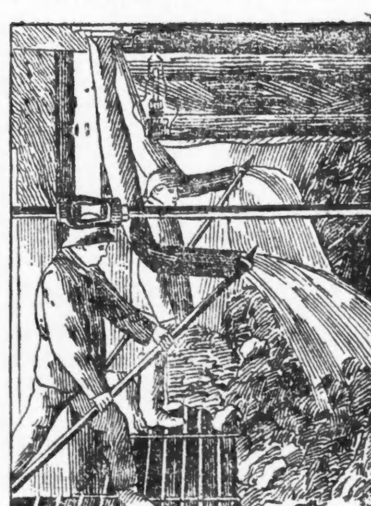


Grube Anna.

Untersuchungen an der samländischen Ostseeküste, namentlich bei Brüsterort, wo die Taucher bereits auf den Meeresgrund stiegen, um den Bernstein aufzulesen, bemerkenswerthe Funde an der in die See ausstreichenden blauen Erde bei Palmnicken ließen mittlerweile hinter das Geheimniß kommen, daß die Hauptschatzkammer doch nicht das Haff sei, auf dem die Bernsteinbaggerei so wie so den ganzen langen Winter hindurch ruhen mußte.

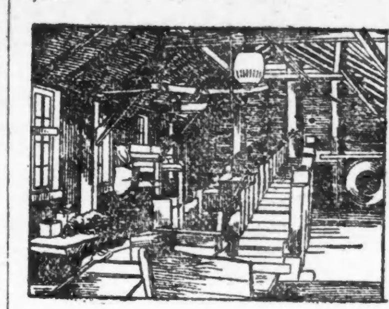
Die Memeler Firma Stantien & Beckers, welche vom preußischen Staate das Bernstein-Monopol erworben und in Schwarzort einen bedeutenden Baggereibetrieb eingerichtet hatte, ließ diesen allmälig eingehen und schuf in Palmnicken großartige Bernsteinbergwerksanlagen. Sorgsam behütetes Land und wildes Meer liegen hier dicht neben einander. Mächtige Dämme und andere starke Befestigungen mußten errichtet werden, damit der Wogenprall die Arbeit der Bergleute nicht störe, welche die blaue Erde hier über 40 Meter tief heraufholen, damit sie auf Bernstein untersucht werden kann. Grube „Anna" mit ihren Einsteigschachten, Luftschachten, Stollen, Förder- und Reinigungswerken liefert im Verein mit den benachbarten Gruben (Grube „Palmnicken" und so weiter) eine solche Menge Bernstein, daß jährlich an den Staat eine Gesammtpachtsumme von ungefähr 700,000 Mark abgetragen werden kann.

Weit leichter war es mit der Bernsteingewinnung und -verwerthung aus dem Sande des Haffs wie hier aus der blauen Erde. Der durch starke Wasserstrahlen von der blauen Erde befreite Bernstein ist nämlich nicht zu durchschauen, also auch nicht auf seinen Werth zu prüfen, denn ihn bedeckt eine



In einer Erdfalte.

undurchsichtige Verwitterungsrinde, wie sie der Haff-, überhaupt der Seebernstein nicht hat oder richtiger, nicht mehr hat, denn die rastlos rollenden Wellen haben an ihm vormals Schleiferdienste verrichtet. Solches muß hier künstlich nachgeholt werden. Der Grabstein, welcher noch gar nicht aussieht, als gehöre er zum Gold des Nordens, muß durch Maschinen von den letzten Spuren der blauen Erde und der sogenannten Verwitterungsrinde befreit werden. Große Fässer mit Wasser, in denen sich Rohrbesen bewegen, putzen den Bernstein weiter, und nach ihnen übernehmen mit Wasser und scharfem Sand rotirende Behälter an dem Gold des Nordens weitere Reinigungs- und Schleiferdienste. Nach der Bernsteinwäsche kann auch der Grabstein, gleich dem Seestein, leichter auf seinen inneren Werth geprüft werden. Er wird durch Hacken zunächst in die natürlichen Sprünge zertheilt, von allen Unreinigkeiten befreit und nach Größe, Form und Farbe in eine große Anzahl von Handelssorten gegliedert. Diese sind so eingerichtet, daß sie sich den verschiedenen Zweigen der Bernsteinindustrie vollständig anpassen. Schon bald nach dem Inkrafttreten der Schwarzorter Bernsteinbaggerei führte Herr Moritz Becker das sogenannte „feine Sortiment" ein. Dasselbe besteht darin, daß der Bernstein in eine eigne Sortiranstalt kommt. An langen Tischen sind Sortirer oder neuerdings Sortirerinnen beschäftigt, den Bernstein in eine Reihe von Sortimenten zu sondern. Jedes dieser gegen hundert Sortimente enthält nur Stücke von gleicher Farbe, gleicher Größe und gleicher Form. Größe, Stückzahl aufs Kilo und sonstige Beschaffenheit müssen sich bis in die kleinsten Details gleichbleiben, um dadurch den Fabrikanten, wie es kaufmännisch heißt, eine sehr genaue Conjunctur zu ermöglichen.



Erdwäsche.

Das größte bis jetzt in Palmnicken gefundene Bernsteinstück hat ein Gewicht von 5600 Gramm. Dasselbe befindet sich in dem Stantien & Becker'schen Bernsteinmuseum in Königsberg. In diesem Museum ist alles Seltene, Schöne und Sonderbare vereinigt, von den Bernsteinarbeiten aus der Steinzeit von Schwarzort an bis zu den neuesten, in das Gebiet der Handelswaare schlagenden Stücken von Palmnicken. Da sieht man Ringe aus Bernstein mit Rosenölkapseln zum Export für den Orient, sogenannte Pferdekorallen zum Export nach Persien, türkischen und russischen Rauchrequisitenbernstein, Schmucksachen für Afrika, chinesische Amulette und so weiter. Neben Alterthümern aus Bernstein und den verschiedensten modernen Bernsteinarbeiten, geschnitzt und gedrechselt, findet sich auch die jetzt weit verbreitete Imitation des Bernsteins. Auch die verschiedenen Farbennuancen des Bern-



Sortirsaal.

steins (blauen, grünen, braunen und sogenannten schwarzen) lernt der Besucher kennen. Anziehend sind, namentlich für den Naturkundigen, die Bernsteinstücke mit Einschlüssen, welche die Fauna und Flora längstverflossener Jahrtausende betreffen. Am merkwürdigsten sind vielleicht die Hohlräume im Bernstein, die in der Erde oder See mit Wasser gefüllt sind, welches aber an der Luft eintrocknet: sogenannte Wassertropfen im Bernstein.

Ein guter Bekannter.



A.: „Bei Lehmann's sollen die Verhältnisse auch recht schlecht sein!"

B.: „Ach, da ist der Gerichtsvollzieher so bekannt, daß sogar der Hund mit dem Schwanze wedelt, wenn er kommt!"

Schade.



Armer Teufel (vor dem Charkutierwaarenladen): „Die dummen Redensarten! „Mit den Augen verschlingen"! Wenn man das könnt', wär' ich schon längst satt!"

— **Kann wohl sein.** „Nun, Mr. Fox, wie fühlen Sie sich denn nach der Seekrankheit?" — „O, so recht umgestülpt."

— **Amerikanisch.** — Mutter: „Das sage ich Dir, aus der Liebelei mit dem jungen Smith wird nichts." — Tochter: „Ach, was redest Du da! Ich bin ja schon seit vier Wochen mit ihm verheirathet."

— **O weh!** Gutsbesitzer: „Du, Jochem, hör' mal, gestern Abend soll der Krüger Dir gegenüber auf mich geschimpft haben, was hat er gesagt? Raus damit, ich will alles wissen." — Knecht: „Er hat gesagt, gnädiger Herr wär'n ein Schafskopp, un — un wenn ich's nicht glauben wollte, würde er mir's schriftlich geben." — Gutsbesitzer: „Was? — und das hast Du so hingenommen?" — Knecht: „Nee, nee, ich habe gesagt, das wäre nicht nöthig, ich glaub's auch so!"

Magnetoperationen.

Schon im Beginn unserer Zeitrechnung wurde die Kraft des Magneten zur Entfernung von Eisensplittern aus dem Auge verwendet. Wir besitzen darüber eine etwa zweitausend Jahre alte Notiz, die sich in der Ayurveda des Sucruta befindet. Es heißt da: „Eine eiserne Pfeilspitze, die in Richtung der Fasern der Gewebe liegt, nicht fest eingebettet ist, keine Ohren besitzt und mit einer weiten Oeffnung in der Haut, kann mit dem Magneteisenstein ausgezogen werden."

Erst im Beginn der neueren Zeit erfährt man wiederum etwas über die Anwendung des Magneten zu chirurgischen Zwecken. Sie erfolgte auf den Rath einer Frau; eine Thatsache, die unsere Damen mit Genugthuung erfüllen dürfte. Die ärztlich gebildete Frau des deutschen Mediciners Fabricius aus Hilden bei Köln veranlaßte 1656 ihren Gatten, einen kleinen Eisensplitter mittels eines Magnetsteins aus den oberflächlichen Augenschichten zu entfernen.



Untersuchung.

Die erste wissenschaftlich begründete und mit allen Hilfsmitteln der chirurgischen Kunst ausgeführte Magnetoperation gelang zuerst im Jahre 1879 dem Geheimen Medicinalrath Professor Dr. J. Hirschberg in Berlin. Er öffnete das Auge durch einen Einschnitt und holte, indem er die Spitze eines kleinen Elektromagneten in das Augeninnere einführte, den tiefliegenden Eisensplitter heraus.

Um Magnetoperationen am Auge mit Hoffnung auf Erfolg ausführen zu können, bedarf der Arzt eines zu diesem Zweck besonders eingerichteten Laboratoriums. Es sind vorzüglich zwei Instrumente, die zur Operation nothwendig sind: das Werkzeug zur Untersuchung und das Werkzeug zur Heilung. Zunächst hat der Arzt festzustellen, ob sich denn wirklich Eisen im Auge befindet. Dazu dient das sogenannte Siderostop, auf deutsch: der Eisenspäher. Der Apparat gleicht einem vereinfachten Galvanometer, den die Physiker und Elektrotechniker täglich gebrauchen; er besteht aus einem



Entfernung eines Splitters.

gut magnetisirten Stahlstäbchen, das an einem feinen Faden innerhalb eines Glasröhrchens aufgehängt ist. Nähert man das Auge des Patienten der Magnetnadel des Siderostops, dann wird sie, wenn sich wirklich Eisen im Auge befindet, in Schwingungen gerathen. Zuweilen sind aber die Eisentheilchen so klein — sie betragen nur Bruchtheile eines Milligramms — daß es feinerer Beobachtungen mittels des Fernrohrs bedarf, um sie nachzuweisen.

Auf unserem ersten Bild sehen wir, wie der Operateur am Fernrohr beobachtet, während ein Gehilfe den Kopf des Patienten am Siderostop hält, beziehentlich hin- und herbewegt; Schwierigkeit macht hierbei zumeist das Betragen der Patienten, sie zeigen sich höchst ungeschickt, fahren mit dem Kopf gegen das Instrument u. dgl. Ist so der Nachweis erbracht, daß sich Eisen im Auge befindet und durch geschickte Messungen, die eine reiche Erfahrung beanspruchen, festgestellt, wo es seinen Sitz haben dürfte, dann schreitet man zur Magnetoperation. Das zweite Bild zeigt, wie der Operateur sanft den Kopf des Patienten faßt, die Augenlider zurückzieht und die verletzte Stelle der Spitze des Riesenmagneten nähert. Zuweilen gelingt es, besonders wenn ein größerer Eisensplitter im Auge liegt, ihn nach vorn zu ziehen, so daß er in der Wundöffnung erscheint und leicht entfernt werden kann.

Schrecklich.



Graphologe: „... Aus der Schrift eines Menschen kann man ganz genau seinen Charakter erkennen!"

Bauer: „Jessus, Herr Doctor, no' muß J' jo gar kein' Charakter hab'n — J' kann jo gar net schreib'n!"

— **Bedenkliches Eheglück.** Junger Ehemann: „Lieber Schwiegerpapa, an der aufgezählten Mitgift fehlt ein Hundertmarkschein. — Schwiegervater: „Hör'n Se, verliebt sind Se aber auch nicht ä bische."

Die Ernte des Obstes.

(„Amerika.“)

Was das Abnehmen des Obstes anbelangt, so hat die Art und Weise, wie man dabei verfährt, nicht nur auf die Haltbarkeit der Früchte, sondern auch auf die Gesundheit und Fruchtbarkeit der Bäume großen Einfluß. Das Abnehmen des Obstes sollte daher stets mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Vor Allem muß das Obst, ehe es abgenommen wird, die gehörige Reife erlangt haben. Zu früh abgenommenes Obst verliert nicht nur seinen Wohlgeschmack, sondern auch seine ihm eigenthümliche Farbe. Dasselbe schrumpft zusammen und geht leicht in Fäulniß über. Doch hat man die Baumreife von der Lagerreife wohl zu unterscheiden. Man muß den rechten Zeitpunkt für die erstere und damit für die Ernte kennen, damit sich das Obst nicht nur möglichst lange auf dem Lager halte, sondern auch seine Würzigkeit, bei den Birnen, Pfirsichen und Aprikosen auch den Schmelz, bis zum höchsten Grade entwickele.

So ist der Apfel baumreif und muß abgenommen werden, wenn er bei einer halben Drehung mit der Hand seinen Halt verliert. Auch wenn einige nicht wurmstichige Früchte abfallen, muß er geerntet werden. Zu früh abgenommen, verliert der Apfel seine Dauerhaftigkeit, und die Schale wird runzelig. Spätreifende Winteräpfel läßt man bis zum Braunwerden der Kerne oder bis zum ersten nicht allzu starken Frost am Baume hängen. Dann nimmt man sie ab, gleichviel, ob sie leicht oder schwer sich lösen lassen.

Die Birnen dagegen müssen schon geerntet werden, wenn die Spitzen der Kerne beginnen, sich schwarz zu färben. Da sie um diese Zeit noch fest hängen und die benachbarten Blüthenknospen für das nächste Jahr geschont werden müssen, so thut man gut, wenn man sie mit Hilfe einer Scheere abschneidet. Zu spät gebrochene Birnen bleiben meist rübenartig, weil sie durch zu langes Hängenbleiben einen Theil ihrer wässerigen Bestandtheile verloren haben, und der chemische Prozeß der Zuckerbildung, bei welchem die Zellen weich und saftig werden, dann gar nicht oder nur sehr langsam eintritt.

Kirschen zeigen ihre Reife durch die Weiche und Durchsichtigkeit ihres Fleisches sehr deutlich an.

Pflaumen und Zwetschen lasse man möglichst lange am Baume hängen, besonders wenn sie gedörrt werden sollen. Ein Einschrumpfen der Haut schadet bei diesen Früchten nicht, sondern verbessert ihre Güte.

Beim Sommerobst, namentlich bei den Kirschen, auch frühen Pflaumen, einigen Aepfel- und Birnensorten, fällt Baumreife mit Genießbarkeit zusammen. Sie können vom Baume gegessen werden. Trotzdem gewinnen alle Aepfel und Birnen an gutem Geschmack, wenn sie einige Tage vor ihrer völligen Reife abgenommen werden. Sie werden dadurch saftreicher und schmackhafter, durch langes Hängenlassen aber trocken und mehlig. Dasselbe gilt auch von den Pfirsichen und Aprikosen, die am Baume außerdem noch auf einer Seite hart bleiben.

Was die Tageszeit betrifft, zu der man das Obst pflücken soll, so ist bei allem Sommerobst am besten, nie bei starker Hitze, sondern eben vor oder noch Sonnenuntergang zu pflücken, weil dann die Früchte weit schmackhafter und saftiger sind. Spätobst dagegen, das längere Zeit aufbewahrt werden soll, pflückt man am vortheilhaftesten zu der Tageszeit, wo es am stärksten von der Sonne beschienen wird. Des Morgens früh, zur Zeit des Thaufalls und bei Regen unterläßt man das Abnehmen des Obstes.

Beim Brechen des Obstes selbst ist jeder Druck, Schlag, Stoß oder Fall sorgfältig zu vermeiden, da jede gedrückte oder verletzte Stelle leicht in Fäulniß übergeht. Deshalb muß auch alles Obst mit dem Stiel gepflückt werden, denn durch dessen Abreißen entsteht eine Verletzung, von der aus die Frucht zuerst faul wird. Im Allgemeinen sollen die Früchte mit der Hand gebrochen oder abgeschnitten werden. Bei dem Schütteln der Bäume gehen viele Blüthenaugen des nächsten Jahres verloren, und jede fallende Frucht erhält einen Fleck, von dem aus sie fault und entwerthet wird. Zum Abnehmen des Obstes auf hohen Bäumen bedient man sich einer langen Stange mit einem daran befindlichen kleinen Korbe, oder einer langen Leiter, die sich überall an den Baum anlegen läßt, ohne Schaden zu thun. Außerdem bedient man sich eines kleinen weichgefütterten Korbes, den man sich entweder um den Leib schnallt, oder der mit einem Haken oben an der Leiter, oder an einem Ast des Baumes gehängt wird. Sobald der Korb gefüllt ist, wird er behutsam in größere Körbe ausgeleert. Ist das Obst so reif, daß es durch Besteigen des Baumes schon häufig von selbst abfällt, so wird der Boden unter dem Baume 4 Zoll hoch mit Stroh belegt, damit das abfallende Obst nicht beschädigt wird. Das abgenommene Obst wird in den Körben vorsichtig nach Hause getragen und daselbst von den beschädigten, unreifen, verwelkten und faulen Stücken gesondert. Das Obst in Säcke zu schütten, und in diesen nach dem Aufbewahrungsorte zu tragen oder zu fahren, ist für die Haltbarkeit desselben blos schädlich, indem es durch Drücken, Rütteln und Schütteln Flecke bekommt und bald in Fäulniß übergeht. Alles abgefallene und abgeschüttelte Obst muß für sich gesammelt werden, und darf nicht zu dem gepflückten kommen, weil jenes leichter fault und dann auch das gute Obst mit ansteckt. Vorzüglich muß man bei dem Abnehmen des feinen Tafelobstes dafür sorgen, daß es nicht den geringsten Stoß oder Druck erleide.

Ist das Obst in sehr großer Menge gerathen und fehlt es zum Pflücken an Zeit, so kann man sich dadurch helfen, daß man unter die Bäume ein gutes Strohlager macht und das Obst sanft mit einem Haken abschüttelt. Die abgefallenen Früchte müssen aber sofort aufgelesen und dürfen durch das nachfolgende Obst nicht beschädigt werden. Das geschüttelte Obst muß innerhalb zwei bis drei Wochen verwendet werden, indem sich sonst an demselben faule Stellen bilden. Es dient hauptsächlich nur zur Bereitung von Cider oder zum Dörren für den gewöhnlichen Hausgebrauch. Ehe nun das zur Aufbewahrung bestimmte Obst in den Aufbewahrungsraum gebracht wird, soll es an einem mäßig kühlen Orte nachreifen. Es kann hier auf dem Boden, mit einer Unterlage von Moos, Papier oder Kleeheu, in spitz zulaufenden Haufen aufgestapelt, vierzehn Tage lang liegen bleiben, bis es genügend ausgedunstet ist, „geschwitzt“ hat. Alsdann wird es ohne weiteres künstliches Abtrocknen, vielleicht nachdem es einen Tag in einem luftigen Raume ausgebreitet gelegen, in den Aufbewahrungsraum gebracht.

Dewey als Gefangener.

Der vielgenannte Sieger von Manila, dessen Heimkehr nach dem vaterländischen Gestade nahe ist, hat sich bekanntlich auch schon in unserem Bürgerkrieg ziemlich hervorgethan, und dazumal hat er es auch fühlen müssen, wie es thut, als Gefangener in die Hände des Feindes zu fallen!

Das war in der Nacht des 14. März 1863, als der Bundesdampfer „Mississippi“ zu Port Hudson, Miss., von den Konföderirten in Brand geschossen wurde. Einer der überlebenden Konföderirten, welche an jenem Kampfe betheiligt waren, J. J. McDaniel in Mineola, Tex., gibt neuerdings eine ausführliche Schilderung des denkwürdigen Vorfalls, die in ihren Haupttheilen folgendermaßen lautet:

Schon seit längerer Zeit hatten sich die Flotten-Streitkräfte der Unionisten unter Farragut bemüht, an Port Hudson vorüberzukommen, um eine Verbindung mit dem unionistischen Flottengeschwader und der Armee weiter nördlich herzustellen und zugleich den Konföderirten eine Verbindung abzuschneiden. Letztere aber widersetzten sich diesen Versuchen mit aller Macht und wurden durch eine Reihe starker Batterien am Mississippi-Ufer unterstützt. In der dunklen Nacht des 14. März aber hatten die Unionisten einen theilweisen Erfolg, den sie indeß mit dem Verlust des Dampfers „Mississippi“ theuer erkaufen mußten.

Farragut's Flaggenschiff „Hartford“ fuhr mit geschlossenen Luken voran und kam nebst dem, ihm unmittelbar folgenden kleinen Boot „Switzerland“ wohlbehalten an unseren Batterien vorüber; beide Boote waren schwarz angestrichen, alle Lichter waren gelöscht, und ein dichter Rauch hing zur Zeit tief über dem Fluß und den Ufern und machte die sternenlose Nacht noch finsterer. Das dritte Boot der Unionisten aber, der 2000-Tonnen-Dampfer „Mississippi“, eröffnete Feuer auf unsere Batterien. Die Batterie No. 9, unter Hauptmann Ramsay, erwiderte das Feuer mit vier Salven, und drei derselben schlugen ein und setzten das Boot in Brand. Gegen Mitternacht waren sämmtliche Strandbatterien und sämmtliche Fahrzeuge in einem wüthenden Kampf begriffen, und etwa 30 Mörser weiter flußabwärts pfefferten ebenfalls auf die Unionistenboote.

Alle, die sich an Bord des brennenden „Mississippi“ befanden, wurden bald durch die Flammen und eine Explosion zur Flucht genöthigt. Eine Anzahl suchte Zuflucht in einer benachbarten Zuckermühle und wurde von einer Abtheilung Konföderirter gefangen genommen; einige wurden auch direkt am Gestade gefangen. Andere jedoch, darunter der Kapitän Melanchthon Smith, entwischten in drei Booten nach dem „Richmond“, der weiter flußaufwärts lag.

Ich hatte Wachdienste im Gefangenen-Quartier zu verrichten, und unter den Gefangenen fiel mir eine besonders mannhafte, gebietende Gestalt am meisten auf. Ich erfuhr, daß dies Leutnant George Dewey war, der einzige Offizier des Bootes, welcher nicht entkommen war. (Abgesehen von einem oder mehreren gefallenen Offizieren; die gesammte Bemannung des „Mississippi“ belief sich auf etwa 300.) Dewey hatte noch keinen Knopf, der ihm gehörte, von seinem Boot gerettet; Alles war zerstört, einschließlich der Kleider, in denen er das Schiff verließ. Er nahm aber sein Schicksal sehr kühl auf und schien sogar einige Belustigung darin zu finden. Ziemlich wortkarg, war er indeß zugleich von sehr höflichem und verbindlichem Wesen, und unser Aller Urtheil über ihn war: „Jeder Zoll ein Gentleman“. Von einem anderen Mitglied seiner Bootsmannschaft erfuhr ich auch, welch' große Kaltblütigkeit er im Feuer unserer Batterien auf dem brennenden Schiff gezeigt, und wie er dem Kapitän Smith, dessen Exekutiv-Offizier er war, ein Signalbuch und ein Telegraphen-Zeichenbuch gerettet hatte.

Er blieb übrigens gar nicht lange als Gefangener in unseren Händen. Ohne Zweifel fühlte er, daß man seine Dienste brauchte. Wie er uns aber entschlüpfte und wieder zu seinem Kapitän gelangte, das kann wohl nur er selber sagen. Jedenfalls ist ihm auch hierbei sein kaltblütiges Draufgehen zugute gekommen. Ich kann versichern, daß wir schon damals auf diesen Gefangenen stolz waren.

Soweit die Erzählung des heutigen Baumwollhändlers McDaniel. Es sei hierzu nur noch bemerkt, daß Kapitän Melanchthon Smith bereits in seinem amtlichen Bericht über die Zerstörung der „Mississippi“, vom 15. März 1863, sagte: „Ich glaube, daß ich eine hochwichtige Pflicht vernachlässigen würde, wenn ich die Kaltblütigkeit meines Exekutiv-Offiziers Dewey unerwähnt ließe und den unerschrockenen Muth, mit welchem er und seine Kameraden das Schiff vertheidigten, wie auch die ruhige, ordnungsgemäße Art, wie es schließlich unter dem Feuer der feindlichen Batterien aufgegeben wurde, 35 Minuten nachdem es auf den Grund gelaufen war.“

Milan und Alexander.

Ein persönlicher Bekannter des Königs Alexander von Serbien und seines Vaters gibt in einer englischen Zeitschrift einige Beobachtungen zum Besten. In den Augen des Königs Alexander, sagt er, liegt etwas Sinnendes. Er ist nichtsdestoweniger Freund einer guten Tafel — eine Neigung, die er zweifellos von seinem als Feinschmecker bekannten Vater ererbt hat. Bei Tisch wird König Alexander zuerst bedient, dann sein Vater, dessen lebhafter Konversation der König mit großer Aufmerksamkeit folgt. Zum Desert verzehrt der König große Mengen von Erdbeeren und Bananen. Er raucht sehr selten. Er ähnelt weder seinem Vater noch seiner Mutter besonders. Exkönig Milan sieht schon sehr gealtert aus. Sein Haar ist an den Schläfen ganz weiß. Die Zigarette kommt fast nie aus seinem Munde. In seiner Haltung ist immerhin etwas Königliches, und seine Stimme hat einen vollen Klang, in dem etwas Militärisches liegt. Sein Blick ist durchdringend, und Jeder, mit dem Milan spricht, fühlt, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hat. Die Offiziere, deren Oberkommandant Milan ist, sind ihm trotz seines hochfahrenden Wesens ziemlich zugethan, da er ein guter Waffenkamerad ist.

— Rückfall. — Isidor (zu seiner Verlobten, nachdem er eine Zeit lang mit ihr zärtlich gethan): Sarah, mein Gold, wollen wir sein e' Weil vernünftig — wieviel kriegste als Aussteuer?

Im Brunnen.

Die Passanten der Strada Scherbaniza in Bukarest waren jüngst Zeugen der Schlußszene eines Liebesdramas, in dem nicht nur die Heldin ein tragisches Ende nahm, sondern auch Zuschauer in Todesgefahr geriethen. Helene, die 17jährige Tochter angesehener Eltern, so wird uns von dort geschrieben, liebte leidenschaftlich einen braven, jungen Mann, der sie gerne heirathen wollte, was aber ihre Eltern nicht zuließen. Anfangs gab es viel Streit, dann Thränen, und zuletzt trieb die Verzweiflung das liebeskranke Mädchen in den Tod. In genannter Straße stürzte es sich in einen etwa 10 Klafter tiefen Brunnen. Das geschah so rasch, daß es in dem Augenblicke nur ein einziger vorübergehender Mann bemerkte, der sich aber sofort an dem Brunnenstrick hinabließ, um es zu retten. Bis zur Hälfte gelangt, umfingen ihn die im Brunnen aufsteigenden Gase, und mit einem Schreckensschrei stürzte er in die Tiefe. Andere Vorübergehende vernahmen den Hilferuf und beeilten sich, die Polizei zur Rettung herbeizurufen. Bald waren auch die Pompiers der Feuerwehr zur Stelle, ließen ein starkes Seil hinab und zogen bald auch den unglücklichen Retter empor, der noch so viel Besinnung und Kraft hatte, um sich an das Seil zu klammern. Das Mädchen war leider nicht mehr im Stande, den rettenden Strick zu ergreifen. Ein herbeigeeilter junger Brunnenbauer, den wohl das Schicksal des jungen Mädchens zum Helden machte, erbot sich, trotz der giftigen Gase hinabzusteigen. Unten angelangt, faßte er rasch das Mädchen und gab das Zeichen, das Seil emporzuziehen. Doch die finsteren Brunnengeister gaben ihre Beute nicht frei. In halber Höhe vergingen dem jungen Manne die Sinne, und er mußte die Unglückliche fallen lassen. Halb todt entrann er den tödtlichen Gasen. Das Mädchen aber wurde erst am nächsten Morgen mit großen Vorsichtsmaßregeln als Leiche heraufgezogen.

— Eine Aufgabe. — A.: Nun, Frau Rath, sind Sie wohl jetzt recht unterwegs?“ — Frau Rath: Ja, 's ist nicht leicht, sieben Schwiegersöhne — im Zaume zu halten!

— Sympathische Form. — Macht Ihnen der Dienst bei der Luftschiffer-Abtheilung eigentlich Spaß? — Soldat: O ja, besonders seitdem die neuen Ballons solche wurstähnliche Form haben.